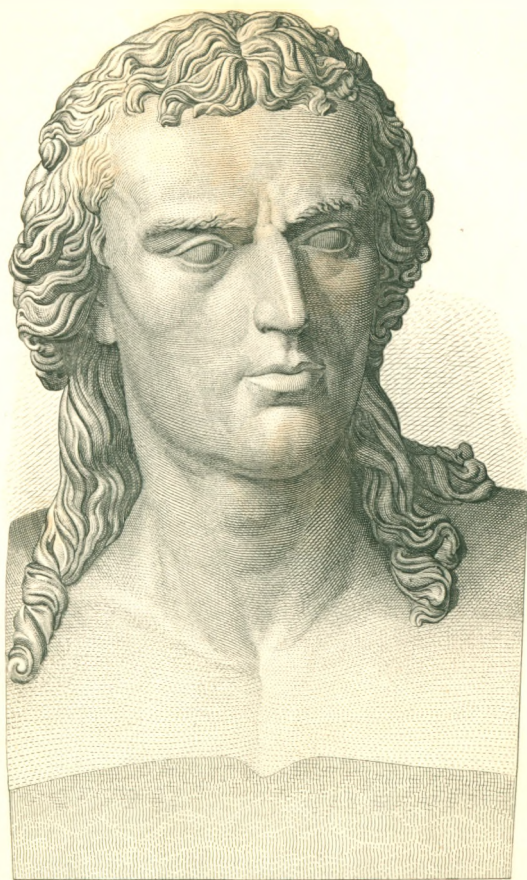






Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Elfer.**



SCHILLER

Schillers Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Beller mann.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

322506



098241

Vorwort des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe wird Schillers sämtliche Werke in 14 Bänden enthalten, von denen die ersten 8 alles das bringen, was für einen weiteren Kreis gebildeter Leser als geeignet erscheint, während die anderen 6 diejenigen Schriften umfassen werden, welche nur für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich, mit dem Dichter beschäftigen. Die erste Abtheilung umfaßt daher außer den Gedichten auch die sämtlichen großen Dramen des Dichters, die wichtigsten der erzählenden Dichtungen, die geschichtlichen Hauptwerke und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl. Die poetischen Übersetzungen dagegen sind der zweiten Abtheilung zugewiesen worden.

Für die Bearbeitung gelten durchweg die von der Redaktion der Meyerschen Klassiker-Bibliothek aufgestellten und seit Jahren bewährten Grundsätze. So greift die Herstellung des Textes überall auf diejenige Quelle zurück, die als der letzte nachweisbare Wille des Dichters zu gelten hat. Sprache und Ausdruck ist nirgends geändert; nur die rein äußerliche, den Laut des Wortes nicht berührende Schreibung ist nach der jetzt üblichen Orthographie geregelt worden, so daß z. B. Flut, Schwert, Schar, selig, nicht „Fluth“, „Schwerdt“, „Schaar“, „seelig“ gedruckt ist, während Schreibungen wie „ergehen“, „fodern“, „gäh“ und ähnliche, wo es die Quellen bieten, beibehalten worden sind. Das Einzige, wobei unter Umständen von den Quellen abgewichen werden mußte, ist die Interpunktion. Schiller selbst hat darauf keine grundsätzliche Sorgfalt verwandt, und oft war die überlieferte Zeichensetzung dem natürlichen Verständnis und richtigen Lesen

recht unbequem, namentlich steht vielfach das Komma, wo der Sinn durchaus einen stärkeren Abschnitt verlangt; so findet sich z. B. im „Kampf mit dem Drachen“ in fünf aufeinander folgenden der langen Strophen (Vers 205—264) immer nur zum Schluß ein Punkt, während innerhalb der Strophen ausschließlich das Komma die Sätze trennt. In solchen überaus zahlreichen Fällen ist unbedenklich das nach heutigem Gebrauch dem Sinne Entsprechende gesetzt worden, sehr oft im Anschluß an frühere Ausgaben, namentlich die von Körner und Joachim Meyer.

Die Erläuterungen unterm Text sollen einerseits Einzelheiten erklären, die dem gebildeten, aber nicht gelehrten Leser nicht immer gegenwärtig sein dürften, außerdem aber bei schwierigeren Dichtungen das Verständnis fördern, sei es durch Besprechung einzelner Stellen, sei es durch Hinweis auf den Grundgedanken und Zusammenhang. Die Anmerkungen hinterm Text bringen litterarische Nachweise zur Entstehung der einzelnen Gedichte sowie Angabe der Quellen des Dichters, Parallelstellen und ähnliches. In dem Verzeichnis der Lesarten habe ich mich bemüht, die verwirrende Menge der Angaben, wie sie z. B. in Goedekes kritisch-historischer Ausgabe vorliegt, überall möglichst so einzuschränken, daß man durch eine kleine Anzahl von Quellen einen anschaulichen Überblick über die Geschichte des Textes erhält.

Der der Ausgabe beigefügte Kupferstich ist nach der Dänederschen Kolossalbüste in Stuttgart von A. Krauß in Leipzig hergestellt worden; das Original des im Facsimile-Druck wiedergegebenen Jägerliedes aus dem „Wilhelm Tell“ befindet sich im Großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar.

Berlin, 1895.

L. Bessermann.

And when I was born
My father said that
I would be a young woman
and a Morgan horse.

And in the end I
was in the end of the
world of the world
and the world of the world.

And when I was born
I was in the end of the
world of the world
and the world of the world.
And in the end of the
world of the world.

Jägerliedchen aus dem „Wilhelm Tell“.

Schillers Leben und Werke.

Erster Abschnitt: Heimatjahre 1759—82.

1. Kindheit.

Einige Meilen nördlich von Stuttgart liegt am sanft aufsteigenden Ufer des Neckar, zwischen Rebenhügeln und fruchtbaren Feldern das freundliche Städtchen Marbach, der Geburtsort Schillers. Johann Kaspar Schiller aus Bittenfeld im Württembergischen (geb. 1723), der Vater des Dichters, hatte, als ihm die Erfüllung seines Wunsches, eine gelehrte Bildung zu gewinnen, durch äußere Umstände unmöglich gemacht wurde, das Badergewerbe und die Wundarzneikunst erlernt; er war 1745 mit einem bairischen Husarenregiment, das während des Österreichischen Erbfolgekrieges in holländischen Diensten stand, nach den Niederlanden gegangen und nach mancherlei Kriegserlebnissen in die Heimat zurückgekehrt, wo er in Marbach am 22. Juli 1749 die Tochter des Wirts zum Goldenen Löwen, Elisabeth Dorothea Rodweiß, heiratete und etliche Jahre als Marbacher Bürger die Wundarzneikunst ausübte. Dann trat er in das württembergische Heer ein, wurde 1757 Fähndrich und Adjutant, machte mit seinem Regiment, welches der Herzog von Württemberg für „Subsidiengelder“ an Frankreich überließ, den Feldzug von 1757 gegen Friedrich den Großen, insbesondere die Schlacht bei Leuthen, mit und kehrte, für seine treuen und ausdauernden Dienste durch Ernennung zum Leutnant belohnt, 1758 nach Marbach zurück, wo ihm inzwischen am 4. September 1757 sein erstes Kind, Christophine, geboren worden war. Auch in den folgenden Jahren war er viel auswärts: er rückte Ende Oktober 1759 mit seinem Regiment nach Hessen und war wiederum nicht daheim, als sein Sohn, unser Dichter, das Licht der Welt erblickte. Es war der 10. November,

ein großer Gedenktag des deutschen Volkes, denn er hat uns auch Luther (1483) und Scharnhorst (1756) geschenkt. Am folgenden Tage, dem 11. November 1759, wurde das Kind auf die Namen Johann Christoph Friedrich Schiller getauft. Der fromme Vater schrieb später in einem selbstverfaßten Gebete: „Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!“

Der Vater war einfach, kraftvoll, streng rechtschaffen und von frommem Sinne, gewandt und rührig im praktischen Leben, dabei auch geistig überaus regsam und selbst von natürlicher Begabung für schriftstellerische Thätigkeit, die er in seiner späteren Muße mehrfach ausübte, die Mutter eine anspruchslöse, liebevolle Hausfrau. „Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt“, wie Andreas Streicher¹ berichtet. So war Sitte und Denkart des elterlichen Hauses bei aller Einfachheit und gebotenen Einschränkung durchaus eine geeignete Stätte für die gesunde Entwicklung der Seele des heranwachsenden Kindes. Die Familie vermehrte sich später noch: außer zwei Schwestern, die als Kinder starben, wurde 1766 eine Tochter Luise geboren, die den Pfarrer Frankh in Möckmühl heiratete, und 1777 Nanette, die zu großer Trauer der betagten Eltern wie der Geschwister 1796 als blühendes neunzehnjähriges Mädchen starb. Christophine heiratete den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, als dessen Witwe sie 1847, fast neunzigjährig, gestorben ist.

Das erste bemerkenswerte Ereignis in dem Leben des Knaben war der Wechsel des Wohnsitzes der Eltern. Der Vater, welcher 1761 zum Hauptmann befördert worden war, wurde einige Jahre darauf als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd versetzt, erhielt aber die Erlaubnis, in dem benachbarten schwäbischen Grenzort Lorch zu wohnen, wohin ihm Anfang 1764 die Familie folgte. Hier hat Schiller einige besonders glückliche Jugendjahre unter der sorgsamten Pflege beider Eltern verlebt. Gern durchstreifte er mit der älteren Schwester oder auch mit der Mutter die herrliche Gegend mit ihren prächtigen Wäldern und besuchte die nahe gelegene Klosterkirche zu Lorch mit den Gräbern der Hohenstaufen. In Lorch erhielt er auch den ersten Unterricht, indem

¹ „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785“ (Stuttgart 1836).

er mit der Schwester die wohl eingerichtete Dorfschule besuchte und vom sechsten Jahre an vom dortigen Prediger Moser im Lateinischen unterrichtet wurde, zusammen mit dem Sohne des Pfarrers, mit dem er herzliche Freundschaft schloß. Schon aus früherer Zeit wird erzählt, daß die ersten Eindrücke des Kindergemüths religiöser Art waren. Wenn der Vater seine Morgen- und Abendgebete in feierlichem Tone sprach, eilte der Knabe immer gern selbst von seinen liebsten Spielen herbei. Der Schwester hat sich der Ausdruck tief eingeprägt, welchen dann die Andacht seinen kindlichen Zügen gab, wenn er mit gefalteten Händen, die blauen Augen zum Himmel gerichtet, die Stirn von den rötlich gelben Haaren umwallt, in Kreise der betenden Familie stand. Hier in Lorch entwickelte sich unter dem Einfluß des ehrwürdigen Pastors Moser und durch den natürlichen Nachahmungstrieb in Schiller die frühe Neigung, auch dereinst ein Prediger zu werden. „Oft“, so erzählt Christophine¹, „stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form.“ Als er später die „Räuber“ schrieb, hat er dem Lehrer seiner Kindheit in der Gestalt des Pastors Moser, der dem ruchlosen Bösewicht Franz so unerschrocken ins Gewissen redet, ein Denkmal gesetzt.

Ende 1766 kam Schillers Vater nach Ludwigsburg in Garnison, und die Familie vertauschte die stille Einsamkeit des Lorch'schen Aufenthalts mit der geräuschvollen und glänzenden Residenz der Herzogs Karl Eugen. Hier wurde der Knabe auf die lateinische Schule gebracht, um für seine Ausbildung zum Geistlichen, die für ihn und die Eltern feststand, die erforderliche Grundlage zu gewinnen. Er machte gute Fortschritte. Da es Sitte war, daß die Schüler aller Lateinschulen des Landes alljährlich in Stuttgart vor dem Rektor des Gymnasiums eine

¹ Sie hat nach Schillers Tode auf eine Aufforderung von Charlotte von Schiller „Erinnerungsblätter“ handschriftlich an mehrere Freunde mitgeteilt. Vgl. „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. 1, S. 457; Bd. 4, S. 482.

Prüfung zu bestehen hatten, von der ihre Zulassung zu den theologischen Studien abhing, hatte sich der neunjährige Schiller 1769 zum ersten Male und ebenso dann in den folgenden Jahren diesem „Landexamen“ zu unterziehen; in dem Gedicht „Die Winternacht“ (1781) erinnert er sich noch der bei diesen Prüfungen ausgestandenen Angst. Die Zeugnisse fielen fast durchweg recht gut aus; Schiller wurde als ein hoffnungserweckender Knabe bezeichnet, dessen Vererbung zum Studium nichts im Wege stehe.

Da zur Hofhaltung des prachtliebenden Herzogs auch ein Opernhaus gehörte, zu dem den Offizieren und ihren Familien der Zutritt freistand, wurde der kleine Schiller zur Belohnung seines Fleißes zuweilen in die Vorstellungen mitgenommen. Verstanden kann er wohl von dem Inhalt der meist italienischen Opern nicht viel haben, aber seine Phantasie wurde dadurch doch so angeregt, daß er sich mit Plänen zu Trauerspielen beschäftigte und mit Papierfiguren dramatische Szenen aufführte, auch versuchte, mit den Geschwistern und mit Schulfreunden selbst zu spielen. „Im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen“, erzählt Christophine, „und jedes mußte Hand anlegen; da gab er denn jedem seine Rolle. Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler; er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles.“

2. Auf der Militärakademie.

Als die Zeit herannahte, wo der junge Schiller nun einer der sogenannten „Klosterschulen“ des Landes zur unmittelbaren Vorbereitung auf das theologische Studium übergeben werden sollte, trat eine unerwartete Wendung in dem Gange seiner Ausbildung ein, welche für sein ganzes Leben von bedeutendem Einfluß wurde. Der Herzog Karl Eugen, welcher noch vor kurzem an Prachtliebe und Verschwendung mit dem Hof zu Versailles gewetteifert hatte, war seit einigen Jahren in eine völlig veränderte Lebensrichtung eingetreten. Die Ursache lag vornehmlich in dem veredelnden Einfluß, den seine Geliebte, Franziska von Lenzburg, die er zur Gräfin von Hohenheim erhob, auf ihn gewonnen hatte. Sie war eine Dame von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens, aber da der Herzog, der von seiner Gemahlin getrennt lebte, als Katholik keine neue Ehe eingehen durfte, konnte er sich erst, als seine erste Frau gestorben war, rechtmäßig mit Franziska verbinden. Trotz dieser mißlichen Stellung war ihr Einfluß auf den Herrscher von Anfang an ein wohlthätiger, und ihm war es zuzuschreiben, daß die bis-

herigen übermäßigen, vom Lande kaum zu erschwingenden Ausgaben für Schauspiele, Opern, militärische Paraden, Hoffeste und Prachtentfaltung aller Art aufhörten und der Herzog anfang, mit ernsterem Sinne für das Wohl seines Landes zu sorgen, wenngleich seine Regierungsweise immer höchst despotisch und von willkürlicher Laune bestimmt blieb.¹ Unter seinen neuen Neigungen stand die für Erziehung und Pädagogik obenan.

Eine Stunde westlich von Stuttgart liegt in hübscher Umgebung das vom Herzog erbaute Lustschloß Solitüde. Hier gründete Karl Eugen 1770 zunächst ein Militärwaisenhaus für Kinder unbemittelter niederer Offiziere, das er 1773 zu einer „Militär-Pflanzschule“ für fähige Offiziersöhne erweiterte. Behufs der Aufnahme in diese Anstalt ließ er sich aus allen Schulen des Landes Bericht über die befähigtesten Zöglinge erstatten und erhielt hierbei auch über den Sohn des Hauptmanns Schiller von den Lehrern der Ludwigsburger lateinischen Schule ein Zeugnis, das sich sehr günstig über die Anlagen des Dreizehnjährigen aussprach. Daraufhin ließ er den Vater, den er überdies wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit schätzte, zu sich kommen und erklärte ihm seinen Entschluß, den Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen. Es lag darin nicht nur eine besondere Gunst des Fürsten, sondern auch die Zusage, daß er für die Zukunft des Knaben auch später Sorge tragen werde. Dennoch suchte der Vater, weil in der Anstalt für den geistlichen Stand keine Vorbereitung geboten wurde, die ihm zugedachte Gnade durch die freimütige Erklärung abzulehnen, daß sein Sohn gerade diesem Stande sich widmen zu dürfen für das größte Glück halte. Indes da der Herzog, der gewohnt war, jede seiner Äußerungen als Befehl befolgt zu sehen, kurze Zeit darauf seinen Wunsch wiederholte, sah die Familie, daß sie sich fügen müsse, wenn sich Vater und Sohn nicht die Ungnade des Herrschers zuziehen sollten. Mit schwerem Herzen gab der Knabe ein Lieblingsbild seiner Zukunft auf und wählte nun, da er sich entscheiden mußte, das juristische Studium, zu dem er freilich nicht die mindeste innere Neigung hatte. Ganz ähnlich war es bei der Aufnahme von Schillers Jugendfreund Friedrich von Hoven zugegangen, der ihm von der Ludwigsburger Schule her ein lieber Genosse war.

¹ Von den damaligen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen in der Umgebung des Herzogs kann der Leser (abgesehen von den geschichtlichen Quellen) ein sehr anschauliches Bild gewinnen aus Brachvogels Roman „Schubart und seine Zeitgenossen“.

Mit dem Eintritt in die Pflanzschule war, wie es in einer schriftlichen Erklärung hieß, die der Vater später unterschreiben mußte, ausgesprochen, daß der „eintretende Eleve sich gänzlich den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sein“ sollte. So empfand schon der Knabe das Eingreifen einer fremden Hand, die nicht nur sein äußeres Leben nach Willkür gestaltete, sondern auch den liebsten Wünschen seines Herzens herben Zwang anthat.

Am 13. Januar 1773 bezog Schiller mit der nötigen Ausrüstung, „einem blauen Rödel nebst Kamisol ohne Ärmel“ und „fünfzehn Stück unterschiedlicher lateinischer Bücher“ die Anstalt. Diese blieb nicht lange auf der Solitüde; denn da die dortigen Gebäude bald nicht mehr ausreichten, verlegte sie der Herzog 1775 nach Stuttgart. Sie wurde hierbei durch die medizinische Fakultät erweitert, und es wurde den Zöglingen freigestellt, zu diesem Studium überzugehen. Unter denen, die sich meldeten, war auch Schiller. Er hatte das ungern erwählte juristische Studium in diesen Jahren nur mit geringem Eifer getrieben, zumal jetzt in dem heranwachsenden Knaben die eigentliche Bestimmung seines Genius allmählich, aber unaufhaltsam zum Durchbruch kam und er sich unwiderstehlich zu den Dichtern, die ihm irgend zugänglich waren, sowie auch zu eigenen dichterischen Versuchen hingezogen fühlte. Einen gleichgestimmten Genossen fand er an seinem Freunde Friedrich von Hoven. Dieser, der ebenfalls zur Medizin übergang, sagt über diesen Wechsel in seiner Selbstbiographie:¹ „Bei mir und Schiller war der Beweggrund nicht sowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medizin, als unsere Neigung zur Dichtkunst, der wir schon damals, Schiller durch lyrische und dramatische Versuche, ich durch Lieder, Balladen und Romanzen, zu genügen angingen. Natürlich raubten uns diese Versuche einen großen Teil der Zeit, welche wir dem Studium der juridischen Wissenschaften hätten widmen sollen. So zurückgeblieben, konnten wir das Versäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entschlossen uns daher zum Studium der Medizin, mit dem Vorsatz, dieses neu erwählte Studium ernster zu treiben.“ Auch schien ihnen „die Medizin mit der Dichtkunst weit näher verwandt zu sein als die trockene, positive Jurisprudenz“.

Für den Herzog bedeutete die Verlegung seiner Lieblingsanstalt

¹ Nürnberg 1840. Hoven starb 1838 als Medizinalrat.

nach Stuttgart zugleich eine Versöhnung mit den Bürgern seiner alten Residenz, mit denen er während seiner früheren Regierungsperiode in harten Zwiespalt geraten war, und denen er, als sie ihr schwer verletztes Recht bei Kaiser und Reich suchten, bitter grollend den Rücken gekehrt hatte. Jetzt fand am 18. November 1775 die feierliche Übersiedelung statt; unter dem Jubel der Bevölkerung ritt der Herzog selbst an der Spitze der Zöglinge, welche die Stadt im Parademarsche durchzogen. Die Anstalt erhielt in Stuttgart den Namen „Militärakademie“¹, und es wurde ihr ein umfangreiches Gebäude angewiesen, welches außerhalb der Stadt, unmittelbar hinter dem Residenzschlosse lag.

Die Anstalt wurde militärisch verwaltet. Zur Durchführung der Disziplin waren die Zöglinge in vier Abteilungen geschieden, eine für die Adligen, drei für die Bürgerlichen, die sich in Studierende, Kunstbessene und die jüngeren Zöglinge gliederten. Die Oberleitung hatte der Intendant der Akademie, der Oberst und nachmalige General von Seeger. Jeder Abteilung war ein Hauptmann vorgesetzt, der zwei Leutnants und zwei Aufseher (ehemalige Unteroffiziere) unter sich hatte. Der Intendant selbst hatte noch einen „Oberaufseher“ zur Hand, ebenfalls einen Offizier, der Rapport zu erstatten, die Befehle zu übermitteln und die Runde durch das Gebäude zu machen hatte, um zuzusehen, ob alles in gehöriger Ordnung sei.

Das tägliche Leben war genau geregelt. Die Uniform, die aus einem blauen Rock mit silbernen Knöpfen, weißer Weste und Beinkleidern nebst Schnallenschuhen und einem dreieckigen Hut bestand, wurde nur beim Mittag- und Abendessen sowie Sonntags in der Kirche oder auf Spaziergängen getragen; den Lehrstunden wohnten die Zöglinge in ihren gewöhnlichen Kleidern bei. Morgens um 6 Uhr stand man auf; jeder hatte sein Bett zu machen, die Kleider zu reinigen; beim Bopfflechten und Triflieren leisteten sie sich gegenseitig Hilfe. Dann wurden sie aus den Schlaffälen in den Speisesaal zum Frühstück geführt, das in einer eingebrannten Mehlsuppe bestand. Um 7 Uhr begann der Unterricht in den verschiedenen Hörsälen; er dauerte bis 11 Uhr. Dann war eine Freistunde, in welcher die Zöglinge sich umzukleiden hatten, um in der Uniform punkt 12 Uhr zum Mittagessen bereit zu sein. Jede Abteilung wurde von ihren Aufsehern in den unter dem Speisesaal befindlichen „Rangiersaal“ geführt und daselbst von dem

¹ Der Name „Hohe Karlschule“ oder kurzweg „Karlschule“, wie die Anstalt gewöhnlich genannt wird, wurde ihr erst 1781 (also nach Schillers Abgang) beigelegt.

Intendanten, meist aber von dem Herzog selbst, der fast täglich dem Mittag- und Abendessen beivohnte, inspiziert, wobei öffentlich Lob und Tadel erteilt wurde. Dann wurde in den Speisesaal marschirt. Hatte jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: „Rechtsum, links-um!“ Alsdann bestieg der Zögling, den die Reihe traf, eine kleine Erhöhung und sprach das vorgeschriebene Tischgebet; auf ein neues Kommando setzte sich alles zu Tisch. Das Essen war für alle gleich, es war „einfach, nahrhaft und reichlich“, wie von Hoven sagt, aus dessen Biographie alle diese Angaben stammen: Suppe, Fleisch mit Zugemüse, mitunter leichtes Backwerk als Nachtsch; für die älteren Zöglinge ein „nicht starker, aber reiner Landwein“. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden, dann war bis 2 Uhr Freistunde, wo sich die Zöglinge im Garten oder mit Ringen, Ballspiel u. dgl. vergnügten. Hierauf wurde wieder bis 7 Uhr Unterricht erteilt, und abermals ging es in der Uniform zum Abendessen, wo es wiederum Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat oder eine leichte Mehlspeise, aber keinen Wein gab. Um 9 Uhr war die Stunde des Schlafengehens, und kein Zögling durfte über die festgesetzte Zeit aufbleiben.

Kamen Vergehungen vor, so wurden sie entweder von den Aufsehern und Lehrern bloß gerügt oder, wenn sie bedeutender waren, den vorgesetzten Offizieren angezeigt. Diese schrieben das Vergehen auf ein Blatt, „Billet“ genannt, welches der Zögling bei der Inspektion im Rangieraal dem Herzog und in dessen Abwesenheit dem Intendanten vorzeigen mußte, worauf die Strafe erkannt wurde. Oftmals milderte oder erließ der Herzog auch die Strafe, besonders wenn die Gräfin von Hohenheim (das „Franzel“, wie der Herzog sie nannte) ihn begleitete, von der er sich gerne erbitten ließ, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Es ist begreiflich, daß die Zöglinge die schöne und liebenswürdige Franziska wie die himmlische Erscheinung einer schützenden Heiligen betrachteten.

Da die Handhabung der Disziplin von dem Unterricht durchaus getrennt war, so richtete sich der Unmut bei etwaigen Zwangsmaßregeln nur gegen die Aufseher, während das Verhältnis zu den Professoren fast durchweg ein herzliches und vertrauensvolles war.

Man kann zugeben, daß diese Einrichtungen, wenn auch streng und in manchen Punkten kleinlich, doch im ganzen angemessen und von wirklichem Wohlwollen für die Jugend eingegeben waren. Die Unterrichtszeit war allerdings übermäßig ausgedehnt, wobei indes

ins Gewicht fällt, daß es keine häuslichen Arbeiten gab. Aber von einem unmenschlichen Zwange, der allen jugendlichen Frohsinn unterdrückt hätte, wie man ihn früher wohl oft hat finden wollen, kann keine Rede sein. Die Zöglinge sahen in dem Herzog in der That ihren Wohlthäter und „Vater“, den sie liebten und verehrten. Trotzdem lag gerade in dem Verhältnis zu ihm ein gefährlicher Reiz, der das natürliche, sittliche Gefühl zur Unwahrheit zu verkehren oder unter Umständen zur Empörung zu treiben geeignet war. Der Herzog war allmächtig, Widerspruch unmöglich, seine Absicht und Einsicht unter allen Umständen die gütigste und weiseste. Hatte doch selbst der ehrliche, mannhafte Hauptmann Schiller, als er betrübten Herzens den Sohn in die Anstalt geben mußte, in einem schwungvollen Dankschreiben an den Intendanten von Seeger die Wendung gebraucht: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: ‚das haben wir dem großen Karl zu verdanken!‘“ Das war die übliche, die vorgeschriebene Redeweise, wenn man von dem „großen Karl“ sprach. Und nun die Zöglinge selbst! In einem Bericht des fünfzehnjährigen Schiller an den Herzog, in dem er auf dessen Befehl alle seine Mitschüler und auch sich selbst zu schildern hatte, heißt es: „Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen. Dürfte ich mich ihm in meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt u.“ Man kann dem halberwachsenen Knaben keinen Vorwurf machen, aber gesund sind Verhältnisse sicherlich nicht, die einem Schiller solche Worte in den Mund legen konnten. Ebendahin gehört es, wenn er in Rede und Gedichten zum Geburts- und Namensfeste der Gräfin als das Ideal edler Weiblichkeit, als das Muster der Anmut und Tugend eine Dame feiert, die doch immerhin die Mätresse des Fürsten war, mit so viel Recht er auch, und gewiß aufrichtig, ihre Güte und Milde rühmt. Außerdem war es offenbar ein Übelstand in der Einrichtung der Akademie, daß die Zünger in der völlig abhängigen Stellung, die sie kaum eine Stunde des Tages unbeaufsichtigt ließ, zu lange festgehalten wurden, nicht bloß in den Schul-, sondern auch in den Studentenjahren. Der Gegensatz zu der Freiheit, die anderen Zünglingen von achtzehn, oft schon von sieben Jahren zu teil wurde, war zu groß.

Schiller verblieb in der Militärakademie bis 1780, wichtige, entwicklungsreiche Jahre. Er selbst urteilte später:¹ „Neigung für Poesie beleidigte die Geseze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach den Planen seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel.“ Dies darf indes nicht so verstanden werden, als ob die Zöglinge ganz von den Erzeugnissen der Dichtkunst abgeschnitten gewesen wären; das war schon auf der Solitude nicht der Fall gewesen und konnte in Stuttgart noch weniger durchgeführt werden. Es bildete sich unter Schillers geistiger Führung ein Kreis von Freunden, die neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten Poesie und Litteratur pflegten und studierten, so sehr sie konnten: von Hoven, Petersen, Ludwig Schubart, ein Sohn des Dichters, Friedrich Scharfstein u. a. werden als Mitglieder dieses Kreises genannt. Sie spürten selbst in ihrer Abgeschiedenheit die frische Luft der neuen Zeit, die damals in der deutschen Litteratur wehte, und schwärmten für die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode: Goethes „Götz“ und „Werther“, Herders „Hermann“, Müllers „Siegwart“, Müllers „Faust“, Klingers „Zwillinge“ fanden begeisterten Widerhall; Lessings „Julius von Tarent“ soll Schiller fast auswendig gewußt haben. Besonders tiefen Einfluß übte damals Klopstock mit seinem erhabenen Pathos und Haller mit seinen ernsten, gedankenreichen Dichtungen auf ihn aus. Ebenso wurden die großen Dichter bewundert, auf die die neue Richtung als auf ihre Vorbilder hinwies: Homer, Ossian, Shakespeare, Milton.

Selbst die Unterrichtsstunden gaben hin und wieder diesem poetischen Triebe neue Nahrung. Der beliebteste Lehrer der Anstalt war der Professor der Philosophie Abel, mit dem Schiller auch später in freundschaftlicher Beziehung geblieben ist. Dieser hatte die Gewohnheit, seine Sätze aus der Moral und der Psychologie durch Beispiele aus großen Dichtern zu erläutern. „Noch erinnere ich mich“, so erzählt er selbst, „mit Vergnügen folgender Szene: als ich den Kampf der Pflicht und der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer anderen erklärte, las ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares ‚Othello‘ nach der Wielandschen Übersetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Raun war die

¹ Ankündigung der „Rheinischen Thalia“, 1784.

Vorlesung vollendet, so beehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer.“

Unter solchen Umständen regte sich bei Schiller natürlicherweise auch die eigene Produktion mächtiger, deren Anfänge freilich schon viel weiter zurückliegen. Als sein erstes Gedicht gilt der Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Januar 1769 nebst lateinischer Übersetzung, dessen Echtheit freilich nicht sicher ist. Dann hatte er lateinische Distichen schon in Ludwigsburg mit großer Gewandtheit, aber natürlich ohne poetische Selbständigkeit gemacht und die meisten seiner Mitschüler darin übertroffen. Das erste selbständige deutsche Gedicht, von dem wir wissen, verfaßte er am 25. April 1772, dem Tage vor seiner Konfirmation. Doch ist davon ebensowenig etwas erhalten wie von dem Trauerspiel „Die Christen“, das er nach seines Vaters Zeugnis¹ in seinem 13. Jahre geschrieben haben soll, oder von dem epischen Gedicht „Moses“, das ins Jahr 1773 fiel. Unter dem Eindruck der wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger verfaßte er, vielleicht 1777, ein Trauerspiel: „Der Student von Nassau“, und einen „Cosmus von Medicis“, von denen aber ebenfalls nichts vorhanden ist.

Das erste erhaltene Gedicht ist „Der Abend“, welches er dem Herausgeber des „Schwäbischen Magazins“, Professor Balthasar Haug (Vater eines seiner Freunde), einsandte, der es 1776 in dieser Zeitschrift mit dem Bemerken veröffentlichte, es habe einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfasser. „Es dünkt mich“, fügt er hinzu, „er habe schon gute autores gelesen und bekomme mit der Zeit ein os magna sonaturum.“ Ebenfalls im „Schwäbischen Magazin“ erschien im folgenden Jahre „Der Eroberer“, zu welchem Haug bemerkte: „von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen. Wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit noch seinen Platz neben . . .“² einnehmen und seinem Vaterland Ehre machen.“

Ermutigt durch diesen Erfolg ergriff Schiller bereits 1777, wie ausdrücklich bezeugt wird, den Stoff zu seinen „Räubern“, den ihm der Zufall in einer Erzählung ebendesselben „Schwäbischen Magazins“ (von 1775) zugeführt hatte. Aber die Ausarbeitung kam zunächst nicht

¹ Brief vom 6. März 1790.

² Gemeint ist der unglückliche Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, dessen Namen er des Herzogs wegen nicht nennen wollte.

über geringe Anfänge hinaus, vielmehr wandte er sich die beiden nächsten Jahre mit angestrengtem Eifer dem Studium seiner medizinischen Wissenschaft zu, offenbar in der Absicht, die Akademie desto eher verlassen und dann freier und gereifter seine dichterischen Pläne wieder aufnehmen zu können. Schon 1779 hoffte er dies Ziel erreicht zu haben, da er zur Einreichung einer Dissertation zugelassen wurde. Er hatte eine umfangreiche Abhandlung: „Philosophie der Physiologie“, geschrieben, von der nur der Anfang erhalten ist. Sie wurde jedoch zu seinem großen Schmerz noch nicht für druckfähig erachtet, obwohl die Beurteiler darin „untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften“ fanden und seinen „alles durchsuchenden Geist“ nicht verkannten. Aber eine allzu ungebändigte Schreibart, die oft bewirkte, daß man „den Sinn des Verfassers nicht erraten“ könne, sowie seine Angriffe auf wissenschaftliche Autoritäten wie Haller veranlaßten die Abweisung der Abhandlung, und der Herzog selbst entschied dahin, daß sie nicht gedruckt werden könne, „obchon ich gestehen muß“, fügte er hinzu, „daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weil solches wirklich¹ noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann.“

Die Absicht, „das Feuer zu dämpfen“, gelang allerdings dem fürstlichen Erzieher schlecht, im Gegenteil, gerade diese zwangsweise verfügte Zurückhaltung in der Anstalt, der sich Schiller entwachsen fühlte, steigerte die ohnehin vorhandene Empörung gegen den Druck der Verhältnisse nur noch mehr. Das war im November 1779. Wenige Wochen darauf, am 12. Dezember, kam der Herzog Karl August von Weimar, in Begleitung Goethes von einer Schweizer Reise zurückkehrend, nach Stuttgart und besuchte die Karlschule. Die Gäste wohnten der Stiftungsfeier und der damit verbundenen Preisverteilung bei. Während dieser stand Goethe, vom Herzog mit der größten Auszeichnung behandelt, diesem zur linken Seite, der Weimarer Herzog zu seiner rechten. Schiller mußte öfter vortreten, er erhielt vier Preise, in der praktischen

¹ D. h. gegenwärtig.

Medizin, in der *Materia medica*, in der Chirurgie und in der deutschen Sprache und Schreibart. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er den bewunderten Dichter des „Götz“, des „Werther“ und „Clavigo“ angeblickt haben mag, der, von der Sonne des Glücks bestrahlt, als ein Ebenbürtiger von Fürsten, voll Kraft und Schönheit wie ein Apoll, vor ihm stand. Goethe konnte nicht ahnen, daß unter den Jünglingen, deren staunende Blicke ihn verschlangen, einer sei, der dereinst als Mitstreitender um die höchsten Preise der Kunst ihn begleiten und sein Leben verschönen werde. — Vielleicht war es eine Anregung dieses Besuches, daß beim nächsten Geburtstage des Herzogs im Februar 1780, den die Zöglinge meist durch Aufführung eines Schauspiels feierten, Goethes „Clavigo“ zur Darstellung gewählt wurde. Schiller spielte die Hauptrolle, scheiterte aber freilich durch seine Leidenschaftlichkeit und sein übertriebenes Pathos gänzlich.

Schiller mußte noch bis Ende 1780 auf der Akademie bleiben. Im Juni dieses Jahres starb der Zögling August von Hoven, der Bruder seines vertrauten Freundes, und dieser Tod war die Veranlassung zu dem Gedicht „Eine Leichenphantasie“, dem bedeutendsten unter seinen bisherigen lyrischen Erzeugnissen. Die schwermütige Stimmung, die ihn in dieser Zeit ergriffen hatte, und die ein Brief an den Vater des verstorbenen Hoven sowie auch an seine Schwester zeigen, schüttelte er jedoch bald wieder ab, und energisch griff er die notwendigen Arbeiten an, um endlich seinen Austritt aus der Akademie zu erreichen. Die Dissertation, die er nunmehr im November 1780 einreichte, handelte „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ und wurde trotz einiger Bedenken für druckwürdig befunden. Aber Schillers Hauptbeschäftigung während dieser Zeit war sicherlich nicht die Herstellung dieser Abhandlung, die wohl vielfach Gedanken und Bestandteile der ersten benutzte, sondern ohne Zweifel war es jetzt die Dichtkunst, die ihn ganz in ihren Bannkreis zog. Die „Räuber“ wurden in dieser Zeit fast völlig ausgearbeitet. Dafür würde, wenn es nicht sonst bezeugt wäre, jene Dissertation selbst den Beweis liefern. Denn die jugendliche Reife des Verfassers geht so weit, daß er unter mancherlei andern Dichtern, Shakespeare, Gerstenberg zc., die er hier und da zur Erläuterung heranzieht, auch eine Stelle aus seinem eigenen Trauerspiel anbringt, wohlverhüllt in einen fremden Namen, indem er sie („es sieht fast nach einer Wette mit seinen Freunden aus“, sagt Palleske) als Übersetzung eines englischen Dichters ausgibt: „Life of

Moor. Tragedy by Krake. A. V, Sc. 1.“ Es ist das Gespräch zwischen Franz Moor und Daniel in den „Räubern“ V, 1.

3. Regimentsmedikus.

Im Dezember 1780 wurde Schiller aus der Militärakademie entlassen. Er war nunmehr als Medikus ohne Portepée beim Grenadierregiment Augé in Stuttgart mit 18 Gulden Monatsgage angestellt. Seine ärztliche Praxis war unbedeutend, obwohl er sich anfangs mit Eifer dem Berufe hingab. Er lebte in ungezwungenem Umgang mit einer Anzahl von Freunden, die er meist von der Akademie her kannte, und wenn sie auch alle nicht viel zu verzehren hatten, so wurde doch das Leben behaglich und mit jugendlichem Humor genossen; geselliges Gespräch, auch wohl ein Spiel „Manille“, Kegelschieben, Wein und Bier im „Döfen“ waren die Erholungen der jungen Leute. Den burschikosen Ton der Freunde zeigt ein Zettel, den Schiller zurückließ, als er einmal in den „Döfen“ kam und keinen traf: „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsackerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol' euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“

Was ihm aber jetzt am meisten am Herzen lag, war die Vollendung seiner „Räuber“, an denen es noch vielerlei fertig zu machen, zu ändern und abzurunden gab. Jetzt wurde die letzte Hand daran gelegt, und in kurzem war es für den Druck bereit. Aber wo einen Verleger finden? Vergebens schaute sich die ganze dichterische Genossenschaft nach einem solchen in Stuttgart und in Mannheim um; niemand wollte die Kosten wagen. Aber das Stück mußte heraus, und so wurde es denn auf eigene Kosten gedruckt. Schiller borgte sich die erforderliche Summe, ein Freund leistete Bürgschaft, und das Werk ging in die Presse. Um nur einigen Absatz zu erzielen und sein Stück auch auswärts bekannt zu machen, sandte Schiller die fertigen Druckbogen an den Mannheimer Buchhändler und Hofkammerrat Schwan, der besonders als Verleger dramatischer Werke bekannt und ihm wahrscheinlich von Petersen empfohlen war. Dieser hatte Blick genug, die Genialität des Dichters zu würdigen; er antwortete freundlich, gab hier und da Bemerkungen und war wohl vornehmlich Anlaß, daß auf einzelnen Bogen noch nachträglich Änderungen eintraten und besonders die Vorrede umgearbeitet wurde. Aber er that noch etwas viel Wichtigeres: er ließ die Bogen, wie er sie erhielt, „brühwarm“ dem Intendanten des

Mannheimer Nationaltheaters, Freiherrn Heribert von Dalberg, vor und bahnte dadurch Schillers Bekanntschaft mit diesem Manne an.

Schon im Mai 1781 war der Druck vollendet, und das Stück ging in die Öffentlichkeit. Der Eindruck, den es machte, war ungeheuer und kann kaum mit dem Erfolg irgend eines anderen litterarischen Erzeugnisses in Deutschland verglichen werden. Der Verfasser war auf einen Schlag ein berühmter Mann geworden. Gleich die erste öffentliche Besprechung, die bekannt ist¹, sprach das Wort aus: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.“ Das war in der That der Punkt, der sofort in die Augen sprang: an dramatischer Kraft, man mochte den großartigen Schwung des Ganzen oder die unvergleichliche Wirkung einzelner Szenen betrachten, ließ dies Werk unbedingt alles hinter sich, was je an Bühnenstücken in Deutschland geschrieben worden war. Der Meister des deutschen Dramas war bis dahin Lessing: bewußt und groß hatte er uns von den Fesseln jahrhundertelanger Überlieferung losgerissen, hatte uns aus der Zeit „Charakterloser Minderjährigkeit“ zur Selbständigkeit geführt und eine Sicherheit der Handlungsführung, eine Schärfe und Vertiefung der Charakteristik gezeigt, wie sie bisher unbekannt war. Und nun erschien hier, es war wenige Monate nach Lessings Tode, das Werk eines jugendlichen Feuerkopfes, welches sich gewiß nicht an Durchdachtheit des Planes, noch viel weniger aber an Feinheit und Lebenswahrheit der Charakterzeichnung etwa mit „Emilia Galotti“ messen konnte, in dem aber von Anfang bis zu Ende ein dramatischer Atem wehte, der den Leser im Sturm dahintriß, die wohlberechneten Wirkungen eines Lessing'schen Stückes weit überfliegend! Wohl waren im letzten Jahrzehnt die wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger erschienen, von denen sich Wirkungen und Spuren in Schillers Stück reichlich nachweisen lassen; aber welch ein Abstand! Goethes „Götz“, das einzige Werk von bleibender Bedeutung aus diesem Kreise, zeigt ja ungleich mehr Reife und läßt bei allem Sturm und Drang doch jenen wunderbaren Zauber eingeborener maßvoller Schönheit fast nirgends vermissen; aber an Straffheit und Schwung der Handlung, an Tiefe der aufwühlenden Leidenschaft oder in der riesenhaften Kühnheit des Entwurfs ist es mit Schillers feuersprühendem Werke nicht zu vergleichen. Die Stücke der Klinger, Lenz, Leisewitz, Gerstenberg darf man billigerweise gar nicht

¹ Braun, „Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen“, Bb. 1, S. 1. Der Verfasser ist Christian Friedrich Timme.

in einem Atem mit Schiller nennen, so turnihoch steht er über allen, obwohl auch unter ihnen unverächtliche Talente sind.

Und doch war die dramatische, also künstlerische Wirkung des Stückes nicht die einzige, nicht einmal die durchschlagendste für den Sturm des Beifalls, der ihm zuauchzte. Es ist eine wahre Bemerkung, daß es ein Vorrecht des Genies sei, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen. Schiller hatte es verstanden, den in der Zeit lebenden Geist zu treffen und mit unwiderstehlicher Gewalt zum Ausdruck zu bringen. Man sah in dem Stück nichts Geringeres als eine kühne Kriegserklärung gegen alle bestehenden Verhältnisse, und weil diese Verhältnisse in Staat und Kirche, die bürgerliche wie die gesellschaftliche Ordnung an der drückendsten Unfreiheit litten, mußte ein Held Beifall finden, der „seinen Willen nicht in die Schnürbrust des Gesetzes pressen will“, weil „das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet, während die Freiheit Kolosse ausbrühte“. Der Drang nach Freiheit, der Haß gegen alle Unwahrheit und Heuchelei, der so mächtig als Grundzug heraustritt, fand Widerhall in tausend Gemütern. Wo waren je die „Niederträchtigen“ so gezeißelt worden, die „den Schuhpuger beledeten, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und den armen Schelmen hudekn, den sie nicht fürchten?“ Wo war z. B. die pfäffische Heuchelei so niedergeschmettert worden wie in Karls Worten in der Szene im Walde (II, 3): „Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg! — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesem erbärmlichen Gaukelspiel demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Unwissenden nennt; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde gegen den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat.“ Und der Held, der so sprach, lebte nicht vor Jahrhunderten zur Zeit des Bauernkriegs, die Schandthaten, die ihn empörten und die er rächte, spielten nicht in einem kleinen italienischen Fürstentum, er war kein „Guelfo“ oder „Guido“ wie bei Klinger und Leisewitz, sondern er stand mitten in dem Deutschland der Gegenwart, und bei aller ausschweifenden Phantasie des Dichters waren es deutsche Verhältnisse, die dem Leser entgegentraten.

Nun wollte der Freiherr von Dalberg das Stück auf der Mannheimer Bühne zur Aufführung bringen. Er hatte sich schon im Sommer 1781 mit einem sehr wohlwollenden Brief an Schiller gewendet und ihn aufgefordert, die „Räuber“ durch mancherlei Umarbeitung bühnengerecht zu machen. Der junge Dichter ging auf die meisten Wünsche Dalbergs ein, und am 6. Oktober konnte er ihm endlich „den verlorenen Sohn (so war der erste Titel des Stückes gewesen) oder die umgeschmolzenen Räuber“ übersenden. Nun nahmen die Proben rasch ihren Anfang und Fortgang, und am 13. Januar 1782 wurde das Stück zum ersten Male gespielt. Die Rollen waren zum größten Teil in guten Händen, namentlich übertraf der dem Dichter gleichalterige Jffland als Franz Moor selbst Schillers hochgespannte Erwartung. Schiller war heimlich, ohne Urlaub, von Stuttgart nach Mannheim gereist. Das Theater war zum Erdrücken voll; der Länge des Stückes wegen wurde schon um 5 Uhr begonnen. So war der jugendliche Dichter an diesem entscheidungsvollen Abend selbst Zeuge des Beifallssturmes, der am Schlusse losbrach, und konnte sich in dem Jauchzen der Zuhörer der mächtigen Wirkung seines Talents bewußt werden. „Beobachtet habe ich sehr vieles“, schreibt er nach seiner Rückkehr am 17. an Dalberg, „sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Fast gleichzeitig mit der Aufführung der Räuber trat Schiller auch mit einer ganzen Reihe lyrischer Dichtungen vor die Öffentlichkeit. Im September 1781 hatte Gotthold Staudlin einen „Schwäbischen Musenalmanach auf 1782“ herausgegeben und sich gewissermaßen zum Führer der landsmännischen Dichter aufgeworfen. Dem in dieser „Blumenlese“ herrschenden etwas schwächlichen Geiste wollte Schiller entgegenreten, er wollte ihn „zermalmen“, indem er mit seinen Freunden zusammen, doch ohne Nennung der Namen und wie die „Räuber“ auf eigene Kosten, eine „Anthologie auf das Jahr 1782“ herausgab, eine Sammlung von über achtzig Gedichten, zum größten Teil von ihm selbst. Auch diese Gedichte sind zum Teil gewaltige Zeugen seiner mächtig schaffenden Dichterkraft, doch tritt in ihnen das Unreife, das noch starke Ringen nach Gestaltung weit mehr hervor als in den „Räubern“, und sie können sich in ihrer Gesamtheit weder an Bedeutung noch an Wirkung auf das Publikum mit dem dramatischen Erstlingswerk des Dichters messen. — Schiller hatte unmittelbar nach seinem

Austritt aus der Akademie eine Wohnung bei einer Frau Luise Vischer, der Witwe eines Hauptmanns, bezogen. Diese, damals im dreißigsten Jahre, ist nach sicheren Zeugnissen die „Laura“, welche er in einer Anzahl der Anthologiegedichte feiert. Genauer ist über das Verhältnis nicht bekannt. Sie soll nicht schön und nicht eben geistreich gewesen sein, aber ihre Gutmütigkeit wird gerühmt. Daß sie noch 1785 von einem viel jüngeren Manne „entführt“ wurde, spricht jedenfalls für eine gewisse Anziehungskraft der Persönlichkeit. Ohne Zweifel hat Schillers Phantasie das meiste zu ihrem dichterischen Bilde hinzugethan. Man muß auch bedenken, daß ihm weiblicher Umgang bis dahin fast ganz fremd gewesen war, denn die Thore der Militärakademie öffneten sich, wie er selbst später sagte, „Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein“.

Der großartige Erfolg der „Räuber“ hatte Schiller seinen Beruf zum dramatischen Dichter gewiß gemacht, und schon hatte er einen neuen Stoff in der Geschichte der Verschwörung des Fiesko zu Genua gefunden, mit dessen Gestaltung und Ausarbeitung er eifrig beschäftigt war. Aber in seinem äußeren Leben trat jetzt eine gewaltsame Änderung ein. Unmöglich konnten Dichtungen wie die seinigen den Beifall eines Fürsten finden, dessen ganze Weltanschauung wie die Karl Eugens auf der vollkommensten Überschätzung seiner Würde beruhte. Dennoch zeigte er anfangs keine Verlegung, bis ihn ein äußerer Umstand gegen den Dichter reizte, welcher, wie es scheint, bereits vor seinem Austritt aus der Akademie die frühere entschiedene Gunst des Herzogs durch irgend etwas verscherzt haben muß. Schiller machte Ende Mai, zum zweiten Male ohne Urlaub, die Reise nach Mannheim, um einer Wiederholung der „Räuber“ beizuwohnen; mit ihm fuhren zwei ihm befreundete Stuttgarter Frauen, Henriette von Wolzogen, die Mutter seines Freundes Wilhelm von Wolzogen, mit deren Familie sein späteres Leben so vielfach sich berühren sollte, und seine Hausgenossin, die oben erwähnte Frau „Vischerin“. Uebermals empfand er die gehobene Stimmung, in die ihn die Aufführung und das ausgezeichnete Entgegenkommen der Schauspieler und Dalbergs selbst versetzte. Aber als er zurückkehrte, war die eigenmächtige Entfernung bemerkt worden; er wurde mit einem Arrest von zwei Wochen bestraft, und der Verkehr mit dem „Auslande“ wurde ihm untersagt. In diesem Arrest, so berichtet seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, stieg in seinem verbitterten Herzen der Plan zu einem Stücke auf, in dem er mit den Zuständen in

Württemberg und mit dem Herzog selbst ins Gericht gehen wollte, es war der Plan von „Kabale und Liebe“. Der Unwille des Herzogs wurde noch durch einen Zufall gesteigert: eine Stelle in den „Räubern“, die Graubünden in der Schweiz als die hohe Schule der Spitzbuben bezeichnet, hatte dort großen Unwillen, ja eine Zurückweisung des „Komödienschreibers“ in einem öffentlichen Blatte veranlaßt. Der Herzog, dem dies zugetragen wurde, war überaus ungehalten; er ließ Schiller zu sich kommen, schalt ihn aufs derbste aus und soll (nach Petersens Bericht) mit den Worten geschlossen haben: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr.“ Vergeblich wandte sich der Dichter noch brieflich an den Herzog und bat um Aufhebung des Verbots. Die Annahme des Briefes wurde verweigert, jedes weitere Bittschreiben untersagt. Schiller war nun ausgesprochenermaßen in Ungnade, und von der Ungnade dieses Fürsten ließ sich, wenn man auch nur an das Schicksal des unglücklichen Schubart dachte, das Schlimmste befürchten.

Zweiter Abschnitt: Wanderjahre 1782—87.

1. Seimaffos.

So reiste in Schiller der Gedanke an eine Flucht aus Stuttgart, um sich für immer dem Machtbereich des Herzogs zu entziehen. Nur den „Fiesko“ wollte er noch im wesentlichen vollenden, damit er in Mannheim gleich mit einem neuen Zeugnis seines dramatischen Talents auftreten könne. Auch ein Gefährte für die Flucht fand sich; es war ein junger Musiker, Andreas Streicher, zwei Jahre jünger als Schiller, der sich ihm aufs herzlichste angeschlossen hatte, und der ihm in der nun folgenden schwersten Zeit seines Lebens ein Freund von rührender Treue und Anhänglichkeit gewesen ist. Er ist später nach Wien gegangen und dort als Besitzer eines Pianofortengeschäfts 1833 gestorben. Seine Erlebnisse mit Schiller hat er in einem besondern Büchlein¹ beschrieben, an welchem er bis an seinen Tod mit liebevoller Sorgfalt gearbeitet und gefeilt hat. Er hatte Schiller 1780 bei einer lateinischen Disputation in der Akademie zuerst gesehen, und die Persönlichkeit hatte, ohne daß er den Namen kannte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er dann später einen Freund ersuchte, ihn mit

¹ Vgl. S. 8, Anm. 1.

dem Verfasser der „Räuber“ bekannt zu machen, hatte er die Überraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling wiederzuerkennen. Er hatte sich unter dem Dichter der „Räuber“ einen „heftigen jungen Mann“ gedacht, der „alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifend müsse“, und wurde nun durch das „seelenvollste und anspruchsfollste Gesicht“ sowie durch die „einnehmendste Bescheidenheit“ erfreut. Und wie tritt trotzdem in dem schlichten Berichte die Überlegenheit des Genius hervor, wenn Streicher Schillers „Ansichten über alles“ als „ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich“ bezeichnet und hinzufügt: „Man mußte seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins kleine zusammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde.“

Diese treue Seele wollte auch auf der Flucht Schillers Begleiter sein. Wohl war es ein folgenschwerer Entschluß, aufs Ungewisse in die Welt hinauszugehen; drückend und ängstigend konnte der Blick in die Zukunft für den heimatlosen Flüchtling sein. Aber er fühlte, daß ihn die heimischen Verhältnisse beengten, daß sich sein Talent nur auf freierem Boden entwickeln könne, und beseelt von dem felsenfesten Vertrauen auf seine Zukunft, das der Mut der Jugend und das Gefühl unerschöpflicher Geisteskraft ihm eingab, wagte er den Schritt, der sein ganzes folgendes Leben bestimmte. Schwer wurde ihm die Trennung vom Elternhaus. Die Familie wohnte schon seit 1775 nicht mehr in Ludwigsburg; der Vater war aus dem Militärverbände ausgetreten, und da er sich seit langem eifrig mit der Baumzucht abgegeben hatte, war er zum „Vorgesetzten bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude“ ernannt worden, so daß Schiller bei der geringen Entfernung Eltern und Geschwister häufiger sah. Der Mutter und Schwester entdeckte er sein Vorhaben, der Vater aber durfte nichts von dem Fluchtplan wissen, damit er im Notfalle als Offizier auf Ehrenwort versichern könne, daß er vom Aufenthalt des Sohnes nichts wisse. Als alles vorbereitet war, setzten die beiden Freunde den Abend des 22. September 1782 fest, da die Festlichkeiten, welche gerade zu Ehren eines fürstlichen Gastes stattfanden, das Unternehmen zu begünstigen schienen. Nachts um 10 Uhr bestiegen sie vor Streichers Wohnung den Wagen. Als sie zum Eßlinger Thor hinausfuhren, gaben sie auf die Frage der Wache ihre Namen als „Dr. Ritter“ und „Dr. Wolf“ an, gelangten glücklich hinaus und waren am 24. September in Mannheim.

Hier erwarteten Schiller manche Enttäuschungen. Sein kühner Schritt erregte vielfach Bedenken und Erstaunen. Der Theaterregisseur Meier, bei dem er zunächst abgestiegen war, riet ihm dringend, was Schiller allerdings auch selbst vorhatte, in einem Brief an den Herzog noch einen Versuch der Versöhnung zu machen. Er that dies noch desselbigen Tages. Er bat um Aufhebung des Verbots der Schriftstellerei, entschuldigte seine Flucht damit, daß der Herzog ihm mit Androhung des Arreists verboten habe, ihm seine Lage in Stuttgart schriftlich vorstellen zu dürfen. Auf das Schreiben könne er nicht verzichten: „Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand gesetzt, den Jahrgelohlt, den ich von Höchstler hoher Gnade empfang, jährlich mit 500 Gulden zu verstärken, welcher ansehnliche Zuschuß für meine Gelehrtenbedürfnisse notwendig war.... Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinen Talenten, dem Fürsten, der sie erweckte und bildete, und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich mir Ehre erwerben und die Mühe meines gnädigsten Erziehers in etwas belohnen könnte. Da ich mich bisher als den ersten und einzigen Zögling Eurer Herzoglichen Durchlaucht kannte, der die Achtung der großen Welt sich erworben hat, so habe ich mich niemals gefürchtet, meine Gaben für diesen Endzweck zu üben, und habe allen Stolz und alle Kraft darauf gerichtet, mich hervorzuthun und dasjenige Werk zu werden, das seinen fürstlichen Meister lobte.“ Da indes der Herzog durch den Intendanten Seeger nur unbestimmt antworten ließ, er sei in gnädiger Stimmung, und der Flüchtling solle nur zurückkommen, so war dieser Versuch als endgiltig gescheitert anzusehen.

Nun setzte Schiller seine ganze Hoffnung auf den „Fiesko“. Dalberg selbst war nicht anwesend, er war zu den Hoffestlichkeiten nach Stuttgart gereist. Aber einer größeren Versammlung von Schauspielern, darunter Meier, Niffand und Weil, sollte der Dichter das neue Stück vorlesen, und er freute sich schon im voraus auf den Eindruck. Aber wie sah er sich enttäuscht: die ersten Akte wurden ohne ein Zeichen des Beifalls angehört, alles stand auf und zerstreute sich, niemand sprach von dem Stück, ein Schauspieler schlug vor, ein Bolzenschießen zu veranstalten, und plötzlich hatte sich die ganze Gesellschaft verlaufen. Meier zog Streicher beiseite und fragte ihn, ob denn Schiller wirklich die „Räuber“ gedichtet habe, denn unmöglich könne der Verfasser jenes Stückes etwas so Elendes wie diesen „Fiesko“ gedichtet haben. Nach einigen peinlichen Abendstunden ging Schiller mit dem Freunde höchst

verstimmt nach Hause. Aber zum Glück hatte Meier wenigstens gebeten, ihm das Manuscript über Nacht dazulassen, da er doch den Schluß des Stückes gern kennen lernen wollte, und als Streicher am andern Morgen zu ihm kam, eilte er ihm mit den Worten entgegen: „Sie haben recht! ‚Fiesko‘ ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die ‚Räuber‘. Aber wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für ein elendes Nachwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: ‚er macht die Thür zu‘, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.“ Froh überbrachte Streicher dem Freunde die Freudenbotschaft, hatte aber freilich die gutherzige Schwachheit, ihm den Grund, seinen abscheulichen Vortrag, zu verschweigen, „um sein ohnehin krankes Gemüt nicht zu reizen“.

Für die nächste Zeit hielt es Schiller, zumal Dalberg noch nicht zurück war, für das Geratenste, sich den etwaigen Nachforschungen des Herzogs Karl Eugen durch eine etwas weitere Entfernung zu entziehen. Er reiste deshalb mit dem getreuen Streicher nach Frankfurt, und zwar ganz zu Fuß, um die sehr schwache Barschaft zu schonen; denn Schiller hatte 23, Streicher 28 Gulden in der Tasche gehabt, als sie Stuttgart verließen. Von Frankfurt aus schrieb er an Dalberg und bat ihn für seinen „Fiesko“ um einen Vorschuß von 300 Gulden, wovon er 200 zur Tilgung seiner Stuttgarter Schulden zu verwenden gedachte. Aber bereits am 3. Oktober erhielt er die Antwort, daß Dalberg keinen Vorschuß zahlen könne, weil der „Fiesko“ in der vorliegenden Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei; erst müsse eine Umarbeitung geschehen sein, ehe er sich weiter erklären könne. Um diesem Verlangen nachzukommen, nahm Schiller in Oggersheim, eine kleine Stunde von Mannheim, Wohnung, wo er der Vorsicht wegen seinen bisherigen Namen „Dr. Ritter“ in „Dr. Schmidt“ verwandelte. Meier, der ihm bei dieser Umsiedelung behilflich war, versicherte bestimmt, der „Fiesko“ würde unbedingt angenommen werden, sobald er um mehrere Szenen gekürzt und der fünfte Akt ganz beendet sei. So ging Schiller an die Arbeit. Aber sie förderte nicht so, wie er wollte, vornehmlich weil sich ihm zwischen diesem unerfreulichen, begeisterungslosen Geschäft des Änderns nach fremden Wünschen fort und fort die Gestalten seines

neuen Trauerspiels „Luiſe Millerin“ aufdrängten, über das er ſchon auf den Wanderungen der Frankfurter Reiſe nach Streichers Bericht viel nachgedacht und gebrütet hatte. Der treue Freund unterſtützte ihn auch jezt mit ſeinen Mitteln, die kaum für ihn ſelbſt reichten, denn jene paar Gulden waren natürlich verzehrt: zweimal ließ er ſich von ſeiner Mutter aus Stuttgart Geld ſchicken, das eigentlich für ſeine eigne Reiſe nach Hamburg beſtimmt war, wo er ſich für ſeine Kunſt ausbilden ſollte: er wollte ſich von Schiller nicht trennen und ſein Leztes mit ihm teilen, bis ſich deſſen Schickſal gebessert habe.

Anfang November war die Umarbeitung des „Fieſko“ fertig, und in freudiger Zuverſicht reichte Schiller das Stück nunmehr an Meier ein. Lange wartete er vergeblich; endlich kam Dalbergs Beſcheid, „daß dieſes Trauerſpiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar ſei, folglich daſſelbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne“. Nicht einmal ein Erſatz für die Zeit, die er Dalbergs Wuſch gemäß auf die Umarbeitung verwendet hatte; Ifflands Vorſchlag einer Vergütung von acht Louisdor war zurückgewieſen worden. Dalbergs Benehmen war nicht edel. Er hatte ſich im vergangenen Jahre zuerſt dem Dichter genähert und ihn ermuntert. Dieſer hatte ſeine Flucht hauptſächlich im Hinblick auf ihn gewagt und fand ſich nun verlaſſen. Der Intendant wollte offenbar mit dem „Flüchtling“, der in der Ungnade ſeines Herzogs ſtand, nichts mehr zu thun haben und fürchtete ängſtlich, Karl Eugen zu beleidigen, vielleicht auch bei ſeinem eignen Kurfürſten anzustoßen.

Man kann ſich denken, wie dieſe geſcheiterte Hoffnung den unglücklichen, bedrängten Dichter traf. Aber er war zu ſtolz, um zu klagen. „Er übte“, ſagt Streicher, „was wenige Dichter thun, ſeine ausgeſprochenen Grundſätze redlich aus und befolgte den Vorſatz Karl Moors: Die Qual erlahme an meinem Stolze.“ — Er that nun das Einzige, was er konnte, er gab ſeinen „Fieſko“ in Druck und erhielt vom Buchhändler Schwan für den Bogen einen Louisdor, was ihm, da das Stück 11½ Bogen füllte, wenig über hundert Gulden einbrachte.

In und um Mannheim konnte Schiller jezt nicht mehr bleiben. Das heimatloſe Umherziehen rieb ihn auf. Er nahm deſhalb ein Anerbieten an, welches ihm ſeine vortreffliche mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, ſchon in Stuttgart gemacht hatte, indem ſie ihm für einige

Zeit eine sorgenlose Zufluchtsstätte auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen anbot. Dieser edlen Frau, von der Vater Schiller sagte, daß ihr Handeln „aus lauter Gutheit“ fließe, ist es zu verdanken, daß der von den trüben Erfahrungen der letzten Jahre schwer bedrängte Dichter wieder neuen Lebensmut fassen konnte. Das Honorar für den „Fiesko“ reichte eben hin, die nötigsten Schulden in Oggersheim und Mannheim zu tilgen und sich einige notwendige Gegenstände anzuschaffen; zu einem Überzieher für die bevorstehende lange Winterreise reichte es schon nicht mehr. Auch dem treuen Streicher konnte Schiller seine Aufopferung nicht ersetzen; dieser blieb in Mannheim, um sich durch Klavierunterricht zu ernähren. Am 30. November 1782 holten Meier, Iffland und andre die beiden Freunde von Oggersheim ab, und nach einem freundschaftlichen Zusammensein in Worms, wo Schiller die Post bestieg, trennten sie sich. „Meier und die andern“, berichtet Streicher, „schieden sehr unbefangen und redselig. Allein was konnten Schiller und sein Freund¹ sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können.“ Und wie blickt man in das Herz dieses goldtreuen Menschen, wenn er fortfährt: „Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.“

Am 7. Dezember 1782 kam Schiller in Bauerbach an; unterwegs hatte er in Meiningen die Bekanntschaft des herzoglichen Bibliothekars Hofrat Reintwald gemacht, der später sein Schwager wurde. An ihn hatte ihn Frau von Wolzogen gewiesen, um ihm für etwaige literarische Bedürfnisse eine Anknüpfung zu verschaffen. Gleich den folgenden Tag schreibt er an Streicher: „Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.“ In der That verlebte Schiller hier in der abgeschiedenen Stille des Landgutes sorgenlose Monate, indem er sich ganz in seine künstlerischen Arbeiten, namentlich in die Ausarbeitung der „Luise Millerin“,

¹ Streicher spricht von sich stets in der dritten Person und versteckt sogar seinen Namen bescheiden unter dem Anfangsbuchstaben S.

versenkte. Er war die größte Zeit hindurch allein. Die Besitzerin, die abwechselnd in Stuttgart und in Bauerbach lebte, kam zu Neujahr 1783 vorübergehend auf das Gut, begleitet von ihrer hübschen Tochter Charlott, die Schiller schon in Stuttgart kennen gelernt hatte. Sie war damals 17 Jahre alt, und der empfängliche Dichter wurde von dem Zauber ihrer jugendlichen Anmut lebhaft ergriffen. „So viel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden“, schreibt er von ihr. Aber seine Neigung blieb ohne Erwiderung; Lotte trat ihm mit unbefangener Freundlichkeit, aber ohne Liebe entgegen; sie hat später einen Herrn von Lilienstern geheiratet. Ende Januar verließ sie mit der Mutter Bauerbach wieder, und Schiller gab sich aufs neue seinen dichterischen Arbeiten hin, wobei Reinwald in Meiningen fast seinen einzigen Verkehr bildete, schriftlich und persönlich. Schiller schloß sich herzlich an ihn an; der ältere und reifere Mann (geb. 1737), oft etwas nüchtern und steif, wirkte mäßigend auf ihn ein und konnte sich dabei auch seinerseits dem Eindruck der stürmischen und genialen Persönlichkeit des Dichters nicht entziehen. „Heute schloß Schiller mir sein Herz auf“, schrieb er in sein Tagebuch, „und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen.“ Er fügt hinzu: „Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen.“ — Schiller war damals außer mit der „Luise Millerin“, die bald vollendet war, abermals mit einem neuen Plan beschäftigt, mit der Geschichte des spanischen Prinzen Don Karlos, auf die ihn schon früher Dalberg aufmerksam gemacht hatte. Reinwald verschaffte ihm die historische Novelle von St. Réal, die seine Hauptquelle wurde, und in den Frühjahrswochen von 1783 fingen die Gestalten dieses neuen Stoffes an, in ihm rege zu werden. So verlebte er die Zeit bis zum Juli 1783.

2. Theaterdichter.

Ganz unerwartet hatte Dalberg wieder mit Schiller angeknüpft. Durch die Mannheimer Freunde, denen Schiller seine „Luise Millerin“ mitgeteilt hatte, war er wohl auf dies vielverheißende Trauerspiel aufmerksam geworden und wollte es sich nicht entgehen lassen. Zudem waren seine frühern Bedenkllichkeiten geschwunden. Die Verfolgungen von seiten des Württemberger Herzogs, die er vor einigen Monaten für möglich hielt, waren jedenfalls nicht eingetreten und nicht mehr zu

fürchten. Die Flucht des Regimentsmedikus war in Stuttgart ver-
gessen. Dagegen war der Ruhm des dramatischen Dichters noch ge-
stiegen. So hatte sich der Intendant denn schon im März 1783 dem
früher so schändlich behandelten Dichter wieder genähert. Dieser hatte
anfangs zurückhaltend geantwortet, doch konnte er, da Dalberg seine
Anerbietungen fortsetzte, der „süßtönenden Stimme“ (wie Streicher
sagt) nicht widerstehen, um so weniger, als in der That die Vorteile
auch für seine Kunst nicht zu verkennen waren, die sich aus einer nahen
Verbindung mit einer der ersten Bühnen Deutschlands und ihrem hoch-
angesehenen Leiter ergaben. So entschloß er sich also und ging im Juli
1783 nach Mannheim zurück. Dalberg war zwar anfangs abwesend,
doch kam bald nach seiner Rückkunft wirklich ein ausdrücklicher Ver-
trag zu stande, wonach Schiller vom 1. September an als Theaterdichter
angestellt wurde und sich verpflichtete, bis zum Ablauf eines Jahres
drei Stücke zu liefern, nämlich „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ (wie die
„Luise Millerin“ auf Ifflands Vorschlag umgetauft worden war) und
ein drittes, das noch gedichtet werden mußte. Für diese Leistung sollte
er ein Jahrgehalt von 300 Gulden erhalten sowie von jedem der drei
Stücke die Einnahme eines Theaterabends, den er selbst bestimmen
konnte; doch wurde die Summe später in 500 Gulden umgeändert,
aber unter Wegfall der Theaterabende.

Jetzt also galt es zunächst, den „Fiesko“, der immer noch nicht
genügte, und „Kabale und Liebe“ in eine Dalbergs Wünschen ent-
sprechende theatermäßige Gestalt zu bringen. Aber kaum hatte sich
Schiller ernstlich an diese keineswegs leichte Arbeit gemacht, als ihn eine
schwere und entkräftende Krankheit befiel, eine Art von Influenza, jeden-
falls eine Folge der ungesunden Ausdünstungen des mit Morast und
stehendem Wasser gefüllten Festungsgrabens und der geringen Wider-
standskraft, die sein durch geistige Anstrengung über Gebühr angegriffe-
ner Körper diesen Einwirkungen entgegensetzen konnte. Das schlimmste
war, daß er, um dem Fieber zu wehren, seinen Körper durch über-
mäßigen Gebrauch von Chinin zerrüttete, welches er seinem eignen
Ausdruck zufolge „wie Brot“ aß. Er zwang sich, den ermatteten Kräften
zum Trotz, zur Arbeit, aber er schreibt auch an Frau von Wolzogen,
er fürchte, daß ihm dieser Winter vielleicht auf zeitlebens einen Stoß
gegeben habe. Die Zukunft hat dieses traurige Wort nur allzusehr
bestätigt. In so qualvoller Lage wurde „Fiesko“, „Kabale und Liebe“
und auch der erste Akt des „Don Karlos“ bearbeitet. Streicher, der

dies alles mit ansah, versichert, er habe es später nie über sich gewinnen können, eines dieser Stücke darstellen zu sehen, die Wehmut habe ihn stets überwältigt.

Endlich gelang die Arbeit doch, und am 11. Januar 1784 wurde „Fiesko“ zum ersten mal gespielt. Der Eindruck, den dieses Stück gemacht hatte, als es fast ein Jahr vorher an die Öffentlichkeit trat, hatte sich freilich mit dem der „Räuber“ nicht messen können. Dazu lag der Gegenstand dem großen Publikum zu fern. Trotzdem ist das Drama von großer Bedeutung für Schillers Entwicklung, schon weil es sein erster Versuch auf dem Gebiet ist, auf welchem er seine größten und reifsten Werke schuf und die höchste Meisterschaft erreichte, auf dem Gebiete der historischen Tragödie. Und in der That zeigt er gleich hier ein außerordentliches Geschick und eine geniale Kraft in der Bewältigung und Gestaltung eines solchen Stoffes. Die Aufgabe ist, aus der reichen, oft fast unendlichen Fülle der geschichtlichen Begebenheiten diejenigen herauszugreifen und, wenn es nötig ist, zu verbinden und zu ergänzen, die sich zur dramatischen Einheit übersichtlich und wahrscheinlich zusammenfügen. Dies hat Schiller in vorzüglicher Weise verstanden und sich doch nirgends zu weit von der geschichtlichen Überlieferung entfernt. Ebenso zeigt er einen überaus sichern Blick für das, was man die historische Farbe einer künstlerischen Darstellung nennt: das Genua des 16. Jahrhunderts wird uns aufs glaubhafteste vergegenwärtigt, ohne daß wir durch aufdringliche oder allzu fremdartige Züge an die Absicht des Dichters erinnert würden. Man kann darin schon den Meister ahnen, der sich im „Don Karlos“, im „Wallenstein“, im „Tell“ so glänzend bewährt hat.

Bei der Aufführung in Mannheim blieb der Erfolg des „Fiesko“, obwohl viele Stellen mit Begeisterung aufgenommen wurden, doch im ganzen hinter der Erwartung des Dichters zurück. Er selbst gibt in einem Brief an Reinwald¹ als Grund an, daß „republikanische Freiheit hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung“ sei: „in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut“. Er fügt hinzu, in Berlin sei das Stück innerhalb dreier Wochen vierzehnmal gefordert und gespielt worden. Aber ein Hauptgrund der verhältnismäßig geringen Wirkung war ohne Zweifel die von Dalberg erzwungene „theatermäßige“ Bearbeitung. Denn das Stück hatte einen Schluß erhalten, der dem ganzen Verlauf

¹ Jonas, Schillers Briefe, I, S. 185.

der Handlung und vor allem der folgerichtigen Charakterzeichnung des Haupthelden durchaus zuwiderlief.

Einige Monate nach dem „Fiesko“, am 15. April 1784, ging auch „Kabale und Liebe“ über die Bühne. Dieses Stück schlug in noch höherem Grade als selbst die „Räuber“ unmittelbar in die Gegenwart hinein, in noch entschiedenerer Weise richtete es die Kraft seines wuchtigen Angriffs auf die bestehende bürgerliche Ordnung: die konkreten Verhältnisse, die allen Zuschauern bekannt waren, traten in lebendigster Wirklichkeit vor Augen: ein Fürst, der seine Unterthanen verkauft, um seiner Mätresse einen Brillantschmuck zu schenken, ein Minister, der seinen Amtsvorgänger umgarnt und ermordet hat; zu diesen Gestalten ebenso wie zu dem gedehnten Schurken von Hofmarschall und dem kriechend niederträchtigen Sekretär Wurm waren Musterbilder nicht fern zu suchen.¹ Zudem war der Gang des Stückes so einfach und allgemein verständlich, bedurfte so gar keiner gelehrten Kenntnisse, daß jeder aus dem Volke ihm folgen und seinen Sinn verstehen konnte. In der That ist die Führung der Handlung von einer Einheitlichkeit, Geschlossenheit und unaufhaltsamen Raschheit, wie in keinem anderen Stücke unseres Dichters: von Anfang an sehen wir das Verderben über dem liebenden Paar schweben, in rascher Steigerung folgen sich die Stufen der Handlung, bis die Katastrophe hereinbricht, die in ihrer Furchtbarkeit auch die Bösewichter mit ins Verderben zieht. Die Mängel, an denen es auch hier nicht fehlt, können den Eindruck dieser überwiegenden Vorzüge nicht beeinträchtigen.

Daher war denn der Erfolg der Aufführung ein über Erwarten durchschlagender. Schiller wohnte in einer Loge mit Freund Streicher der Vorstellung bei. Letzterer berichtet: „Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Bliß der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges ent schlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein ‚es geht gut‘ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich, der Schluß desselben mit so

¹ S. die Einleitung zu „Kabale und Liebe“, Band 2.

vielen Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallklatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben.“

So stehen die drei Jugenddramen Schillers als ein höchst merkwürdiges, ja erstaunliches Denkmal der geistigen und dichterischen Kraft ihres Urhebers da. Wie langsam rang sich Lessings dramatische Kunst aus seinen Jugendwerken durch „Miß Sara Sampson“ zu der Höhe und Gewalt der Tragik empor, die wir in der „Emilia“ bewundern. Hier dagegen tritt uns der geborene Dramatiker von Anfang an entgegen; das zeigt jedes der drei Stücke fast in jeder Szene, wenn auch die „Räuber“ durch die riesenhafte Kühnheit ihres Entwurfs, zumal als Erstlingswerk, immer den Vorrang in der Phantasie des Lesers behaupten werden. An kleinern und größern Bedenten, an Schwächen in der ursachlichen Verknüpfung der Begebenheiten, an mancherlei Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten in der Charakterzeichnung, an Verstiegenheit und häßlicher Roheit in Darstellung und Sprache fehlt es keinem von ihnen; dagegen die einheitliche Abrundung des Ganzen, der rasche, hinreißende, atemberaubende Schritt der dramatischen Handlung und die unwiderstehliche Gewalt der tragischen Wirkung sind in allen dreien bewundernswert: die Mängel sind die natürlichen Begleiter jugendlicher Unerfahrenheit und Unreife; dagegen mit unfehlbar sicherem Wurf trifft der Dichter alles das, „was das Genie“, wie Lessing sagt, „ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert“.

Trotz solcher bedeutenden Erfolge wurde Schiller der Aufenthalt in Mannheim bald unerträglich. Eine kleine äußere Anerkennung erhielt er zwar im Januar 1784 durch seine Aufnahme in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft, in der er im Juni 1784 den Aufsatz vorlas: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, der später in den Werken unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt“ Aufnahme fand. Aber seine Stellung zum Theater wurde ihm verleidet. Der „Don Karlos“ rückte nur langsam vor, so daß die Aussicht

immer mehr schwand, das bedungene dritte Stück rechtzeitig zu vollenden. Dalberg war insofgedessen wenig geneigt, den Vertrag zu erneuern, und Schiller war über das ganze Verhältniß mißgestimmt. Seine äußere Lage war drückend, seine Einnahmen reichten nicht hin, die notwendigen Bedürfnisse zu decken, er war genötigt, Schulden zu machen. Wenn man bedenkt, daß dies die Lage des Verfassers von drei ausgezeichneten Bühnenstücken war, die in ganz Deutschland gespielt und bewundert wurden, so hat man einen Maßstab für die damalige Zeit. Der Buchhändler Schwan hatte Schiller für „Fiesko“ 11½ Louisdor, für „Kabale und Liebe“ 10 Karolin¹ gezahlt, und bei neuen Auflagen, die bald erfolgten, erhielt er nichts weiter. Im Sommer 1784 dachte er daran, eine „Mannheimer Dramaturgie“ herauszugeben, und als auch dieser Voratz scheiterte, weil Dalberg durchaus kein Opfer aus der Theaterkasse bringen wollte, faßte er den Plan zu einer Monatschrift, die sich ebenfalls an das Theater anlehnen sollte: es war die „Rheinische Thalia“. Aus der Ankündigung dieser Zeitschrift spricht deutlich das Gefühl, daß ihn kein Band mehr mit Mannheim verknüpft, wenn er alle seine frühern Verbindungen für aufgelöst erklärt: „das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen“ u. Hier veröffentlichte er in den nächsten Jahren die meisten seiner Dichtungen. In der Kritik beurteilte er die Schauspieler mit Offenheit und schonte ihre Empfindlichkeit nicht, wodurch sich sein Verhältniß zu ihnen immer weniger erfreulich gestaltete. „Mad. Kennschüb“, schreibt er einmal, „würde eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte.“ — „Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus (Miller), soviel er wenigstens davon auswendig wußte.“ In einem Briefe an Dalberg vom 19. Januar 1785 klagt er bitter darüber, daß „Kabale und Liebe“ durch das nachlässige Einstudieren „ganz in Lumpen zerissen worden“ sei, daß er „statt seines Textes nicht selten Unsinn habe anhören müssen“. — „Mir selbst“, fügt er stolz hinzu, „kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat als meine Stücke durch das Theater. — Ich glaube und hoffe, daß ein

¹ Ein Karolin = 19 Mark.

Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die „Räuber“ sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“

Was ihn in Mannheim außer diesen höchst unerquicklichen Verhältnissen in große Unruhe und Bedrängnis des Herzens versetzte, war sein Verhältniß zu Frau Charlotte von Kalb. Sie war die Gattin des Majors Heinrich von Kalb und hielt sich vom Sommer 1784 an längere Zeit in Mannheim auf, theils mit ihrem Gatten, theils ohne ihn, der in Landau in Garnison lag. Es bildete sich zwischen ihr und Schiller ein vertraut freundschaftliches Verhältniß, da sie an allem Geistigen und Litterarischen lebhaften und geistvollen Anteil nahm und er ihr Urtheil hochschätzte. Als er ihr den Anfang des „Don Karlos“ vorlas, machte er denselben Fehler im Vortrag wie damals beim „Fiesko“, und genau mit demselben Erfolg. Sie schwieg und wich schonend einem bestimmten Urtheil aus; als er aber wiederholt um ihre aufrichtige Meinung über den Wert dieser Arbeit bat, brach sie launig in lautes Lachen aus und sagte: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein! das ist zu arg!“ erwiderte dieser, warf seine Schrift voll Ärger auf den Tisch, nahm Hut und Stod und entfernte sich augenblicklich. Sie griff sofort nach dem Heft und hatte kaum die erste Seite heruntergelesen, als sie ihres Irrthums gewahr wurde und den Dichter mit den freundlichsten Worten wieder zu sich bitten ließ, da sie noch gar nichts Schöneres als dies von ihm gelesen habe.

Aber allmählich entwickelte sich aus diesem Verkehr ein leidenschaftliches Verhältniß, da Charlotte, die in ihrer Ehe kein Glück fand, eine schwärmerische Neigung für den Dichter faßte und auch er der liebenswürdigen, geistig bedeutenden Frau gegenüber sein Herz nicht wahren konnte. Welche Qualen er durchzukämpfen hatte, zeigen vor allem die beiden von tiefster leidenschaftlicher Erregung eingegebenen Dichtungen „Freigeisterei der Leidenschaft“¹ und die „Resignation“. Sie zeigen den schweren Kampf, aber auch den schweren Sieg über die Leidenschaft, sie zeigen, daß er Charlotte „blutend aus dem wunden Herzen“ riß. So bemächtigte sich seiner eine tiefe Sehnsucht nach Aenderung seiner Lage, die sich gegen Ende 1784 immer mehr steigerte. Er fühlte sich äußerlich und innerlich in Mannheim unglücklich.

In dieser Stimmung erwachte in ihm die Erinnerung an ein freundliches Zeichen herzlicher Zuneigung, das er vor mehreren Mo-

¹ Später sehr verkürzt und abgeschwächt unter der Überschrift „Der Kampf“ in die „Gedichte“ aufgenommen (s. S. 56; die „Resignation“, S. 57).

naten erhalten hatte. Es war im Juni 1784, als ihm ganz unerwartet aus Leipzig eine Zusendung zukam. Der Urheber derselben war Christian Gottfried Körner, Konsistorialrat in Dresden, welcher mit seiner Braut Minna Stöck, Tochter des aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ bekannten Leipziger Kupferstechers Stöck, sowie deren Schwester Dora und dem jungen Schriftsteller Ferdinand Huber einen kleinen Kreis inniger Verehrer Schillers bildete. Sie hatten sich vereinigt, dem Dichter ihren Dank und ihre Huldigung darzubringen. Minna stiftete eine Briefftasche, Dora zeichnete sich und die drei andern, Körner setzte das Lied „Amalia“ aus den „Räubern“ in Musik und begleitete die Sendung mit einem Brief voll inniger Wärme und Verehrung. Ihre Namen hatten sie nicht genannt, doch brachte Schiller sie bald in Erfahrung. Man kann sich denken, wie diese Huldigung auf ihn wirkte. Er schreibt an Frau von Wolzogen am 7. Juni 1784: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein, ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und verfühne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis.“

Troßdem gingen volle sechs Monate hin, ehe er antwortete. Stets hatte er, unter den Sorgen und Verdrießlichkeiten seines Mannheimer Lebens, die Antwort „auf eine bessere Stunde“ verschoben, aber diese Stunde blieb aus, und in einer „traurigen Stufenfolge von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete sein Herz für Freundschaft und Freude“. Endlich erinnerte ihn ein „wehmütiger Abend“ an seine Schuld. Es war der 7. Dezember 1784, als er den Leipziger Freunden seine „schändliche Vergessenheit“ abbat und ihnen gestand, daß ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste seien, was ihm in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren sei, daß sie es sich zuzuschreiben hätten, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufes, die sein widriges Schicksal ihm schon aus der Seele preßte, wieder zurückgenommen habe.

Körner antwortete mit der herzlichsten Bitte, nach Leipzig zu kommen, und Schillers zweiter Brief geht mit Freuden auf diese Einladung ein: „Seit Ihren letzten Briefen“, schreibt er, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörest du!“ Der Brief, am 10. Februar 1785 begonnen, ist unterbrochen und am 22. fortgesetzt: „In diesen zwölf Tagen ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meinen Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdrich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen.“ Man darf bei diesen erregten Worten wohl an sein Verhältnis zu Charlotte denken. Er wiederholt (mit den Worten seines Karlos): „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mords.“

Mit Freuden sah der Körnersche Kreis seiner Ankunft entgegen. Nun eröffnete ihnen Schiller, in einem Brief an Huber, auch seine äußere bedrängte Lage (sein „Finanzsystem“). Er brauchte mindestens 100 Dukaten, um fort zu können; auch diese wurden ihm auf Körners Vermittelung vom Buchhändler Göschen vorgeschoßen. So war jene Sendung dem Dichter wirklich zum rettenden Anker geworden, sich aus inneren und äußeren Bedrängnissen zu befreien, aus denen er sonst vielleicht keinen Ausweg gefunden hätte, und die edle Gesinnung der Geber war auf das schönste belohnt:

„Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht.“¹

Im April 1785 reiste Schiller von Mannheim ab. Wieder trennte er sich, wie vor drittehalb Jahren, von seinem treuen Streicher, der alle die Zeit unerschütterlich bei ihm ausgehalten hatte. Aber froher und freier als damals konnte er in die Zukunft schauen. Es war ein wich-

¹ So Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 27.

tiger und glücklicher Wendepunkt seines Lebens. „Die Himmlichten“, sagt Streicher am Schluß seines Buches, „leiteten nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Berechtigung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst wie seines Vaterlandes anwenden konnte.“ Streicher hat seinen großen Freund niemals im Leben wiedergesehen, aber bis an seinen Tod hat er die Erinnerung an die gemeinsam verbrachten Jahre still als ein heiliges Vermächtnis in seinem Herzen getragen.

3. Körners Freundschaft.

Am 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein und lernte zunächst, da Körner gerade in Dresden war, Huber und die beiden Schwestern Stodt kennen. Körner begrüßte seine Ankunft aufs freudigste in einem Briefe, in dem er sein Herz rückhaltlos dem Freunde erschließt, und Schiller antwortet in der gehobesten Stimmung mit dem herzlichen Zurufe: „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will!“ So war der vertrauteste Bund geschlossen, noch ehe sie sich persönlich kannten, und Körner trägt dem Freunde, den er noch nie mit Augen gesehen, das brüderliche Du an: „Das Sie in unsern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl mehr, als wir es durch Geburt sein könnten!“ Endlich am 1. Juli sahen sie sich in dem nahe bei Leipzig gelegenen Rahnsdorf von Angesicht zu Angesicht¹, und Schiller läßt zwei Tage darauf den heißesten Dank und die beredteste Freudenergießung über den nun für immer gewonnenen Freund in einem begeisterten Briefe ausströmen. Aus einigen Andeutungen und Vorschlägen über buchhändlerische Beziehungen und litterarische Unternehmungen hörte der feinfühlige Freund heraus, daß sich Schiller noch immer in bedrängten Geldverhältnissen befand, und er beeilt sich zu antworten: „Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest Du mir nicht in Rahnsdorf ein Wort davon? Warum schreibst Du

¹ So nahm man wenigstens bisher an. Jetzt weist Jonas, Schillers Briefe, I, S. 497, auf einige Schwierigkeiten in dieser Zeitbestimmung hin.

mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen für Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist.“ Wenn etwas der selbstlosen Größe dieser Freundesgesinnung gleichkommt, so ist es die Art, wie Schiller sie aufnimmt und erwidert: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot; in eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. — Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltsamen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen.“

So war unserm Dichter „der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein“. Und diese Freundschaft hat von beiden Seiten keinen Wandel erlitten, bis zu Schillers Tode. Ehe Körner ihn persönlich kannte, schrieb er einmal, gleichsam gegen das Vorgefühl von Schillers geistiger Überlegenheit sich wehrend, Freundschaft müsse auf Gleichheit beruhen, und „wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl bei einander sein soll“. Nun sah er wohl, daß dieser Wunsch vergeblich sei, und fühlte je länger je mehr, daß jener an Geisteskraft wie ein Riese neben ihm stand. Aber zu seinem Glücke hatte er das einzige, aber auch sichere „Rettungs-

mittel gegen große Vorzüge eines andern“¹ gefunden: die Liebe. Und er hatte doch auch seinerseits in diesem Bunde genug einzusetzen: vor allem das lautere Gold seines Charakters. „Nichts geht über das Vergnügen, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich.“ So urteilte Schiller am 4. Dezember 1788², und so hat er stets geurteilt. Aber auch des Freundes klares, sachliches Urteil war für Schiller von unschätzbarem Werte, ebenso seine ausgebreiteten sicheren Kenntnisse, und nicht zum wenigsten sein „glückliches Talent zur Begeisterung“. Mit voller Bestimmtheit sagt Schiller am 1. Februar 1790 dem Freunde: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten als mit mir, und ich ebensovienig.“ Und so ist es geblieben. Das schönste Denkmal dieser edlen und reinen Freundschaft ist der Briefwechsel, der von nun an eine Hauptquelle für Schillers Leben bildet. Fließen auch später, nach der Bekanntschaft mit Goethe, die Briefe etwas spärlicher, so bleiben sie doch immer reich an Aufschlüssen über äußere und innere Verhältnisse; vertrauensvoll legt Schiller bis zuletzt dem Freunde alles vor, was ihn bewegt.

Schiller hatte im Mai 1785 von Leipzig aus seinen Wohnsitz in dem benachbarten Gohlis genommen, wo er einige heitere, hochgestimmte Wochen verlebte. Ein Denkmal dieser Stimmung ist sein „Lied an die Freude“, welches um diese Zeit entstanden ist. Hier läßt er sein ganzes von Freundschaft und Freude volles Herz ausströmen. Derselbe Dichter, der vor wenigen Monaten in der „Resignation“ die erschütternde Klage erhob, daß „des Lebens Mai ihm abgeblüht“ habe, der den „Vollmachtbrief zum Glücke“ unerbrochen zurückgab, weil er „nichts von Glückseligkeit“ wisse, ruft jetzt der ganzen Menschheit zu:

„Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

und ist innig von der gläubigen Zuberflucht durchdrungen, daß „überm Sternenzelt ein lieber Vater wohne“.

Aber der Umgang in Leipzig und Gohlis wollte ihm, nachdem er Körner persönlich kennen gelernt hatte, nicht mehr genügen. Er wartete nur noch des Freundes Vermählung, die am 7. August 1785 stattfand, und die erste häusliche Einrichtung des jungen Paares ab und folgte

¹ Goethe, „Sprüche in Prosa“, angeführt von Jonaß, Christian Gottfried Körner, S. 44. Vgl. Brief Schillers an Goethe vom 2. Juli 1796.

² Brief an Lotte von Lengefeld, Jonaß II, 168.

ihn dann nach Dresden, wo er am 11. September eintraf. „Die Freude des Wiedersehens“, schreibt er an Huber, „und eines solchen Wiedersehens war himmlisch.“ Den Abend fuhren sie nach Körners Weinberg bei Loschwitz, und Schiller war über die Reize der Gegend wie über die ihm so ungewohnte Behaglichkeit des Daseins entzückt: „Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorschmack von allen folgenden. Während daß Dörchen und Minna auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden! Diese Nacht habe ich zum ersten Male unter einem Dache mit unsern Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern nacht in Prozeßion auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klaviere spielen. Du glaubst nicht, wie mich das belebte.“

So verstrich Schiller die nächste Zeit im Umgang mit den neuen Freunden, bald in Dresden, bald in Loschwitz, auf Körners Weinberg, auf Spaziergängen an den schönen Elbufern nach Blasewitz und andern Orten der Umgegend. Äußere Erlebnisse sind fast gar nicht zu verzeichnen, aber wie behaglich und befriedigt hier sein Leben war, zeigen schon die mancherlei poetischen Scherze, die aus dieser Zeit erhalten sind, so das „Unterthänige Promemoria an die Konsistorialrat-Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz“ und der dramatische Spaß „Körners Vormittag“. Das wichtigste litterarische Ergebnis seines Dresdener Aufenthalts war die Vollendung des „Don Karlos“. Seine erste Beschäftigung mit diesem Stoffe fällt in die Zeit seines Aufenthalts in Bauerbach; Bruchstücke der Ausarbeitung hatte er bereits in den ersten Jahrgängen der „Thalia“ 1785–87 veröffentlicht. Jetzt füllte er die Lücken aus, kürzte und feilte vielfach die Darstellung und führte das Stück bis zu Ende. So erschien es 1787 als Ganzes.

Der „Don Karlos“ scheidet sich schon äußerlich von den Jugenddramen Schillers durch seine poetische Form. Es ist das erste große Bühnenstück, das er in Versen schrieb. Der Gebrauch des fünffüßigen Jambus, des sogenannten Blankverses, im Drama war aus Shakespeare zu uns gekommen und nach einigen weniger beachteten Versuchen (Braves „Brutus“ 1757, Wielands „Johanna Gray“ 1759, Klopstocks „Salomo“ 1764) durch Lessings „Rathan“ 1779 zuerst eingebürgert worden. Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“ in metrischer

Form fallen später als die ersten Veröffentlichungen des „Don Karlos“. Die Einführung des Verses war ohne Zweifel ein bedeutender Fortschritt der Kunst und wurde für Schiller insbesondere zu einem wohlthätigen Zwange, das allzu Ungezügelte seiner bisherigen Schreibart zu mildern und zu veredeln.

Das Stück beruht insofern auf derselben Anschauung wie die drei Prosadramen, als ein absichtlicher Kampf gegen die bestehende Ordnung durch sie alle hindurchgeht, der Dichter also noch nicht, wie vom „Wallenstein“ an, zu einer wirklich objektiven Darstellung durchgedrungen ist. Bezeichnend dafür ist jenes Wort an Reinwald am 14. April 1783, er wolle in seinem Stücke die Menschheit an der Inquisition rächen und einer „Menschenart, welche der Dold der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“. Die Worte stammen freilich aus der frühesten Zeit, aber wenn auch das Religiöse später zurücktrat und das Politische an Bedeutung gewann, die Tendenz blieb doch: der vorhandene Zustand der Welt wird als ein verwerflicher, unwürdiger hingestellt. Aber während es in den drei ersten Dramen bei dieser Verneinung bleibt, ist jetzt im „Don Karlos“ etwas Neues hinzugekommen. Was uns hier ergreift, ist nicht mehr bloß der tobende Zorn eines Karl Moor, nicht die selbstsüchtige politische Berechnung Fieskos, nicht der glühende Haß aus „Kabale und Liebe“: die begeisterte Hingabe für das Gute und Edle reißt uns mit sich fort. Die Ideen, auf denen sich das politische und bürgerliche Leben in würdiger Weise erheben soll, Freiheit und Menschlichkeit, werden lebendig vorgeführt, das „kühne Traumbild eines neuen Staates“ wird vor unserer Phantasie aufgebaut, und zwar mit so überzeugender Beredsamkeit, daß wir an ihren endlichen Sieg glauben, selbst wenn zum Schluß des Dramas die Gegner triumphieren.

Vom künstlerischen Standpunkte sind allerdings auch Schwächen in dem Stück. Namentlich ist der Gang der Handlung in den letzten Akten etwas verwirrend und durchaus nicht so übersichtlich und klar, wie wir es sonst bei Schiller gewohnt sind. Der Grund liegt vornehmlich in der Person des Marquis Posa, dessen Absichten und Charakter der Dichter nicht zur vollen Klarheit entwickelt hat. Darum that auch das Drama auf der Bühne, wo folgerichtige Handlungsführung immer ausschlaggebend ist, keine solche Wirkung wie die frühern Stücke, zumal die übermäßige Länge zu starken Kürzungen nötigte, die nicht immer ohne Schaden abgehen konnten. Aber hinsichtlich seines Gedanken-

gehalts und seiner Darstellung bleibt der „Don Karlos“ eine der großartigsten Erscheinungen der Litteratur, ausgezeichnet durch die Fülle erhabener und kühner Ideen, welche mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung vorgetragen werden, in einer Sprache, die durch ihren Glanz, Reichthum und Wohlklang auch den kühnsten Leser bezaubern muß. Daher war auch die Aufnahme, namentlich bei der Jugend, eine überaus begeisterte. Man empfand, daß hier der Zusammenstoß alter und neuer Zeit dargestellt war. Die Zukunft freier Völker war die hohe Verkündigung des Stückes, die ihm alle Herzen gewann und den Dichter zum Liebling seines Vaterlandes machte.

Außer dem „Don Karlos“ fällt in diese Zeit auch der Roman „Der Geisterseher“ sowie Plan und Beginn des Dramas „Der Menschenfeind“. Beide Dichtungen blieben unvollendet, soviel Interesse auch besonders die erstere erregte, deren überaus spannende Darstellung Schillers volle Meisterschaft auch in dieser Gattung zeigt und uns sehr bedauern läßt, daß er dies Werk nicht zum Schluß geführt und das ganze Gebiet gar nicht weiter angebaut hat.

Aber allmählich fing Schiller an, sich aus dem Dresdener Leben wegzusehen, vornehmlich wohl, weil er das unabweisbare Bedürfnis empfand, sich endlich ganz auf eigne Füße zu stellen. Auch hatte er in Dresden außer dem einen Körner niemand, dessen Umgang ihm genügte und ihm geistige Anregung bot. Dazu kam im Anfang 1787 noch ein äußerer Grund. Er hatte auf einem Maskenballe ein Fräulein Henriette von Arnim kennen gelernt, die ihn durch ihre liebreizende Koketterie ganz in ihren Bann zog. Es wurde ihm viel, besonders durch Körner, bedeutet, daß die Geliebte und vor allem ihre Mutter, die im schlechtesten Leumund stand, nur ihr Spiel mit ihm trieben. Er glaubte den Anschuldigungen nicht, und es dauerte lange, bis er sich endlich von seiner Verblendung und seinen leichtgläubigen Hoffnungen widerwillig heilen ließ. Aber Dresden war ihm dadurch erst recht verleidet, und er entschloß sich, das gastliche Haus Körners zu verlassen.

Der Ort, wohin er sich nun wenden wollte, war Weimar. Sein Hauptgrund war ohne Zweifel das Gefühl, daß er geistige Anregung und Reife seiner Kunst da finden müsse, wo die ersten litterarischen Größen Deutschlands, vor allem Goethe, Herder, Wieland, sich zusammengefunden hatten. Auch stand er schon in Beziehung zu dem Herzog Karl August. Denn als dieser gegen Ende des Jahres 1784 nach Darmstadt kam, war ihm Schiller, der von Mannheim aus hür-

überfuhr, vorgestellt worden und hatte ihm den ersten Aufzug des „Don Karlos“ vorlesen dürfen. Sein Vortrag mußte sich wohl seit den früheren Mißerfolgen gemildert haben, die feingebildete und geschmackvolle Frau von Kalb, die ihm gewiß seine Schwäche nicht verschwieg, hatte sicherlich auf ihn eingewirkt. Der Erfolg war, daß der Herzog ihn damals zum Weimariſchen „Rat“ ernannte; um ſo lieber wandte er ſich jetzt dahin.

Dritter Abſchnitt: Lehrjahre 1787—94.

1. Weimar.

In Weimar, wo Schiller am 21. Juli 1787 ankam, war gerade eine ſtille Zeit, da weder Goethe noch der Herzog anweſend waren. Er traf daſelbſt von neuem mit Charlotte von Kalb zuſammen, aber obgleich er an Körner berichtet, daß ihr erſtes Wiederſehen etwas „Gepreßtes und Betäubendes“ gehabt habe, bildete ſich doch, da ihre gegenseitige Anziehungskraft ſehr groß war, ein weiterer, aber weniger leidenschaftlicher Verkehr zwiſchen ihnen aus. Von den Größen Weimars wurde er mit Herder und Wieland bekannt und trat mit dem letzteren in einen etwas näheren Verkehr. Die Herzogin-Mutter Amalia lud ihn nach ihrem Luſtſchloß Tiefurt ein. Auch das benachbarte Jena beſuchte er bald und lernte dort Reinhold, Schüz, Fuſeland, Griesbach und andere kennen. Am 29. Auguſt 1787 ſchreibt er an Körner: „Ich habe am 28. Auguſt Goethens Geburtſtag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in ſeinem Garten feierte, wo er in Goethens Abweſenheit wohnt. Die Geſellſchaft beſtand aus einigen hieſigen Damen, Vogts, Charlotten und mir. Herders beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzlich, und Goethens Geſundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermutet er in Italien, daß er mich unter ſeinen Hausgäſten habe, aber das Schickſal fügt die Dinge gar wunderbar.“

Seine Studien und Arbeiten bewegten ſich in dieſer Zeit vornehmlich auf dem Gebiete der Geſchichte, der er ſich ſchon ſeit dem vergangenen Jahre mit Eifer zugewandt hatte, wie z. B. der an Körner gerichtete Brief vom 15. April 1786 zeigt: „Täglich wird mir die Geſchichte teurer. Ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges geleſen, und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon.“ Es

beginnt jetzt für Schiller eine Periode, die an poetischen Erzeugnissen sehr arm ist, während sie fast alles umfaßt, was er an prosaischen wissenschaftlichen Arbeiten geschaffen hat. Er fühlte, daß er durchaus eines Gegengewichtes gegen die rastlos in ihm arbeitenden Ideen und dichterischen Gestalten in einer Fülle fester, konkreter Kenntnisse bedürfe, und dazu war offenbar keine Wissenschaft so geeignet wie die Geschichte, die ihm in mancher Hinsicht den Mangel einer ausgebreiteten Welt- und Menschenkenntnis ersetzen konnte und dabei auch den Dramatiker von seinem Gebiete nicht gänzlich abzog. Die Entwicklung des Menschengeschlechts in Staat, Kunst und Kultur wurde von nun an eine Idee, die Schiller besonders mächtig anzog, und die auch, als er später wieder zur Poesie zurückkehrte, auf Inhalt und Gestaltung vieler seiner Dichtungen von Einfluß blieb.

Im November 1787 besuchte Schiller von Weimar aus Frau von Wolzogen in Bauerbach und wurde auf der Rückreise durch seinen Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen mit der Familie von Lengefeld in Rudolstadt bekannt gemacht. Er schreibt an Körner am 8. Dezember: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte.“ Die ältere Tochter war Karoline von Beulwitz (später an Wilhelm von Wolzogen verheiratet), die jüngere Charlotte, des Dichters spätere Gattin. Im Januar 1788 kam Lotte nach Weimar, und Schiller beeilte sich, die Bekanntschaft zu erneuen. Am 3. April, als sie sich wieder zur Abreise rüstete, schrieb er ihr das Gedicht „Einer jungen Freundin“ ins Stammbuch, und wenige Tage später in einem Briefe: „Sie werden gehen, liebsteß Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit hinwegnehmen.“ Die Sommermonate brachte er, um der Geliebten nahe zu sein, in Volkstedt bei Rudolstadt zu. Sobald er nun seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, an der er damals eifrig arbeitete, so weit gefördert hatte, daß ihm sein Verleger Crusius in Leipzig Honorar darauf zahlte, eilte er nach Rudolstadt und stand hier in beständigem vertrauten Umgang mit Lengefelds. Karoline berichtet in ihrer Lebensbeschreibung Schillers von dieser schönen und hochgestimm-

ten Zeit: „In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeewisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten. Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen.“

Ein wichtiger Tag fiel noch in diese Rudolstädter Zeit: Schillers erste Bekanntschaft mit Goethe. Dieser war mit der Familie Lengefeld, die er durch Frau von Stein kennen gelernt hatte, wohl befreundet, er wurde hier aufs innigste verehrt und gehörte, wie Karoline sagt, zu ihren „Hausgöttern“. Am 7. September 1788 traf er mit Herder und Frau von Stein dort ein, und Schiller war den ganzen Tag mit in seiner Gesellschaft. Freilich erfüllten sich die Hoffnungen, die die Schwestern auf eine herzliche Annäherung der beiden Dichter gesetzt hatten, für jetzt noch nicht, doch hatten sie sich immerhin berührt. Was Schiller an Körner schreibt, klingt ziemlich zurückhaltend und zeigt, daß Karoline recht hatte, wenn sie sagt, sie hätte von Goethe mehr Entgegenkommen und von Schiller mehr Wärme erwartet. „Sein erster Anblick“, schreibt er, „stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herab, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist

überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können.“ — „Im ganzen genommen“, schließt er, „ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je näher rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung, so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ Doch ist er gerecht genug, hinzuzufügen: „Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Erst im November 1788 kehrte Schiller nach Weimar zurück. Die Poesie hatte indeß auch in diesem Jahre nicht ganz gefeiert. Im April hatte er auf Wielands bringende Bitte, ihm einen Beitrag für den „Deutschen Merkur“ zu liefern, die „Götter Griechenlands“ gedichtet, und während des sommerlichen Aufenthalts in Rudolstadt war die Idee zu dem großen kulturgeschichtlichen Gedichte „Die Künstler“ in ihm lebendig geworden, dessen Vollendung sich bis in den März 1789 hinzog. Sonst aber war er nach wie vor tief in seine historischen Arbeiten versenkt, und diese Beschäftigung hatte auch insofern einen äußeren Erfolg, als sich ihm im Dezember 1788 die Aussicht auf eine Professur der Geschichte an der Universität Jena eröffnete; der Gedanke hierzu war vornehmlich von Goethe ausgegangen. Im März 1789 erfolgte die förmliche Berufung. Freilich blieb er, als außerordentlicher Professor, zunächst ohne Gehalt, und er empfand außerdem, daß ihn die neue Thätigkeit auf längere Zeit seinem Dichterberufe einigermassen entfremden würde, und beklagte es tief, daß er seine Freiheit opfern müsse. Indes trotz aller Bedenken nahm er besonders im Hinblick auf seinen sehnlichen Wunsch, sich eine Häuslichkeit zu gründen, gern eine feste Staatsstellung an. Er that es, wenn ihm auch vor dem Umte einigermassen angst war, auf das er keineswegs genügend vorbereitet sei. Mancher Student, meinte er, werde mehr Geschichte wissen als der

neue Professor. Goethe, dem er auf die Anstellung hin seinen Besuch machte, tröstete ihn mit dem alten Erfahrungssage: *docendo discitur*.

2. Jena. Eigener Herd.

So siedelte Schiller denn am 11. Mai 1789 nach Jena über und betrat am 26. desselben Monats zum ersten Male den Lehrstuhl der Hochschule. Über dieses erste „Abenteuer auf dem Katheder“, das sich zu einer ungewöhnlich glänzenden Huldigung für ihn gestaltete, gibt er an Körner einen höchst anschaulichen und ergötzlichen Bericht: das Auditorium, das er zunächst bestimmt hatte, erwies sich lange vor Beginn der Vorlesung für den Andrang der Zuhörer als viel zu klein; es wurde noch im letzten Augenblick ein größerer Saal gewählt, der etwa 400 Menschen faßte und am andern Ende der Straße lag. So liefen denn die Studenten in Scharen, eilend und rennend, um noch einen Platz zu erobern, durch die Stadt, so daß ein allgemeiner Lärm entstand und selbst die Wache in Bewegung kam. Übrigens, sagt Schiller mit Beziehung auf seine Ungewohntheit, vor solcher Versammlung zu sprechen: „Ich hatte mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug.“ Auch sei er nach den ersten zehn Worten im ganzen Besitze seiner „Contenance“ gewesen und habe mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme gelesen, die ihn selbst überrascht habe. Die Studenten brachten ihm eine „Nachtmusik“, und „Bivat wurde dreimal gerufen“. Den Inhalt seiner beiden ersten Vorlesungen veröffentlichte er bald darauf im „Merkur“ unter der Überschrift: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“

Nunmehr im Besitze eines festen Amtes, that Schiller im August 1789 den für sein künftiges Lebensglück entscheidenden Schritt, indem er sich mit Charlotte von Lengefeld verlobte. Gegen Ende des Jahres wandte er sich an den Herzog mit der Bitte, ihm ein wenn auch geringes festes Gehalt zu bewilligen, da er bisher sein Lehramt ohne jede Besoldung bekleidet hatte. „Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben“, berichtet er an Körner, „ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu sehen als Lengefelds. Er erfuhr's aber, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte,

um mir seine Achtung zu zeigen. Aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und betrügt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen.“

Da er durch seine Vorlesungen und vor allem durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf andere bestimmte Einnahmen rechnen konnte und „mit achthundert Thalern“, wie er am Weihnachtsheiligabend 1789 schreibt, in Jena „recht artig“ leben zu können meinte, so waren die äußerlichen Hindernisse aus dem Wege geräumt, und es stand der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nichts mehr entgegen. Diese beglückende Aussicht versetzte ihn in eine heitere und gehobene Stimmung, vor der die Erinnerung an die schweren und schmerzlichen Kämpfe seines Lebensganges und die mancherlei unmutigen Gedanken bei der Übernahme der Professur zurücktraten. Am 1. Februar 1790 schreibt er: „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterm Mute entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziel stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.“

Wenige Wochen darauf, am 22. Februar 1790, wurde alsdann der Ehebund geschlossen, der, von der reinsten und edelsten Liebe verklärt, in innigster Seelengemeinschaft und ungetrübtem Glück bis an seinen Tod gedauert hat. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt“, schreibt er am 1. März 1790 an Körner. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.“ Derselbe Ton innigen Glückes klingt auch später immer unverändert aus seinen Worten. „Mir macht es“, schreibt er am 24. Oktober 1791, „wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben

und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter.“

Schillers wissenschaftliche Beschäftigung war auch jetzt noch vornehmlich der Geschichte gewidmet. Von seinen beiden wichtigsten historischen Werken war das erste, die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, bereits 1788 veröffentlicht worden und hatte vornehmlich seine Berufung nach Jena bewirkt; das zweite, mit dem er seine Laufbahn auf diesem Gebiete schloß, die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, erschien 1791—93. Dazwischen liegen kleinere historische Arbeiten, namentlich die „Allgemeine Sammlung historischer Memoires“, die unter seiner Leitung übersetzt und herausgegeben wurden, und zu denen er die geschichtlichen Überblicke schrieb, zum Teil umfangreiche und höchst wertvolle Darstellungen, so namentlich die „Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen“. Sein Verdienst auf diesem Gebiete ist nicht gering. Waren auch seine Werke an gründlichen Quellenstudien von eigentlichen Fachgelehrten leicht zu übertreffen, so waren sie es desto schwerer an Lebendigkeit und geschmackvoller Darstellung. Immer wählt er solche Ereignisse, in denen sich das Streben der Menschheit nach höherer Entwicklung, nach Freiheit und Menschlichkeit kundgibt, und so stellt er in seinen geschichtlichen wie in seinen poetischen Werken den Kampf des Edlen und Schönen mit dem Schlechten und Gemeinen, der Freiheit mit dem Despotismus dar und zeigt in diesem Kampfe die höchste Höhe des Menschen, der sich entschließt, „das Teuerste an das Edelste zu setzen“.

3. Krankheit und Genesung.

Schiller hätte jetzt eine ruhige und schöne Zeit genießen können, in leidlicher äußerer Lage, in der glücklichsten Häuslichkeit, im Bewußtsein hoher, stets steigender Anerkennung seines Wertes von allen Seiten. Aber die tiefe Erschütterung, die seine Gesundheit in jenem traurigen Mannheimer Winter erlitten hatte, und die nur scheinbar überwunden worden war, kam jetzt mit erneuter Macht zum Durchbruch, gewiß mit infolge der übermäßigen Anstrengung, die er sich für seine damaligen schriftstellerischen Arbeiten in Rücksicht auf sein Amt und den neugegründeten Hausstand zumutete. Denn er brachte oft vierzehn Stunden täglich

schreibend und lesend am Arbeitstische zu. Das hielt seine geschwächte Natur nicht aus. Schon im Winter 1790 auf 1791 ergriff ihn eine schwere Krankheit, ein krampfartiges Brustleiden, von dem er sich nie wieder ganz erholt hat. Der erste Anfall, ein heftiges Katarrhfieber, erfolgte im Januar 1791, und die Krankheit kehrte mehrfach sich steigend wieder. Die liebevolle Pflege seiner Frau und die allseitige Teilnahme von Freunden und Zuhörern rührte ihn sehr und trug zu seiner Erholung bei. Die Vorlesungen mußte er natürlich aufgeben, und der Herzog entband ihn auch für den Sommer von jeder akademischen Verpflichtung. In der Hoffnung, sich völlig herzustellen, ging er im März nach Rudolstadt, erlitt aber hier am 17. Mai einen neuen, so heftigen Anfall, daß er ihn nicht zu überleben glaubte und jeden Augenblick der schrecklichen Mühe des Auentholens zu unterliegen fürchtete. Sein Geist blieb heiter, und alles Leiden, das er fühlte, verursachte der Anblick seiner guten Lotte und der Gedanke daran, daß sie den Schlag nicht überstehen würde. Einigermassen wieder gebessert, entschloß er sich, Anfang Juli 1791 auf ärztliches Anraten mit seiner Frau nach Karlsbad zu gehen, wo er bis zum August verweilte. Der Aufenthalt wirkte in der That günstig auf ihn, die Ruhe und die Natur thaten ihm wohl. Auch Gedanken an dichterische Entwürfe drängten sich ihm hier wieder auf: er versäumte nicht, nach dem benachbarten Eger zu fahren und sich den Schauplatz von Wallensteins Tod sowie das Bild des Helden anzusehen, dessen mächtige Gestalt ihn schon damals lebhaft fesselte.

Trotzdem war er nur unvollständig hergestellt, als er zurückkehrte. Von Erfurt, wo er sich mehrere Wochen aufhielt und mit demoadjutor von Dalberg in freundschaftlichem Umgang stand, schreibt er am 6. September an Körner: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfanfälle nicht ganz aus; auch der kurze Atem hält noch immer an. Doch kann ich jetzt zwei, drei Stunden des Tages etwas lesen, ohne mich anzugreifen.“ Aber die Bedrängnis seiner äußeren Lage kam ihm jetzt schwer zum Bewußtsein. Er spricht in demselben Briefe schmerzlich von der Ungewißheit seines künftigen Schicksals: es sei ihm durchaus unmöglich, sich wie bisher auf seine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch seien, solange er gesund sei, so fehlten sie doch ganz in der Krankheit. Dies Krankheitsjahr habe ihm 1400 Thaler gekostet.

Seine Lage war in der That überaus sorgenvoll, eine etwaige Unterstützung seines Herzogs konnte nur gering sein. Aber gerade in

dieser schwersten Bedrängnis zeigte sich ihm plötzlich und unerwartet wiederum eine rettende Hand. Die Kunde von Schillers Krankheit war in alle Welt gedrungen, und im Juni 1791 hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Diese Todesnachricht war auch zu dem dänischen Dichter Jens Baggesen gekommen, der Schiller 1790 in Jena kennen gelernt hatte und zu seinen begeistertsten Verehrern zählte. Er bildete mit einigen gleichgesinnten Freunden, zu denen namentlich der Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg¹ und der Minister Graf Ernst von Schimmelmann gehörten, eine kleine Schillergemeine, in der seine Werke vorgelesen und begeistert aufgenommen wurden. Im Anfang Juni 1791 hatten sie gelegentlich einer Lustfahrt nach dem kleinen Orte Hellebæk bei Kopenhagen eine Feier zu Ehren des Dichters veranstalten wollen. Gerade als sie sich fröhlich zur Abfahrt rüsteten, hatte die Kunde seines Todes sie getroffen. Sie waren ganz trostlos und niedergeschmettert, fuhren aber gleichwohl hinaus, um den Schmerz gemeinsam zu tragen, und hielten dort traurigen Herzens eine wehmütige Totenfeier, sich stärkend und tröstend an den begeisternden Dichtungen des Totgeglaubten. Man kann sich denken, daß die Nachricht von diesen Vorgängen dem Genesenden eine frohe und erhebende Stunde bereitete. Als nun Baggesen von Professor Reinhold in Jena erfuhr, daß Schiller lebe, daß er sich aber wohl schwerlich ganz erholen werde, da er genötigt sei, sich körperlich und geistig aufzureiben, um seinen Unterhalt zu verdienen, vereinigten sich der Herzog und der Minister, dem Dichter ihre Hilfe anzubieten. Ihr Brief vom 27. November 1791 beginnt: „Zwei Freunde, durch Weltbürgerinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie.“ Nachdem sie dann mit zartester Schonung auf seine Krankheit und seine äußere Lage hingewiesen, fahren sie fort: „Wir bieten Ihnen auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen! Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein. — Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch diesen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut frönen.“ Schon die Freude sowohl über das Geschenk als

¹ Urgroßvater der deutschen Kaiserin Augusta Viktoria.

über den hochherzigen Sinn der Geber mußte Schillers Genesung fördern. Er nahm das Anerbieten, wie es gemacht war, ohne kleinliche Bedenken an. „In einer Zeit“, schreibt er an den Herzog, „wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern, traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwei schützende Genien, die Hand aus den Wolken. — Erröten mußte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können.“ Nach Dresden schreibt er wenige Tage darauf: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner! Das, wonach ich mich schon, solange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los.“ Er teilt ihm das Anerbieten mit, dessen Zartheit und Feinheit ihn noch mehr gerührt habe als das Geschenk selbst, und schließt: „Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, unabhängig von Nahrungsorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“

Das Nächste, was Schiller in der neuen unabhängigen Lage that, war auf völlige Stärkung seiner Gesundheit gerichtet; er gestattete sich manche sonst entbehrte Lebensbequemlichkeit, schaffte sich ein Reitpferd an und fuhr täglich spazieren. Auch tilgte er seine alten Schulden. Die Muße, die ihm durch die Befreiung von seinen äußeren Sorgen zu teil wurde, verwandte er zunächst mit großem Eifer auf die Kantsche Philosophie, in deren eben begonnenem Studium ihn die Krankheit damals unterbrochen hatte. Leider wurde er im Januar und Februar 1792 abermals von dem Übel befallen, das also keineswegs ganz überwunden war; doch konnte er im April und Mai den lange sehnlich gehegten Wunsch erfüllen, mit seiner Frau den treuen Körner in Dresden zu besuchen und nach so langer Zeit ein herzliches Wiedersehen zu feiern. Mit dem Freunde zusammen vertiefte er sich auch hier wieder in Kant, und diesem Studium blieben seine nächsten Jahre gewidmet. Die ästhetischen Abhandlungen, die in diese Zeit fallen, beruhen auf Kantschen Grundlagen, namentlich auf der „Kritik der Urteilkraft“, deren anregende Gedanken der Dichter für sein ästhetisches System durch-

arbeitete und selbständig erweiterte und ergänzte. Hieraus gingen 1793 und 1794 die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ hervor, die ursprünglich an den Prinzen von Augustenburg gerichtet waren und später (1795) für die „Horen“ in ihre jetzige Gestalt umgearbeitet wurden. Von den übrigen Abhandlungen sind die beiden umfangreichsten und in ihrer Wirkung bedeutendsten die über „Armut und Würde“ 1793 und über „Naive und sentimentalische Dichtung“ 1795.

Im September 1792 hatte Schillers Mutter mit der jüngsten Tochter Nanette einen mehrwöchigen Besuch bei dem Sohne in Jena gemacht, und dies hatte auch seine Sehnsucht nach der schwäbischen Heimat erweckt. So führte er denn im Sommer 1793 diesen Plan aus und kam am 8. August „nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien Reise“ mit seiner Frau in der Reichsstadt Heilbronn an, wo er sich zunächst aufhalten wollte, um nicht gleich das Gebiet des Herzogs Karl Eugen zu betreten. Dieser legte ihm aber nichts in den Weg, erlaubte auch dem Vater, ihn in Heilbronn zu besuchen. Übrigens war des Herzogs Gesundheit sehr erschüttert, es ging mit ihm zu Ende, und er starb noch während Schillers Aufenthalt in Schwaben am 24. Oktober 1793. Schiller wohnte der Totenfeier in der Schloßkapelle zu Ludwigsburg bei und sprach mit seinen Freunden, die er zum Teil hier wieder traf, ohne Groll von dem Hingefschiedenen.

Schiller hatte die Seinigen wohl auf gefunden, hoch erfreut über das Wiedersehen. Der Vater war in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters und sah aus wie ein rüstiger Sechziger. Schon im September verließ Schiller Heilbronn und nahm seinen Wohnsitz, den Eltern sehr viel näher, in Ludwigsburg. Hier wurde ihm am 14. September 1793 zu seiner großen Freude sein ältester Sohn, Karl, geboren. Schillers damalige Erscheinung schildert sein Jugendfreund von Hoven folgendermaßen: „Er war ein ganz andrer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen. An die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich

in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“

Im März 1794 siedelte Schiller nach Stuttgart über, wo er sich vielfach mit dem Plane zu seinem „Wallenstein“ beschäftigte; so lebendig war ihm dieser schon, daß er an Körner schreibt: „Und ist nur erst der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird!“ Das war er noch nicht einmal in drei Jahren! Hier in Stuttgart war es auch, wo der berühmte Bildhauer Danner, von der Karlschule her mit Schiller nah befreundet, die Büste des Dichters modellierte, die später auf der Bibliothek zu Weimar aufgestellt wurde. Im Mai endlich reiste er nach neunmonatlichem Aufenthalt in der Heimat zurück und war am 15. nach einer neuntägigen, glücklich überstandenen Reise wieder in Jena.

Vierter Abschnitt: Meisterjahre 1794—1805.

1. Goethes Freundschaft.

In Schwaben war Schiller mit dem unternehmenden Buchhändler Cotta, der damals in Ludwigsburg wohnte, zusammengetroffen und hatte mit ihm die Herausgabe einer neuen Zeitschrift verabredet, da die „Thalia“ seine Erwartungen keineswegs erfüllt hatte. Das neue Blatt sollte „Die Horen“ heißen, und Schiller übernahm es, die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands für dies litterarische Unternehmen zu gewinnen. Sobald er also nach Jena zurückgekehrt war, griff er diesen Plan an und wandte sich an eine große Anzahl der namhaftesten Schriftsteller. Vor allem schien ihm das Gelingen von der Teilnahme des gefeiertsten und unbestritten ersten Dichters der Nation abzuhängen, von Goethe. An ihn also richtete er ebenfalls am 13. Juni eine Einladung, und als Goethe in freundlichen Worten zusagte, „mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft zu sein“, so war damit eine nähere Beziehung zwischen ihnen angebahnt.

Die beiden Dichter hatten sich seit dem 7. September 1788 stets nur flüchtig gesehen und sich offenbar gegenseitig keineswegs angezogen. Sie fühlten, wie es Schiller gleich von Anfang an aussprach, daß ihre Grundanschauungen völlig verschieden seien. Goethe hatte sich zwar

über manche der neueren Erzeugnisse Schillers, z. B. über die „Götter Griechenlands“, anerkennend geäußert, scheint auch die Rezension des „Egmont“ nicht unangenehm empfunden zu haben, sondern hatte „mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit“ davon gesprochen. Aber er konnte unmöglich schon damals in Schiller einen Dichter sehen, der an seine eigene Kunsthöhe heranreichte. Schiller seinerseits, obwohl von jeder Spur einer Überhebung frei, war doch viel zu selbstbewußt, als daß er irgend einen erheblichen Schritt der Annäherung hätte thun können. Vielmehr zeigt sich in diesen Jahren mehrfach eine starke Verstimmung und Bitterkeit in seinen brieflichen Äußerungen über den großen Nebenbuhler. „Öfters um Goethe zu sein“, schreibt er am 2. Februar 1789 an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig fund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke.“ — Er selbst fühlte das Ungerechte solcher Worte und schreibt daher wenige Wochen später an den Freund: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer! Ich will mich gerne von Dir kennen lassen, wie ich bin.“ Und hier sieht man auch, wie sich diese Verbitterung menschlich erklärt, denn er fügt hinzu, Goethe erinnere ihn so oft an sein eigenes herbes Lebenslos: „Wie leicht ward sein Genie vom Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Zwar wurde in den folgenden Jahren sein Sinn gegen den unvergleichlichen Mann, dessen Größe er nie verkannt hatte, auch menschlich milder und gerechter, wozu namentlich seine innerlich befriedigte Stimmung, wohl auch der Einfluß der Lengefeldtschen Familie, Körners und anderer Freunde beitrug. Aber eine Annäherung erfolgte trotzdem nicht; und gewiß wäre die beiderseits so erklärliche kühle Zurückhaltung bei minder großartigen Naturen der herrschende Grundton des Verhältnisses geblieben. Aber

weil sie beide nicht bloß geniale Dichter, sondern auch wahrhaft große und edle Menschen waren, mußte ein Zeitpunkt kommen, wo diese Schranke schwand, wo sie sahen, daß ihnen trotz des Gegensatzes ihrer Geistesrichtung, trotz ihres himmelweit verschiedenen Bildungsganges doch das Wichtigste gemeinsam sei: der Ernst und die Liebe, mit der sie ihre Kunst trieben, und das tiefe Streben nach Wahrheit.

Goethe berichtet in seinen „Tag- und Jahresheften“ über das Jahr 1794. Er spricht von den mancherlei Bestrebungen, in denen er thätig war, und fährt fort: „In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete.“ Er hebt ihre frühere gegenseitige Abstoßung hervor, die auch durch Versuche beiderseits nahestehender Personen nicht zu heben gewesen sei. Schillers Abhandlung über Anmut und Würde habe ihm gerade noch in letzter Zeit „die ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen“ recht vergegenwärtigt.¹ Da habe es sich eines Tages gefügt, daß er Schiller abends in der naturforschenden Gesellschaft von Batzsch traf. „Wir gingen zufällig beide zugleich heraus“, heißt es weiter, „ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständlich und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seinen Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine

¹ Eine bestimmte Stelle dieser Abhandlung läßt sich nicht namhaft machen. Es war wohl überhaupt Schillers scharfe Entgegensetzung von „Natur“ und „Geist“, die ihn beleibigte und abstieß.

Idee!' Ich stuchte, verdrießlich einigermassen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus ‚Anmut und Würde‘ fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.‘ — Goethe berichtet dann, daß das Gespräch ohne Einigung geendet habe, da sich jeder für „unüberwindlich“ hielt, und schließt: „Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den ‚Horen‘ manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Zu Eckermann äußerte Goethe im Jahre 1829: „Bei meiner Bekanntschaft mit Schillern waltete durchaus etwas Dämonisches ob. Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden anfang, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Der Tag dieses Gespräches steht nicht fest. Doch wird es zwischen dem 24. Juni, wo Goethe die Zusage für die „Horen“ machte, und dem 25. Juli gewesen sein. An diesem Tage schreibt Goethe: „Seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.“ — An Körner schreibt Schiller am 1. September, er habe „vor sechs Wochen“ mit Goethe „über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites“ gesprochen, und daselbe Gespräch meint wohl Karoline von Wolzogen, wenn sie berichtet, Goethe habe Schiller auf die Einladung zu den „Horen“ besucht, und hierbei sei die Annäherung entstanden. Daß dies Gespräch, worin sich eine unerwartete „Übereinstimmung“ ihrer „Hauptideen“ zeigte, daselbe sei wie das über die Metamorphose der Pflanze, in welchem Goethe ausdrücklich den ungelösten Widerspruch hervorhebt, ist nicht wahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, daß, nachdem jenes erste

zufällige Zusammentreffen zum ersten Male ihre Seelen gegeneinander geöffnet hatte, alsdann in folgedessen das zweite über Kunst und Kunsttheorie stattfand.¹ Jedenfalls aber war durch dies erste Gespräch gleichsam das Eis gebrochen, und es folgte rasch eine innigere Annäherung, vor allem durch jenen kühnen Brief Schillers vom 23. August 1794, worin er durch eine überaus feinsinnige Charakteristik des Goetheschen Genies den Beweis lieferte, daß er mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Verständnis dem Geistesgange des großen Mannes auch aus der Ferne gefolgt war. „Zu meinem Geburtstage“, antwortet Goethe voll Herzlichkeit, „der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in dem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.“

In der That folgte für beide Dichter aus diesem Bunde unberechenbarer Vorteil. Das haben beide oft und dankbar an zahlreichen Stellen ihres Briefwechsels anerkannt, der das beredteste Zeugnis für ihr neidloses Zusammenstreben und ihre Freundschaft ist, „eine große Gabe“, wie Goethe an Zelter schrieb, als er 1824 die Herausgabe vorbereitete, „eine große Gabe, die den Deutschen, ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird.“ Keinem noch so leisen Ton der Verstimmung oder eines augenblicklichen Mißverständnisses begegnet der Leser in den tausend Briefen der Sammlung, die ein unschätzbarer Besitz unseres Volkes ist. Zusammengeführt hatte sie nicht Neigung des Herzens, nicht schwärmerische, überquellende Freundschaft wie in der Jugendzeit, sondern die fast widerwillig abgerungene Einsicht eines jeden in den Wert des anderen. Aber nachdem der Bann, der sie trennte, einmal gelöst war, zogen sie sich mit unwiderstehlicher Kraft an, und je näher sie sich kennen lernten, je tiefer jeder in Geist und Herz des anderen blickte, desto inniger fühlten sie sich verbunden, und bald klingt uns der volle Ton edelster männlicher Freundschaft aus ihren Worten entgegen. Eines der schönsten Zeugnisse dafür ist Schillers Brief an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800. In den dortigen Kreisen wurde Goethe mit Abneigung betrachtet, Schiller hebt seine Größe hervor und schreibt dann: „Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten

¹ Setzt man das erste auf den 14. Juli, den **Jahrestag** der Gründung der naturforschenden Gesellschaft, das zweite etwa 8—10 Tage später, so stimmen alle Angaben.

Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur aus der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwäger und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er es in der jetzigen bürgerlichen und litterarischen Welt notwendig mit vielen verderben. — Kennnten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden.“

Beide Freunde wandten sich nun mit erneutem Eifer der Dichtkunst zu. Hatte sich Schiller seit einer Reihe von Jahren ganz der Wissenschaft gewidmet, so wurde er jetzt, als er die Fülle Goethescher Weltanschauung kennen lernte, von der Spekulation wieder zur Poesie geführt, und zwar gehören die Dichtungen der beiden nächsten Jahre, im Anschluß an die vorausgegangenen wissenschaftlichen Bestrebungen, fast ausschließlich der philosophischen Dichtung oder Gedankenlyrik an, ein Feld, auf dem er ein unerreichter Meister geblieben ist. „Das Ideal und das Leben“, „Der Genius“, „Der Spaziergang“ sind die bedeutendsten aus der überaus großen Fülle dieser Gedichte. Sie wurden in den „Horen“ veröffentlicht, in denen auch die „Briefe über ästhetische Erziehung“ erschienen; manche auch im „Musenalbum“, einem poetischen Jahrbuch, von dem Schiller fünf Bände (für die Jahre 1796—1800) herausgab.

Während dieser so fruchtbaren Zeit der Ideendichtung stand Schiller in lebhaftem und höchst anregendem Gedankenaustausch mit Wilhelm von Humboldt. Sie hatten sich einige Jahre vorher kennen gelernt und sich gegenseitig ungemein angezogen. Humboldt wohnte eine Zeitlang in Jena, dann mehrere Jahre in Tegel und Berlin. Bei keinem anderen seiner Freunde fand Schiller ein solches Eingehen auf die ihn bewegenden philosophischen Ideen. Darum legt er gerade in dieser Zeit auf sein Urteil den größten Wert, ihm schickt er die gedankenschweren Gedichte der Jahre 1795 und 1796 zuerst zu, bei ihm ist er des Verständnisses am sichersten. „Wenn Sie diesen

Brief erhalten, liebster Freund“, heißt es bei Übersendung des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“, „so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht.“ Humboldts Antwort zeigt, wie er dies Vertrauen zu würdigen mußte und durch liebevollstes, wahrhaft kongeniales Verständnis lohnte. Der Briefwechsel gibt von diesem Verkehr ein höchst anziehendes Bild und ist außerdem durch eine Abhandlung Humboldts „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ eingeleitet, welche den Dichter treu und liebevoll schildert und noch heute zu dem Allertrefflichsten gehört, was über ihn geschrieben worden ist. Wie es sich Humboldt, seinem eigenen Ausdruck zufolge, „zum eigentlichen Geschäft“ gemacht hatte, Schillers geistige Eigenart zu studieren, zeigt ein vorzüglich schöner Brief an Fr. H. Jacobi vom 15. August 1796.¹ „Ich bin überzeugt“, sagt er da, „daß das Studium eines so seltenen und in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geistes überhaupt gibt.“ Er führt dann aus, daß Schiller durch die Vereinigung einer genialen dichterischen und philosophischen Anlage „der Schöpfer einer Poesie“ geworden sei, „von der bis jetzt noch kein Beispiel vorhanden war“ etc.

Aber die Aufnahme der „Horen“ entsprach den Erwartungen keineswegs. Die unverhoffte Vereinigung Goethes und Schillers war manchen litterarischen Kreisen ein Dorn im Auge, weil sie sich selbst dadurch um so mehr in den Schatten gestellt sahen. Sie richteten daher ihre Angriffe besonders eben gegen die „Horen“, das gemeinsame Organ beider. Es ist nicht zu leugnen, daß die Zeitschrift dem beabsichtigten Zweck nicht durchweg entsprach. Goethe hatte zu seinem Bedauern den „Wilhelm Meister“ bereits an den Buchhändler Unger gegeben, und manches, was er statt dessen lieferte, z. B. die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, stand an Wert und Bedeutung entschieden zurück; Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“ stellten Anforderungen an den Leser, die die wenigsten zu leisten gesonnen waren, da man beim Lesen einer periodischen Zeitschrift nicht angestrengt philosophisch nachdenken, sondern poetisch genießen will. Aber mit Recht mußte es ihn kränken, daß seine vorzüglichen poetischen Gaben, die oben berührten unsterblichen Gedankendichtungen, mit Stumpf Sinn und Übel-

¹ Briefe W. von Humboldts an Fr. H. Jacobi, herausgegeben von A. Leitzmann, Halle 1893.

wollen aufgenommen wurden, während die Gunst des Publikums sich fortwährend den Erzeugnissen der größten Mittelmäßigkeit zuwandte. Goethe schreibt am 28. Oktober 1795: „Sollten Sie Sich nicht überall umsehen und sammeln, was gegen die ‚Horen‘ im allgemeinen und besonders gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht? Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“ Schillers Unmut spricht sich z. B. in einem Briefe an Körner vom 2. November 1795 aus: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu erwidern, in den ‚Halleschen Annalen‘, in Dyls ‚Bibliothek‘ und nun auch von Nicolai in Berlin, im zehnten Teil seiner ‚Reisen‘. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht.“

Goethe war es, dem ein Gedanke kam, wodurch dieser Ingrimms Schillers in frische Thatkraft verwandelt wurde. Als er die „Xenien“ des Martial las, hatte er um Weihnachten 1795 den Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, die man ihnen als „Gastgeschenke“ etwa in Schillers „Musen Almanach“ des nächsten Jahres darbieten sollte; ein Duzend Probedisticha schickte er gleich mit. Schiller erwiderte am 29. Dezember 1795: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden.“ Er verarbeitete den Plan mit dem gewohnten Schwung und Eifer, bald war nicht mehr bloß von Zeitschriften, sondern von einzelnen Werken und Personen die Rede, die Zahl der Epigramme wuchs auf viele Hundert. Am 18. Januar schreibt er an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder erleben. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinsamen Opus für den ‚Almanach‘, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ So gingen die Monate hin, es entwickelte sich aus den „Xenien“ ein vollständiges literarisches Gericht über alles, was in Deutschland von irgend welcher wirklichen oder eingebildeten Bedeutung war, und im September erschien der „Musen Almanach auf das Jahr 1797“ und brachte diese „Füchse mit brennenden Schwänzen“, die die beiden Helden „ins Land der Philister“ jagten.

Es erhob sich ein ungeheurer Sturm, die Angegriffenen setzten sich zur Wehr, heftige Schmähungen gegen den „Almanach“ erschienen in Menge; Nicolai nannte ihn den „Furien Almanach“. Aber wenn etwas den fecken Streich der beiden großen Dichter rechtfertigte, so war

es die Beschaffenheit der fast durchweg plumpen und geistlosen Antworten. Beide waren bald fest entschlossen, auf keine dieser Gegengenen, „Gegengeschenke an die Sudellöche in Weimar und Jena“ und dergleichen in Vers und Prosa irgend ein Wort zu erwidern. Die einzige ihrer würdige Antwort empfiehlt Goethe dem Freunde bereits am 15. November 1796: „Nach dem tollen Bagstück mit den ‚Xenien‘ müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteiſche Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“

Diese Mahnung fand bei Schiller den vollsten Anklang, und so treten wir nun, nachdem das Xeniengewitter die Luft gereinigt hatte, in den heiteren Aether der edelsten Kunstschöpfungen beider Dichter ein. Sie schufen in dem jetzt beginnenden Jahre 1797 die größte Anzahl ihrer nie genug zu bewundernden Balladen, und zugleich wandte sich jeder von ihnen zur Vollendung eines der größten Kunstwerke unserer ganzen Litteratur: Goethe zu „Hermann und Dorothea“, Schiller zum „Wallenstein“.

2. Der Dramatiker.

An keinem seiner Werke hat Schiller mit solcher Anstrengung und Ausdauer gearbeitet wie am „Wallenstein“. Seit fast sechs Jahren¹ ließ ihn dies mächtige Bild nicht los; immer wieder zurückgedrängt durch andere Arbeiten, stieg es immer wieder in ihm auf. Im November 1796 nahm er sich den Stoff aufs neue ernstlich vor, aber er fand, je mehr er seine Ideen über die Form des Stückes berichtigte, desto ungeheurer erscheine ihm die Masse, die zu beherrschen sei, „und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können“. Auch Goethe hielt die Ausführung des Dramas für ein überaus schwieriges Werk: „Das Angenehmste, was Sie mir melden können“, schreibt er, „ist Ihre Beharrlichkeit am ‚Wallenstein‘ und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung.“ Ja noch am 2. Dezember 1797, nachdem schon so viel und erfolgreich an dem Stücke gearbeitet war, schreibt er: „Es wird für uns sowohl praktisch als theoretisch von der größten Bedeutung sein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem ‚Wallenstein‘ nimmt.“ Der Stoff schwoll dem Dichter immer mehr an, so daß er sich endlich „nach vielen Konferenzen

¹ Wenn anders die allgemeine Annahme richtig ist, daß sich der Brief an Körner vom 12. Januar 1791 auf „Wallenstein“ bezieht.

mit Goethe“ entschloß, zwei fünfsaktige Stücke daraus zu machen, denen er noch das „Lager“ als Vorspiel vorausschickte. Noch volle zwei Jahre arbeitete er so an dem gewaltigen Werke, im Herbst 1798 nahte es sich der Vollendung. Goethe wünschte dringend, die Wiedereröffnung des umgebauten Weimarer Theaters durch Schillers neues Stück feiern zu können, und so ging denn „Wallensteins Lager“, eingeleitet durch den „Prolog“, am 12. Oktober 1798 über die Bühne. „Die große Masse“, schreibt Schiller an Körner, „staunte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen.“ Nun ging auch die Vollendung der beiden Hauptstücke rasch von statten: Die „Piccolomini“ wurden am 30. Januar 1799, „Wallensteins Tod“ am 20. April aufgeführt. Hatten die „Piccolomini“ keinen wirklich befriedigenden Eindruck machen können, weil die Handlung zu keinem festen Abschluß gelangte, so war die Wirkung des dritten Stückes vollständig durchschlagend. Schiller schreibt an Körner am 8. Mai: „Der ‚Wallenstein‘ hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderem gesprochen.“ Auch als das vollständige Werk im folgenden Jahre erschien, war die Aufnahme über Erwarten glänzend. Die erste Auflage, die 3500 Exemplare stark war, wurde Ende Juni 1800 ausgegeben und war schon Anfang September vergriffen, so daß noch in demselben Jahre eine zweite und bis zum Tode des Dichters fast jedes Jahr eine weitere gedruckt wurde.

Nicht bloß für das Theater in Weimar, sondern für die deutsche Bühne überhaupt waren die Wallensteintage von der größten Bedeutung. Schiller selbst war sich bewußt, daß es in der That eine „neue Ära“ war, die mit seinem Stücke „der Kunst Italiens“, und zwar nicht bloß „auf dieser Bühne“ eröffnet wurde. Es war ihm gelungen, den Zuhörer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen“ und ihn für „der Menschheit große Gegenstände“ zu erwärmen und zu erheben. Von großem Gewicht war es auch in künstlerischer Hinsicht, daß es hier zum ersten Male glückte, den so lange verbannten Vers wieder einzuführen. Hatte doch vor Jahren Schiller selbst seinen „Don Karlos“, um ihn den Schauspielern mündgerecht zu machen, in Prosa umsetzen müssen. Jetzt erst war die poetische Form mit Erfolg zur Geltung gekommen, wobei besonders Goethe mit unermüdlicher Geduld die Schauspieler unterwies und leitete. So kam

alles zusammen, daß sich in der That der größte Teil des Publikums von einem neuen und höheren Geist umweht fühlte, wenn es auch freilich an tadelnden und mäkelnden Stimmen nicht fehlte.

Schiller war jetzt fest entschlossen, sich die nächsten Jahre völlig der dramatischen Poesie zu widmen. Hatte er in früheren Jahren wohl auch zuweilen mutlose Stunden gehabt, wo er an seinem Beruf zum Dramatiker zweifelte, so konnte nach der Vollendung eines so erstaunlichen Werkes davon keine Rede mehr sein. Goethe bemerkt am 21. September 1798 sehr treffend: „Ein Monument einer so außerordentlichen Geistes-thätigkeit, als Ihr ‚Wallenstein‘ ist, muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist.“ Dies gilt gewiß nicht zum wenigsten vom Dichter selbst, der sich durch dies Werk das dramatische Gebiet gleichsam von neuem erobert hatte und seine Kraft mächtig gewachsen fühlte. So entfaltete er denn in den wenigen Jahren, die ihm das Schicksal noch vergönnte, eine ungewöhnlich reiche Fruchtbarkeit und schuf in rascher Reihenfolge seine Meisterwerke.

Sein äußeres Leben war in den letzten Jahren im allgemeinen glücklich verlaufen. Die Klagen über seine Gesundheit freilich hören eigentlich nie auf. Wie oft begegnet man, z. B. während der Zeit, in der er am „Wallenstein“ arbeitete, solch einem Seufzer, wie daß er „gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen“ müsse.¹ Eine „wohl-ausgeschlafene Nacht“ wird als eine besondere Günst des Glückes gerühmt, und klagend ruft er aus: „Hätte ich drei gesunde Monate, so sollte er [der ‚Wallenstein‘] fertig sein.“² Allerdings wurde seine unvergleichliche Willenskraft dieser körperlichen Schwäche oft genug Herr, wie er denn selbst am 11. Dezember 1798 an Goethe schreibt: „Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen und muß viel Kraft anwenden, mich in der nötigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müssen.“ Aber daß diese Gewalt, die er sich anthat, genau so wie die Krankheit selbst an seinem Leben zehrte, ist wohl unzweifelhaft. — Am 11. Juni 1796 war ihm ein zweiter Sohn, Ernst, geboren worden. Im Frühjahr 1797 erwarb er in Jena für 1200 Thaler ein

¹ Brief an Goethe vom 8. Dezember 1797.

² Brief an Körner vom 15. Dezember 1797.

Gartengrundstück mit einem Sommerhaus, das er im Mai bezog, und in dem er dann auch die beiden nächsten Sommer zubachte, weil die freie Luft und die hübsche Lage seiner Gesundheit und seiner Stimmung zuträglich waren. Hier sind viele Balladen, der größte Teil des „Wallenstein“ und auch der Anfang der „Maria Stuart“ gedichtet worden.

Aber die enge Berührung, in die Schiller durch die Proben und das Einüben der Rollen zum „Wallenstein“ mit dem Theater hatte treten müssen, legte ihm den Wunsch nahe, seinen Wohnsitz für immer in Weimar zu nehmen. Er war zu Anfang 1799 volle fünf Wochen mit den Seinigen dort gewesen und berichtet am 10. Februar an Körner, daß ihm dieser Aufenthalt auch in Rücksicht auf seine Gesundheit neue Hoffnungen erweckt habe. „Ich bin genötigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuten. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert; und so habe ich in diesen fünf Wochen als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengekommen.“ Amtliche Verpflichtungen in Jena banden ihn nicht, denn er war von allen akademischen Pflichten befreit. Er fühlte das Bedürfnis, wenigstens den Winter über in Weimar zu leben, um sich eine reichere Anregung durch theatralische Anschauungen zu verschaffen, wodurch, wie er hoffte, seine dramatischen Arbeiten sehr gefördert, seine Phantasie befeuert werden würde. Die äußeren Schwierigkeiten, die das erheblich theurere Leben in Weimar mit sich brachte, wurden ihm durch das Entgegenkommen des Herzogs erleichtert, der ihm seine Pension um 200 Thaler erhöhte, so daß er nun jährlich 400 Thaler bezog. Das war im September 1799. Leider aber hatte er, ehe er übersiedeln konnte, noch eine schwere häusliche Sorge durchzumachen, da seine Frau nach der Geburt einer Tochter (Karoline) am 11. Oktober schwer erkrankte; er fürchtete ernstlich um ihr Leben. Er wachte eine Nacht um die andere an ihrem Bette, da sie in den heftigen Phantasien und Beängstigungen ihres Nervenfiebers niemand als ihn und ihre Mutter um sich dulden mochte. Endlich besserte sich ihr Zustand gegen Ende November so weit, daß der Umzug Anfang Dezember stattfinden konnte und auch allerseits glücklich überstanden wurde. Der Herzog nahm an Schillers persönlichem Ergehen aufrichtigen Anteil, wenn auch sein französisch gebildeter Geschmack an seinen Dichtungen mancherlei auszusagen hatte.

Beide Dichter, nun in Weimar vereinigt, ließen es sich in den nächsten Jahren aufs eifrigste angelegen sein, das Theater durch Erneuerung der besten dramatischen Schöpfungen Deutschlands und des Auslandes zu bereichern und zu beleben. Hieraus entstanden die mancherlei Bearbeitungen fremder Stücke, die in dies und die folgenden Jahre fallen: Shakespeares „Macbeth“, Gozzis „Turandot“, die beiden französischen Lustspiele „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“, Racines „Phädra“. Aber am wichtigsten war dem Dichter doch die Vollendung seiner eigenen Arbeiten. In Jena hatte er angefangen, sich mit „Maria Stuart“ zu beschäftigen, ein Stoff, an den er schon vor vielen Jahren einmal gedacht hatte. Jetzt hatte er lange zwischen ihm und den Maltesern geschwankt. Doch gab endlich den Ausschlag, daß er in dem letzteren Stücke wiederum vorwiegend kriegerische Szenen darzustellen gehabt hätte; er schnte sich, wie er an Goethe schreibt, nach einem rein menschlichen, bloß leidenschaftlichen Stoffe; „den Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt“. „Maria Stuart“ war in der Mitte des Jahres 1800 vollendet und wurde bereits am 14. Juni aufgeführt. Sie übte eine außergewöhnlich ergreifende Wirkung aus. Der Schauspieler Becker schreibt darüber: „Das Stück hat so gefallen, daß ich mich einer solchen Sensation nicht erinnern kann. Das einstimmige Urtheil war, es sei das schönste Schauspiel, das Deutschlands Bühne je dargestellt habe.“

Wenige Tage nach der Aufführung der „Maria“ war Schiller bereits mit einem neuen Gegenstande beschäftigt, mit der „Jungfrau von Orleans“. Im April 1801 war das Stück vollendet. Der Herzog hatte wegen der Erinnerung an Voltaires „Pucelle“ gegen die Wahl dieses Stoffes große Bedenken gehabt; er fürchtete, es werde dabei die Klippe der Lächerlichkeit schwer zu vermeiden sein, „besonders bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wüßten“. Als er das Stück gelesen hatte, mußte er freilich gestehen, daß es eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht habe. Trotzdem sprach er den Wunsch aus, daß die Darstellung auf der Weimarer Bühne unterbleiben möge. Schiller gab hierin ohne Empfindlichkeit nach, schickte aber sein Drama ungejämmt an die Theater zu Berlin, Leipzig und Hamburg. Überall wurde es mit der größten Begeisterung aufgenommen. In Weimar kam es dann nachträglich am 23. April 1803 zur Aufführung, auch hier mit dem glänzendsten Erfolge. Schiller selbst sah sein Stück zum ersten Male in Leipzig, und dieser Abend gestaltete sich zu einer unver-

gleichlichen Rundgebung echter Volksbegeisterung für ihn, so daß ihm hier (wie vormals in Mannheim) in der Ergriffenheit einer großen Menschenmenge die Macht seines Talentes zum Bewußtsein kam. Er hatte im Sommer 1801 den lange gehegten Plan ausgeführt, Körner in Dresden einmal wiederzusehen, und verlebte mit seiner Familie einige sehr heitere Wochen auf dem wohlbekannten Weinberge in Loschwitz, erquickt von der schönen Natur, froh bewegt von Freundschaft und Liebe, umweht von den alten Erinnerungen. Als er nun im September die Heimreise antrat, begleiteten ihn Körners bis Leipzig, und hier war es, wo er am 18. September einer Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ beivohnte. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge gefallen war, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ Trompeten fielen mit lautem Tusch ein und begleiteten den sich wiederholenden Glückwunsch. Als die Vorstellung beendet war, stürzte und drängte alles eiligst dem Ausgange zu, um den Dichter in der Nähe zu sehen und begrüßen zu können. Als die hohe Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander und ließ in tiefer Stille und entblößten Hauptes den Gefeierten hindurchgehen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „Der ist es! Das ist er!“

Länger als sonst dauerte es, bis sich Schiller wieder für einen bestimmten dramatischen Gegenstand entschied. Mancherlei Pläne beschäftigten ihn, besonders dachte er an ein Schauspiel „Warbeck“, das zur Zeit Heinrichs VI. von England spielen sollte. Aber er konnte keinen wirklich bestimmenden Antrieß der dichterischen Phantasie finden. Dazwischen hielt ihn eine Zeitlang die Übersetzung von Gozzis „Turandot“ fest. Endlich gewann ein Stoff das Übergewicht, von dem er bereits am 13. Mai 1801 an Körner geschrieben hatte, er sei schon ganz damit im reinen und könnte gleich an die Ausführung gehen; aber er errege ihm noch nicht den Grad von Neigung, den er zu einer poetischen Arbeit brauche. Es war die „Braut von Messina“. Im Sommer 1802 entschied er sich dafür, und am 9. September schreibt er an Körner, dem er während seines Dresdener Aufenthaltes Genaueres von dem Plane erzählt hatte, daß er jetzt nach langem Hin- und Herschwanken diesen Stoff ergriffen habe, vornehmlich weil er hoffen könne, am raschesten damit vorwärts zu kommen. Mit mancherlei Unterbrechungen arbeitete er an dieser Schöpfung, seit

„Rabale und Liebe“ dem einzigen frei erfundenen Stoffe, den er behandelte, und am Silvesterabend des Jahres konnte er das fast vollendete Stück seiner Frau vorlesen, die dabei, wie sie an Fritz von Stein schreibt, von einem „Staunen über die Kraft seines Geistes“ ergriffen wurde. Der Abschluß des Ganzen verzögerte sich noch bis Ende Januar 1803, und am 19. März fand die erste Aufführung statt. Der Eindruck war ungewöhnlich stark, und Schiller selbst war bei der Probe so davon ergriffen, daß er während der Szene, wo Don Manuels verhüllter Leichnam vor die angstbebende Mutter getragen wird, zu Goethe gewendet, gesagt haben soll: „Das ist doch nun wirklich eine Tragödie.“ Trotzdem konnte das Stück an nachhaltigem Eindruck auf das deutsche Publikum nicht mit den drei vorhergehenden verglichen werden. Die antike Form war etwas Fremdes. Weber der Chor noch die Schicksalsidee konnten auf unserm Theater Wurzel fassen. Unter Schillers genialen Händen wurden auch diese fremden Formen so mit allgemein menschlichem, ergreifendem Inhalt gefüllt, daß das Stück trotzdem, zumal bei der unvergleichlichen Pracht seiner Sprache und der mächtigen tragischen Gewalt vieler Szenen, die Zuhörer hinriß und hinreißt, sie blind macht für das Unwahre der Voraussetzungen und das Künstliche des Aufbaues. Aber diese große Wirkung ist nicht durch jene antiken Bestandteile erreicht, sondern trotz derselben.

Von ganz anderer Art war der nächste Stoff, den Schiller vornahm, der letzte, den er vollenden sollte: „Wilhelm Tell“. Goethe hatte, als er 1797 durch die Schweiz reiste, den Gedanken gefaßt, ein Epos „Tell“ zu schreiben, das jedoch nicht zur Ausführung kam. Schiller kannte aus Goethes damaligen Mitteilungen wohl die äußeren Umrisse der Sage, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, ein Drama daraus zu machen. In der That kam er ganz unabhängig von jenem Goetheschen Plane zu seiner Behandlung des Stoffes. Denn im Jahre 1801 wurde völlig unerwartet von Berlin und Hamburg aus bei ihm angefragt, wie es mit seinem „Wilhelm Tell“ stünde. Diese Nachfragen wiederholten sich, das Publikum war, man weiß nicht wodurch, zu der Meinung gekommen, Schiller schreibe einen „Tell“. Darauf hin nahm er sich, wie er am 9. September 1802 an Körner schreibt, Tschudis schweizerische Chronik vor (es war etwa im Februar 1802): „Und nun ging mir ein Licht auf; denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im Stande ist.“ Allerdings drängte sich zunächst

noch die „Braut von Messina“ dazwischen, aber nach der Vollendung dieses Dramas wendete er sich nun wirklich zum „Tell“. Am 12. September 1803 berichtet er an Körner: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern.“ Am 18. Februar 1804 war das Drama fertig, und am 17. März wurde es in Weimar aufgeführt. „Der Tell“, schreibt Schiller selbst, „hat auf dem Theater einen größeren Effekt als meine andern Stücke, und die Vorstellung hat mir viel Freude gemacht. Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde.“ Ziffand in Berlin, der sehr drängte, hatte schon vor Vollendung des Ganzen stückweise Zusendungen erhalten, um die Aufführung schleunigst vorbereiten zu können. Auf die erste dieser Sendungen antwortet er am 4. Februar 1804: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen; und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald mehr! Blätter, Zettel, was Sie geben können. Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen.“

Mit diesen fünf gewaltigen Schöpfungen, vom „Wallenstein“ bis zum „Tell“, hatte sich Schiller die Form des ernstesten Dramas geschaffen, die seiner Natur entsprach. Es ist zwar keine Frage, daß auch schon die Jugenddramen und ebenso das Übergangsstück „Don Karlos“ die Eigentümlichkeiten seiner dramatischen Kunst zeigen, und nichts ist unrichtiger, als von einem vollständigen Bruch in seiner poetischen Entwicklung zu sprechen. Aber die hohe Reife des nunmehr vollendeten, fest in sich ruhenden Dichtergeistes gibt den Stücken vom „Wallenstein“ an jenes Gepräge der Meisterschaft, das sie uns als die eigentliche Blüte seines Schaffens erscheinen läßt. Schillers Dichtungsweise ist eine so eigenartige, so ganz aus seiner Anlage geboren, daß man sie mit der keines andern dramatischen Meisters vergleichen kann und bei allem, was der Dichter Shakespeare und Sophokles, was er Lessing und Goethe verdankt, doch das Schiller'sche Drama als eine Gattung für sich anerkennen muß. Der besondere Zug, den seine dichterische Anlage durch den starken Zusatz des Philosophischen und des Rednerischen erhält, tritt auch hier bestimmend hervor. Es vereinigt sich in ihm ein mächtiges Talent realistischer Menschendarstellung von wahrhafter,

unmittelbarer dichterischer Gewalt mit einem unvertilgbaren Zuge zu jenen großen Ideen, die seine ganze Seele füllten, und die er mit hinreißendem Schwunge zu verkündigen verstand. Gerade in der Verbindung dieser beiden Seiten, der realistischen und idealistischen, liegt der tiefste und fesselndste Reiz seiner Werke. Es sind immer „der Menschheit große Gegenstände“, die er uns vorführt: sittliche Würde und staatsbürgerliche Freiheit, Vaterlandsliebe, innige Hingabe eines reinen Gemüths und die weltüberwindende Kraft der Liebe. So weiß er das Herz seiner Zuhörer stets zu erheben, indem er es aufs tiefste erschüttert. Denn alles dies tritt uns in bewegten, lebensvollen Menschengestalten und im Rahmen einer spannenden und ergreifenden Handlung entgegen. Gerade jene „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion“¹ befähigte ihn vornehmlich zur sicheren Zusammenfassung und künstlerischen Gliederung einer großen dramatischen Handlung, und wir finden bei ihm von den „Räubern“ bis zum „Demetrius“ überall das, was er an diesem letzten Stoffe als einen besonderen dramatischen Vorzug hervorgehoben hat: „daß eine große Handlung sich nach einem bestimmten, faßlichen, erstaunenswürdigen Ziel rasch und mächtig hinbewegt“.

Schillers Darstellung ist glänzend und oft von hinreißender Pracht, und doch liegt das eigentlich Wirkungsvolle niemals bloß in dem wunderbaren Klang der Worte, sondern in der Größe und Gewalt des Inhalts, in dem Reichtum an dramatischem Leben, dessen Ausdruck die mächtige Sprache ist. Schiller steht in bewußtem Gegensatz einerseits zu der gespreizten Unnatur der früher die Bühne beherrschenden französischen Tragödie, anderseits zu der bloß natürlichen, ins Seichte fallenden Darstellung eines Ziffand, Kogebue und anderer Zeitgenossen. Mit berechtigtem Stolz konnte er in seinem Gedicht „An Goethe“ diese Höhe der Kunst als eine Errungenschaft des „deutschen Genius“ bezeichnen, der sich „erlöhnt“ habe, „selbst in der Künste Heiligtum zu steigen“. Treffend schildert er den Gegensatz zu der früheren Beschränktheit und Unnatur:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt:
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.

¹ Goethe an Schiller, im Oktober 1795.

Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.“

Aber gleichwohl will er „der Natur nachlässig rohe Töne“ aus dem Gebiet der Kunst verwiesen wissen:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.“

Er wußte sehr genau, daß nur die Vereinigung des Realismus und des Idealismus die Kunst ausmacht, daß „der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muß, wenn es als Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll“.¹

Daß Schiller in der Reihe der Dramatiker aller Zeiten eine sehr hohe Stelle einnimmt, kann heute nicht mehr bezweifelt werden, nachdem sich die neun großen Stücke, die ihm zu vollenden vergönnt war, nunmehr ein Jahrhundert lang und darüber beim Lesen wie auf der Bühne insgesamt ohne eine einzige Ausnahme als immer neu und kräftig wirkend erwiesen haben. Und welche Fülle allgemein menschlicher Erhebung ist von ihnen auf unser Volk übergegangen! Jene hohen Ideen, die Schiller nicht müde wird in immer neuen, immer überzeugenden Bildern verkörpert vor uns hinzustellen, haben im Herzen unzähliger Deutschen Wurzel geschlagen. Der sittliche Idealismus, der da weiß, daß „das Leben nicht der Güter höchstes ist“, und daß jeder Mensch „in seiner Brust seines Schicksals Sterne trägt“, ebenso wie der politische, der „Gedankenfreiheit“ fordert, haben aus Schillers Werken ihre Nahrung gezogen. Er hat mit dem unwiderstehlichen Zauber seiner Dichtungen den Gemütern die Schwungkraft der Begeisterung verliehen, so daß sie in großer Entscheidung die Wahrheit empfanden: „Setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Wie wunderbar hat er vor allem die glorreiche Erhebung des deutschen Vaterlandsgefühls gleichsam vorausgeahnt, wenn er so eindringlich mahnt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an“, und seine Helden sprechen läßt: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.“ Wie mancher deutsche Mann hat in schwerer Zeit mit ihm ausgerufen: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!“ und es tief

¹ Aus der Abhandlung „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“.

empfunden, daß die „Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“. Goethe hat erklärt, ihm sei durch Schiller ein neuer Frühling seines Lebens erblüht; es ist nicht zu viel gesagt, daß unser Dichter diese verjüngende Kraft seines Wesens, die in der Fähigkeit liegt, begeistert zu sein und Begeisterung zu wecken, auch in seiner Wirkung auf das ganze deutsche Volk bewährt hat.

3. Letzte Krankheit und Tod.

Wie unerschöpflich Schillers dichterische Kraft noch war, zeigt seine Versicherung an Körner in demselben Briefe, in dem er den großen Erfolg des „Tell“ rühmt: „Ich gehe jetzt wieder frisch auf eine ganz neue Arbeit los und bin in guter Stimmung dafür.“ Sehr zahlreich sind die Pläne von Dramen, die sich in seinem Nachlaß gefunden haben. Er ahnte nicht, daß ihm in wenig mehr als Jahresfrist der Tod seine letzte große Arbeit unvollendet aus der Hand nehmen werde. Während der letzten Jahre, in denen er die großartigen Dramen schuf, auf die seine ganze dichterische Entwicklung hindrängte, hatte sich die Krankheit, deren bange Mahnung ihn eigentlich nie verließ, immer weiter entwickelt, wenn auch Monate kamen, in denen er sich freier fühlte und voll Hoffnung in die Zukunft blickte. In einem seiner ersten Briefe an Goethe (vom 31. August 1794) spricht er von seinem körperlichen Zustande. Er war sich schon damals klar bewußt, daß seine Krankheit sein Leben vorzeitig untergraben werde, so daß ihm „schwerlich Zeit bleiben werde, eine große und allgemeine Geistesrevolution in sich zu vollenden“. — „Aber“, fährt er fort, „ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.“ Die unsterblichen Werke dieser zehn Jahre sind also das „Erhaltungswerte“, das er mit der ganzen Energie seines starken Geistes gerettet hat. Niemals vielleicht ist der erhabene Kampf eines großen idealen Willens gegen die äußeren Hemmnisse der Natur heldenhafter geführt worden, niemals die Mahnung, „die Angst des Irdischen“ zu überwinden, bewunderungswürdiger und männlicher befolgt worden. Es ist ein ergreifender Gegensatz, die aufs höchste gesteigerte dichterische Schöpferkraft, die sich siegreich in immer neuen lebensvollen Gestalten der Welt offenbarte, und die immer tiefer erschütterte Kraft seines Körpers. An diese Zeit dachte Goethe, als er im Epilog zur „Glocke“ von dem entschlafenen Freunde sagte:

„Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritten
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Nach Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er atemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser! leidend miterfahren.“

Im übrigen gestaltete sich Schillers äußeres Leben in diesen letzten Jahren immer freundlicher. Freilich hatte er auch schmerzliche Verluste durchzumachen gehabt. Schon im Mai 1796 war seine jüngste Schwester, Nanette, an deren schönem Aufblühen er noch in der Heimat eine so herzliche Freude gehabt hatte, von einem bössartigen Fieber hingerafft worden, und im September desselben Jahres erlag der Vater einem unheilbaren Leiden, kindlich verehrt und betrauert von dem Sohne. „Wahrlich, es ist nichts Geringes“, schrieb er an die Mutter, „auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden.“ Auch den Tod der Mutter erlebte er; sie starb 1802, nachdem sie den vollen Ruhmesglanz ihres Sohnes gesehen hatte, und dankte ihm noch in ihrem letzten Briefe für seine „große Liebe und Sorgfalt“, mit der er sie unterstützt hatte: „Ach, so gibt es keinen Sohn auf der Welt mehr!“ — Aber in seiner eigenen Familie, die sich am 25. Juli 1804 durch eine zweite Tochter (Emilie) vermehrte, sowie im engeren und weiteren Kreise seiner Freunde war ihm viel Erfreuendes beschieden, und er empfand mit Vertrauen die höchste Anerkennung und Verehrung seiner Zeitgenossen.

Sein Verhältnis zu Goethe wurde durch den fast täglichen persönlichen Verkehr je länger desto fester und inniger. Auch heitere Geselligkeit in etwas weiterem Kreise ward gern gepflegt. Im Jahre 1801 hatte Goethe eine regelmäßige Abendgesellschaft, das sogenannte „Mittwochstränzchen“ gestiftet, welches alle 14 Tage in seinem Hause zusammentam; unter den Gästen waren Schiller mit seiner Frau, Wolzogen, Meyer, Einsiedel u. a. Es ging dabei, wie Schiller berichtet, recht vergnügt zu; der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder waren auch geladen, aber man ließ sich nicht stören, „es wurde fleißig gesungen und pokuliert“, und eine Anzahl geselliger Lieder Goethes und Schillers verdanken diesen Abenden ihren Ursprung. — Es wäre zu verwundern,

wenn der herrliche neidlose Bund der beiden Großen nicht hier und da kleinen Geistern zum Verdruß gewesen wäre. Ein solcher war August von Kogebue, der als russischer Kollegienrat in Weimar lebte. Goethe hatte den zudringlichen Gesellen zurückweisend behandelt und ihm besonders, als er auch in das „Mittwochsfränzchen“ eindringen wollte, die Thür vor der Nase zugezogen. Um sich zu rächen, hatte sich Kogebue den Plan ausgedacht, durch einseitige Verherrlichung Schillers den Bund zu sprengen: am 5. März 1802 sollte auf dem Stadthause eine Apotheose des Dichters stattfinden, das „Lied von der Glocke“ sollte dramatisch aufgeführt und Schillers Büste von Frauenhänden mit Lorbeer geschmückt werden. Aber der Plan scheiterte: Heinrich Meyer gab Schillers Büste aus der Bibliothek nicht her, und der Bürgermeister verweigerte den Stadthauschlüssel. So war, wie Schiller scherzend an Goethe schreibt, der 5. März ihm besser vorübergegangen als für Cäsar der 15., und die beiden Freunde blieben vereinigt.

Eine Störung anderer Art wurde in der behaglichen Ruhe des gesellschaftlichen Lebens der beiden Dichter durch den Besuch der Frau von Staël im Dezember 1803 verursacht, der sich bis in den März 1804 hinzog, also gerade zu einer Zeit, wo Schiller eifrig mit den letzten Arbeiten zum „Tell“ beschäftigt war. Dennoch hielt er sich der beweglichen Französin gegenüber, die im Gespräche alles erklären, einsehen, ausmessen, nichts Dunkles und Unzugängliches statuieren wollte, tapfer genug, disputierte mit ihr in französischer Sprache, was ihm herzlich schwer wurde, über Kantsche Philosophie und Ästhetik und bekannte nachher, daß sie „ein Phänomen in ihrem Geschlecht“ sei, daß ihr „an Geist und Beredsamkeit wenige Männer“ gleichkämen. „Das einzig Lästige“, setzt er hinzu, „ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.“

In demselben Jahre (1804) schien noch einmal die Möglichkeit an Schiller heranzutreten, seinem äußeren Leben eine ganz neue Bahn zu geben. Hoffland hatte ihn eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort der Aufführung einiger seiner Stücke beizuwohnen. Schiller entschloß sich rasch und traf mit seiner Frau und seinen beiden Knaben am 1. Mai 1804 in Berlin ein. Man begegnete ihm hier von allen Seiten mit ehrender Anerkennung, „Wallenstein“, die „Jungfrau“, die „Braut von Messina“ wurden gegeben, er wurde nach einer Aufführung der „Jungfrau“ der Königin Luise vorgestellt, und es ergingen

Anträge an ihn wegen einer dauernden Übersiedelung nach Berlin. Das bewegte Leben der Großstadt hatte ihm entschieden zugesagt. Doch waren der Bedenken viele: es sei sehr kostspielig in Berlin zu leben, schreibt er an Körner, „ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Unter 600 Friedrichsdor [3400 Thaler] könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben.“ Es sei ihm zweifelhaft, ob man dort so hoch gehen wolle. Vor allem aber fühlte er, wie fest er innerlich an Weimar gebunden sei. „Wenn ich nicht auf meine Familie reflektieren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein, und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Kapital kann geschlagen werden. — Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse. Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichen Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben.“ Dies that der Herzog, wie Schiller schon am 3. Juli meldet: „Er hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf 800 Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen.“ Hiernach war Schiller fest entschlossen, in keinem Falle Weimar zu verlassen, glaubte aber, es werde sich vielleicht noch ein Abkommen treffen lassen, daß er nur gewisse Zeiten des Jahres in Berlin zubringe. Indes blieben die Verhandlungen darüber alsdann liegen.

Im November 1804 wurde in Weimar die Ankunft des Erbprinzen mit seiner jungen Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, erwartet, und die ganze Stadt war deswegen zehn Tage lang von Festaufzügen, Bällen, Illuminationen und dergleichen voll. Erst wenige Tage vor dem Eintreffen der Herrschaften fiel es Goethe aufs Herz, daß er allein sich auf nichts vorgesehen habe, während die ganze Welt von den beiden Freunden etwas erwartete. In seiner Not, und da er seine eigene Erfindungskraft vergebens anstrebte, wandte er sich an Schiller, und dieser half denn auch glücklich mit der seinigen aus. Er arbeitete in vier Tagen ein Vorspiel aus, „Die Huldigung der Künste“, welches frischweg eingelernt und am 12. No-

vember gegeben wurde. „Es reüssierte“, sagt er, „über alle meine Hoffnung, und ich hätte vielleicht monatelang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publikum so zu Dank zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist.“ Die Prinzessin konnte die Thränen ihrer Rührung und Freude bei den tiefempfundenen und gedankenreichen, in hinreißend schöner Sprache vorgetragenen Szenen des kleinen Stückes nicht bergen.

„Die Huldigung der Künste“ war Schillers letztes vollendetes Werk. Im Sommer schon hatte er einen neuen schweren Anfall seiner Krankheit zu bestehen gehabt, von dem er sich jetzt eben „kümmerlich“ erholt hatte, und nach den Festlichkeiten befiel ihn wieder ein heftiger Katarrh, den er nicht überwinden konnte. Im Januar 1805 fühlte er sich zu selbständiger dichterischer Arbeit noch unfähig, so daß er sich nicht an das neue dramatische Werk, das ihn seit einigen Monaten fesselte, den „Demetrius“, wagen konnte; er nahm deshalb, „um nicht ganz müßig zu gehen“, eine Übersetzung vor, nämlich die der „Phädra“ von Racine, die er in wenigen Wochen fertig machte, so daß sie am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, gegeben werden konnte. Am 22. Februar schreibt er auf einen kurzen Brief Goethes, der ebenfalls krank gewesen war: „Es ist mir erfreulich, wieder ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen, und es belebt meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen.“ Nur wenig hoffnungsvoller klingt es am 25. April in dem letzten Briefe, den er an seinen treuen Körner schrieb: Die bessere Jahreszeit, jagt er, bringe Mut und Stimmung wieder. „Aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält.“

Es war anders über ihn verhängt. Am 29. April ging er noch ins Theater; eben wollte er sich dahin aufmachen, als Goethe, der nach erneuter Krankheit seinen ersten Ausgang wagte, zu ihm ins Zimmer trat. Er konnte den Freund weder begleiten, noch mochte er ihn zurück-

halten, und so schieden sie an Schillers Hausthür, ohne zu ahnen, daß es ein Abschied für ewig war. Zu seiner Schwägerin Karoline, die mit ihm ging, sagte Schiller, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit Jahren immer Schmerzen gehabt, fühle er nun gar nichts mehr. Heinrich Voß, ein Sohn von Johann Heinrich Voß, der damals viel bei ihm verkehrte und von seiner Liebenswürdigkeit und der milden Hoheit seines Wesens unter all seinem Leiden ganz bezaubert war, holte ihn den Abend, nach dem Theater, wie gewöhnlich aus der Loge ab, fand ihn aber in heftigem Fieber. Die nächsten Tage war er sehr matt. Sein gewöhnlicher Arzt, Dr. Starke, war von Weimar abwesend, doch wurde er von dessen Vertreter ganz in gleicher Weise behandelt. Am 6. Mai fing er wieder an stark zu fiebern und abgebrochen zu sprechen. Am 8. abends verlangte er, in die Sonne zu sehen, und schaute, als man den Vorhang öffnete, mit heiterm Blicke hinaus. Als seine Schwägerin an sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Zimmer besser, immer heiterer!“ Am 9. trat Besinnungslosigkeit ein, einmal erkannte er noch seine Frau und küßte sie. Nachmittags gegen 6 Uhr erlag seine hohe Natur der Gewalt der Krankheit. Nach einem heftigen Anfall schien er ruhig zu schlafen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer, und Lotte sagte, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In dem Augenblick rief der Diener. Das Ende war da. Vergeblich suchte Lotte seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, sein Haupt sank zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden. Es war Donnerstag, der 9. Mai 1805.

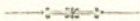
Den Monolog der Marfa im zweiten Akte des „Demetrius“ fand man auf Schillers Schreibtisch. Es waren seine letzten Zeilen. Man merkt es dem Flug der Gedanken und dem Schwunge der Worte nicht an, daß ein von der Hand des Todes schon Berührter sie geschrieben hat.

Das Begräbniß fand am 11. Mai spät abends statt. „Es war eine schöne Mainacht“, erzählt Karoline, „nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr.“ Zwölf junge Männer höheren Standes nahmen den gewöhnlichen Trägern (Handwerkern) die Bürde ab und trugen den Dichter zur letzten Ruhe. Nur wenige Freunde begleiteten ihn. Noch auf dem Kirchhofe schloß sich sein Schwager Wilhelm von Wolzogen dem nächtlichen Zuge an; er war zu Pferde von Raumburg auf die Trauernachricht

herbeigeeilt. Der Leichnam wurde in dem sogenannten Landschaftsfassengewölbe beigesetzt. Zwanzig Jahre später öffnete man dasselbe und fand die große Anzahl von Särgen, unter denen der Schillers gestanden hatte, bereits stark zerfallen und vermodert; doch gelang es, seine Gebeine zu sammeln. Der Schädel wurde zuerst auf Wunsch des Großherzogs in dem Fußgestell von Schillers Büste auf der Bibliothek aufbewahrt, dann aber, mit den übrigen Gebeinen vereinigt, an würdiger Stätte in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzt. Dort ruht Karl August nun neben den beiden Dichtern.

Goethe, der durch eigene schwere Krankheit in jenen Tagen des Todes an jeder Bethätigung gehindert war, schrieb wenige Tage danach an Zelter: „Ich glaubte mich selbst zu verlieren und verliere einen Freund und mit ihm die Hälfte meines Daseins.“

Was Schiller dem deutschen Volke war und ist, zeigt die bis heute stets wachsende Wirkung seines Geistes. An edler Volkstümlichkeit kann von den Helden des Wortes nur Luther mit ihm um den Preis streiten. Goethe, mit dessen allumfassendem Geist er selbst sich „nicht messen“ wollte, wirkt nicht in so weite Kreise hinaus, wenigstens nicht unmittelbar. Schiller ist dem Herzen des deutschen Volkes teuer durch seine Dichtungen wie durch seine Persönlichkeit. Er gehört zu den höchsten Lehrern und Bildnern der Menschheit, der Hoheit der Gesinnung und Adel sittlicher Lebensanschauung durch Wort und Leben verkündigt und gepredigt hat wie kaum ein anderer; als Mensch verehrungswürdig, ein Held im Leben und Leiden, in Kampf, Sieg und Tod, als Dichter von ursprünglicher, schöpferischer Kraft, den größten ebenbürtig, wenigen nachstehend, eigenartig, gedankenreich, beredt und sprachgewaltig. Mit Recht schrieb Baggesen in jenem Briefe an Reinhold von dem Totgeglaubten: „Er war Deutschlands Shakespeare, oder vielmehr, er war Deutschlands Schiller.“



Schillers lyrische Gedichte und Balladen.

In einem kurzen, mitten in der Bahn abgebrochenen Leben hat Schiller die große Fülle seiner Werke geschaffen. Daß unter ihnen die dramatischen in erster Reihe stehen, ist in seinem ganzen Lebensgange deutlich hervorgetreten; aber noch auf einem zweiten Gebiete hat er seine dichterische Eigenart zum vollen Ausdruck gebracht: als Lyriker und Balladendichter.

Einem Dichter, der durch und durch Dramatiker war, mußte von allen lyrischen Gattungen diejenige am fernsten liegen, die der Ausdruck des bloß innerlichen Gefühlslebens ist. Ein „Lied“ im gewöhnlichen Sinne, den leichten, unvermittelten Ausklang einer Seelenstimmung, wie wir ihn bei Goethe in verschwenderischer Fülle und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit finden, haben wir bei Schiller so gut wie nie. Da uns aber gerade solche Gedichte am unwiderstehlichsten ergreifen und gleichsam mit elementarer Macht die Wirkung der Poesie fühlen lassen, so kann man sich denken, daß Schiller, wenn ihm dies einmal zum Bewußtsein kam, die Empfindung haben mußte, daß er dagegen überhaupt gar nicht aufkommen könne. So erklärt sich das starke Wort, das er einst nach Lesung des Goetheschen Mignon=Liedes: „So laßt mich scheinen, bis ich werde“, an Körner schrieb; das Gefühl, einer ihm völlig unzugänglichen Art dichterischen Schaffens gegenüberzustehen, preßte dem sonst so selbstbewußten Manne das Wort aus: „Gegen Goethe hin und bleibe ich doch ein poetischer Lump!“ Auf's schärfste bezeichnet dieser Seufzer das, was wir bei Schiller nicht finden.

Es fehlt allerdings auch bei ihm keineswegs an Gedichten, die der Ausdruck eines Gefühls sind; aber auch dann ist die Zuthat des Gedankens bei Schiller ungleich größer als bei anderen Dichtern, namentlich strömen ihm die Ideen aus den beiden Zweigen der Wissenschaft, in die er selbst mit schöpferischer Hand eingegriffen hat, gleichsam unwiderstehlich zu, aus der Philosophie und der Geschichte. Außerdem aber nimmt er oftmals zwar den Ausgangspunkt von einer Empfindung, der Verlauf aber zeigt, daß der Einheitspunkt doch ein Gedanke ist: und dies ist das Entscheidende für die Zuteilung zur

Gefühlshyrik oder Gedankenhyrik. Wie leicht und behaglich klingt es 3. B., wenn er in der „Gunst des Augenblicks“ (Nr. 194) anhebt:

„Und so finden wir uns wieder
In dem heitern, bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.“

Aber das fröhliche Gefühl des Augenblicks geht ihm alsbald in eine ernste Betrachtung über den Wert und die Weise menschlicher Glücksempfindung über:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück!“

Und dieser Gedanke, daß das Schöne und Beglückende rasch komme und rasch schwinde, hält ihn fest, er verfolgt ihn durch Kunst und Natur, und in ihm liegt die Einheit des Gedichtes. Auch in den „Vier Weltaltern“ (Nr. 196) knüpft Schiller zuerst an die fröhliche Stimmung der Geselligkeit an:

„Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste.“

Aber auch hier verwandelt sich wieder die heitere Empfindung in eine sinnige Betrachtung. In dem ersten Gedicht spricht der Philosoph zu uns, der die Welt um sich und in sich mit denkendem Blicke betrachtet, in dem zweiten der Geschichtskenner, den der Bildungsgang des Menschengeschlechts zu ernstem Nachdenken stimmt. Viel seltener bleibt die Empfindung das Herrschende. Im „Geheimnis“ (157) 3. B. legt die Gefahr, vor der dem Liebenden hangt, dem Dichter denselben Gedanken nahe wie in der „Gunst des Augenblicks“:

„Leicht erworben, aus dem Schoße
Der Götter, fällt das Glück herab.“

Aber nicht er bildet den Einheitspunkt des Gedichts, sondern das lebhafteste Gefühl der Liebenden:

„O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein starker Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!“

Und doch ist auch dies nicht Gefühlshyrik im gewöhnlichen Sinne. Wir hören hier allerdings nicht den Philosophen oder Historiker, wohl aber den Dramatiker, der sich eine Situation erschafft und uns in erwartungsvoller Stimmung versetzt, indem er Gefühl und Phantasie

in uns für das Schicksal der beiden Liebenden erregt, die sich so energisch vor der Zudringlichkeit der Welt abschließen.

Nur ganz vereinzelt finden sich Klänge reiner Gefühlshrik. Als ein einfaches „Lied“ wäre wohl kaum ein anderes zu nennen als das kleine Gedicht „An den Frühling“ (Nr. 15), das aus der frühesten Zeit seines Dichtens stammt und allerdings völlig unbeschwert von jeder philosophischen, geschichtlichen oder dramatischen Zuthat, dafür aber auch von einer bei Schiller höchst ungewöhnlichen Unbedeutendheit ist:

„Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen,
Willkommen auf der Flur!“ 2c.

Um solche Verse zu dichten, brauchte jemand nicht gerade Friedrich Schiller zu sein. Man fühlt, wie wenig dieser Ton zu seinem Wesen stimmt. Dagegen kann man aus seiner reiferen Zeit ein paar vorzüglich schöne Naturschilderungen hierher ziehen, z. B. „Der Abend“ (Nr. 56) oder „Das Verglied“ (Nr. 206). Doch drängt sich wenigstens bei dem letzteren gleich wieder das betrachtende Element ein, wie denn schon Goethe hervorhob, daß man diesem „artigen Stieg auf den Gottshard“ auch „noch sonst allerhand Deutungen“ geben könnte.

In anderen Fällen halten sich Gefühl und Reflexion etwa die Wage, so in den stürmischen Oden seiner Jugend („An Laura“ 2c.), im „Lied an die Freude“ und namentlich in einer Anzahl von Gedichten, welche alle dem Gefühl einer Trauer Ausdruck geben und insofern Elegien heißen können. In der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ heißt es, daß die Trauer der Elegie entweder den Verlust eines natürlichen Gegenstandes, also etwa eines geliebten Menschen, betreffe, oder das Ideal, sofern es als unerreichbar empfunden werde. Es ist bezeichnend für die folgerichtige Entwicklung Schillers, wie die wichtigsten dieser Gedichte hiernach zeitlich aufeinander folgen. Zwei stammen aus der frühesten Zeit seines poetischen Schaffens, 1780 und 1781: „Eine Leichenphantasie“ (Nr. 4) und die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ (Nr. 5). In beiden ist der Gegenstand der Tod eines geliebten Freundes, und beide sprechen den Schmerz stark und rückhaltlos aus. In allen anderen klagt der Dichter um ein verloren gegangenes oder unerreichbares Ideal. In einem (den „Göttern Griechenlands“, Nr. 33) ist es eine versunkene ideale Welt der Vorzeit,

der sein sehnächtiger Schmerzenslaut gilt, in den anderen findet es Ideale seines Lebens, die er mehr und mehr vor der Wirklichkeit schwinden sieht. Und hier ist wieder, je reifer der Dichter wird, ein natürlicher Fortschritt wahrzunehmen, indem sich der Schmerz anfänglich herbe, fast trostlos ausspricht und sich allmählich zu stiller Behmut abklärt. Die Jahreszahlen, die uns diese Entwicklung vergegenwärtigen, sind 1784 und 1795. Dem ersten Jahre gehört das gedankenschwere Gedicht „Resignation“ (Nr. 28) an: „Auch ich war in Arkadien geboren!“ Der Verlust seines Ideales von Lebensglück und die sich selbst überwindende, tiefschmerzliche Entsagung werden in erschütternder Weise ausgesprochen. Wesentlich anders ist die Stimmung in dem aus dem Jahre 1795 stammenden Gedichte „Die Ideale“ (Nr. 53). Auch hier ist der Dichter schmerzlich bewegt und spricht seine Trauer ergreifend aus; aber mit männlicher Entschlossenheit hält er die Güter fest, die ihm trotzdem unverlierbar bleiben: Freundschaft und Liebe sowie rastlose, hingebende Thätigkeit („Beschäftigung, die nie ermattet“), und aus ihnen quillt ihm Erhebung und geläuterte Kraft zu innerem Frieden. — Endlich zeigen ein paar kleinere Gedichte aus den Jahren 1801 und 1803 die Stimmung des Dichters nunmehr dahin verklärt, daß er nicht mehr um den Verlust einer idealen Welt trauert, sondern in ihr ein Ziel sieht, nach dem er sehnächtig strebt, wenn er auch weiß, daß wir es auf Erden nie ganz erreichen oder uns nur in den gehobensten Stunden dazu emporschwingen können. Es sind die Gedichte „Sehnsucht“ (Nr. 189) und „Der Pilgrim“ (Nr. 200); hier haben wir einen Geist vor uns, der zu innerer Ruhe, zu heiterem Seelenfrieden durchgedrungen ist, den die Endlichkeit und Unzulänglichkeit alles Irdischen wohl noch mit Behmut erfüllt, aber nicht mehr mit heftigem Schmerze peinigt.

So bringt Schiller selbst da, wo eine Empfindung heiterer oder ernster Art augenscheinlich den Anlaß zum Dichten bildet, doch eine Fülle von Gedanken zum Ausdruck, die sich ihm ungezwungen und gleichsam unwillkürlich aufdrängt, und die seinen Schöpfungen jenen besonderen Stempel aufdrückt, dessen Gepräge man aus Hunderten herauserkennen würde. Es ist begreiflich, daß diese Eigenschaften in noch erhöhtem Maße auf dem Felde der eigentlichen Gedankenlyrik hervortreten, die man in der That als Schillers unbestrittenes, uneingeschränktes Herrschaftsgebiet bezeichnen kann, auf dem ihm kein anderer Dichter, alter und neuer Zeit, zu vergleichen ist.

Erstaunlich ist schon äußerlich die Mannigfaltigkeit seines Schaffens. Bald sind es umfangreiche Gedichte von tiefem, wissenschaftlichem Gehalte, die eine ganze Welt von Ideen vor uns aufthun; bald solche von wenigen Strophen, die einem einzelnen wertvollen Gedanken gewidmet sind; wieder andere, die ihren Inhalt in Bilder der verschiedensten Art kleiden, in Sage und Allegorie; endlich eine fast unerschöpfliche Fülle in gedrängter, kurzer und kürzester Form, bis zu jenen zweizeiligen Epigrammen, in denen er nach Goethes Urtheil ein so unerreichter Meister war. Noch weit erstaunlicher aber ist die Art der Behandlung. Wir wissen ja, daß Schiller Philosoph und Geschichtsforscher ist; es wird uns also nicht wundernehmen, daß er uns viel zu geben hat aus dem Borne seiner Ideen über Welt und Leben, über Gott und Religion, über Menschenentwicklung und Menschenglück, über Kunst und Staat. Aber ein wie gewaltiger Dichter er ist, das zeigt sich darin, daß er alle diese Dinge poetisch bewältigen kann, daß es nicht philosophische und geschichtswissenschaftliche Abhandlungen in poetischer Form, in Vers und Reim und schönklingenden Worten sind, sondern daß es insgesammt, mit kaum nennenswerten Ausnahmen, wahre und wahrhaftige Gedichte von ergreifender, zum Teil überwältigender Wirkung geworden sind.

Die Hauptmasse dieser Gedichte gehört zwar den beiden Jahren 1795 und 1796 an, der Zeit, als nach der langen und gründlichen Versenkung in die Wissenschaft endlich der dichterische Schaffenstrieb, beschwingt durch den mächtigen Hauch von Goethes Freundschaft, seine Flügel wieder regte und Schiller natürlicherweise zunächst von denselben Ideen auch poetisch ergriffen wurde, die ihn so lange wissenschaftlich beschäftigt hatten. Aber die Richtung selbst, die ihn zur Ideen-dichtung führte, ist ihm von Anfang an wesentlich eigen. In seiner ersten Periode bewegt sich seine Phantasie besonders gern in Bildern der Unendlichkeit. Bald macht er den überkühnen Versuch, das schlechthin Unvorstellbare, die räumliche Unendlichkeit der Welt anschaulich zu machen („Die Größe der Welt“, Nr. 16); bald versenkt er sich, nicht minder kühn, in die zeitliche Unendlichkeit: in der „Phantasie an Laura“ (Nr. 6) sieht er die Erfüllung seiner Liebe in der unendlichen Zukunft, im „Geheimnis der Reminiscenz“ (Nr. 18) träumt er sich in die unendliche Vergangenheit zurück, wo er mit der Geliebten zu einem Wesen verschmolzen gewesen sei. — Neben diesen ungezügelter Phantasien ist es der spekulative Gedanke einer Einheit der materiellen und geistigen Welt, der ihn beschäftigt: „Geisterreich und

Körperweltgewühle wälzet eines Rades Schwung zum Ziele“, und diese Trieb- und Anziehungskraft heißt ihm Liebe. So in der „Freundschaft“ (Nr. 21) wie schon in der „Phantasie an Laura“ (Nr. 6).

Auf ein ganz anderes und weitaus fruchtbareres Gebiet begibt sich Schiller in den folgenden Jahren. Die Betrachtung der Schönheit und ihrer Bedeutung für unser inneres Leben wie für die Entwicklung der Menschheit wird von nun an der Mittelpunkt seines Denkens. Das konnte erst geschehen, als er aus dem Sturm der drangvollen Jahre nach seiner Flucht aus Stuttgart in Freundes Arm Zuflucht gefunden hatte und dann in Weimar mit bedeutenden Männern und edlen Frauen in Verkehr getreten war, so daß von ihm selbst sagt, was er von dem durch die Kunst gesänftigten Menschen sagt: „Der Schönheit goldner Gürtel webet sich mild in seine Lebensbahn.“ Einen umfassenden Ausdruck gab er seinen Gedanken in dem für immer bewunderungswürdigen kulturphilosophischen Gedicht „Die Künstler“. Ist auch die Auffassung des menschlichen Kulturweges, die er hier poetisch vorträgt, im einzelnen geschichtlich vielfach anzufechten, so ordnet sie doch in echt künstlerischer Weise Ursprung, Gang und Ziel aller geistigen Entwicklung einem großartigen, einheitlichen Gesichtspunkt unter und ist überdies, wie Schiller selbst sich ausdrückt, „für ein Gedicht wahr genug“.

Die nächsten Jahre bringen eine eingehende Vertiefung in die Philosophie, namentlich in Kant, dessen Lehren Schiller in eigenartiger Auffassung weiterbildete. Besonders bezeichnend für des Dichters Gedankenwelt ist wiederum die Stellung, die er der Schönheit im inneren Leben des Menschen zuweist. Er faßt sie mit Kant als den Gegenstand eines „uninteressierten Wohlgefallens“, ein Gedanke, den er schon in den „Künstlern“ ausgesprochen hatte. Von dem Gegensatz der sinnlichen und geistigen Natur im Menschen, der dort stark hervortrat, geht er auch jetzt aus; hatte doch schon der zwanzigjährige Student „über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ geschrieben. Es ist derselbe Gegensatz, den Goethes Faust empfindet, wenn er sagt, daß „zwei Seelen in seiner Brust wohnen“, von denen ihn die eine „mit klammernden Organen“ an die Welt fesselt, während ihn die andere in die freien Gefilde des Geistes heben wolle, der Gegensatz zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“. Beide Triebe nötigen unser Gemüt, der sinnliche durch Naturnotwendigkeit, der geistige durch Gesetze der Vernunft; bei ihrem Widerstreit werden wir

uns unserer Unfreiheit schmerzlich bewußt und haben nur die „bange Wahl“ zwischen beiden, die uns in jedem Falle unbefriedigt läßt. Nur dann werden wir uns frei fühlen, wenn der sinnliche Trieb mit dem Gesetze der Vernunft übereinstimmt; und die befreiende Kraft, dies zu bewirken, weiß Schiller der Schönheit zu. Denn das begierdelose Wohlgefallen, das diese in uns erweckt, hat mit der sinnlichen Lust, die uns unfrei macht, nichts gemein. Darum sind wir frei, wenn wir uns in die schönen Gebilde der Kunst versenken, oder wenn wir unser Gemüt der idealen Seelenstimmung öffnen, die uns von den Gegenständen unseres Empfindens und Begehrens unabhängig macht. In solchen Augenblicken ist die „Angst des Irdischen“ von uns genommen: die sinnliche Welt reizt nicht mehr unsere Begierde, sondern wir erfreuen uns nur an ihrem „schönen Schein“, und selbst die furchtbare Majestät des Sittengesetzes hört auf, uns zu ängstigen, solange es uns gelingt, die Befolgung seines Gebotes als das unserer Natur Gemäße zu fühlen, dem wir freie Neigung entgegenbringen. Dann ist das Gute für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, d. h. es hat sich in ein Schönes verwandelt, der Zwang des Gesetzes ist in uns zur Freiheit geworden. Ein Mensch, dem dies leicht und natürlich ist, heißt ihm eine schöne Natur, und er wird nicht müde, seine Überzeugung auszusprechen, daß nicht die durch strenges Pflichtgefühl dem Triebe mühsam abgerungene Tugend das Höchste sei, sondern das von selbst durch glückliche Naturanlage sittlich gestimmte Herz, das das Gute ohne Schwanken und Kampf aus freier Neigung thut, weil ihm die entgegengesetzte Handlung oder Verjümmnis niedrig und häßlich dünkt. Dieser schöne sittliche Takt, oder auf höchster Stufe sittliche „Genialität“ ist selbst dem gereiftesten Nachdenken der Klugen und Philosophen überlegen. So im „Genius“ (Nr. 62). Der Dichter findet diese ungebrochene Selbstgewißheit einer „schönen Individualität“ besonders in einer edlen weiblichen Natur; das ist ihm „des Sieges ruhige Klarheit“, worin der männlichste Mann dem weiblichsten Weibe weichen müsse (Nr. 98). Nahe verwandt ist der Gedanke, daß überhaupt diejenigen Güter die höchsten und beglückendsten sind, die wir niemals durch Kampf und Mühe, durch keinen noch so energischen Willen erringen können, sondern die uns frei und ohne unser Zuthun, „von den gnädigen Göttern“, zufallen: gewinnende Anmut in Erscheinung und Rede, wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Genialität, Macht der Persönlichkeit. Auserwählte Naturen, denen diese Güter beschieden wurden, sind glücklich und beglücken die Welt, wir anderen sollen

sie nicht mit Reid anblicken, sondern beseligt an ihrem Glücke theilnehmen. („Das Glück“, Nr. 173.)

Dies sind die Gedanken, die in Schillers Lebensanschauungen fortan die herrschenden sind, sie bilden sozusagen die immer gegenwärtige Atmosphäre seines dichterischen und philosophischen Denkens; es sind Anschauungen eines gereiften, in sich abgeklärten Gemüths, zu denen er sich erst nach vielen Kämpfen und Lebenserfahrungen, schmerzlichen wie wohlthuenden, durchgerungen hat, und er spricht sie mit philosophischem Ernst und dichterischer Weihe aus. Hierin liegt die Rechtfertigung dieser Ideendichtung. Goethe, der in seinem künstlerischen Schaffen immer vom Einzelnen, Ungesehenen ausgeht und nie vom Begriff, mußte in dieser Art des Dichtens natürlicherweise etwas ihm Fremdes finden, und er spricht es einmal gelegentlich Schiller selbst gegenüber aus, „die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen“, wie jener gethan, sei „wohl zu erlauben, aber nicht zu loben“. Gewiß ist, daß wirkliche Poesie daraus nur unter den Händen eines Meisters werden kann, der die eigenthümlich geniale Doppelnatur Schillers besitzt; denn niemals will er uns über seine Ideen belehren; das ist der Fehler aller sogenannten didaktischen Poesie, die eben deshalb aus dem Rahmen wahrer Dichtung herausfällt und (um einen Ausdruck Goethes bei anderer Gelegenheit zu brauchen) an einer „inkurablen Trockenheit“ leidet. Das thun nun Schillers Erzeugnisse augenscheinlich gar nicht, und der Grund ist, daß er, wie es bei aller wahren Poesie der Fall ist, nur deshalb dichtet, weil er von seinem Gegenstande voll ist, und weil ein tiefes Herzensbedürfnis ihn zwingt, seine Begeisterung zu äußern. Nur ist das ihn Ergreifende in diesem Falle nicht eine Empfindung oder eine Leidenschaft oder ein Vorgang, sondern die Höhe einer Idee, die in ihm lebendig wird. Er schaut sie, wie ein anderer Gestalten schaut, und darum fließt ihm der Mund von der inneren Begeisterung entzückten Schauens über.

Der Inhalt von Schillers Gedankenthrak ist hiermit freilich keineswegs erschöpft. Eine reiche Fülle von Gedichten, theils ebenfalls aus den Jahren 1795 und 1796, wo der Quell dieser Dichtung besonders voll strömte, theils aus den späteren Jahren, zeugen von der Vielseitigkeit und Tiefe seines Geistes. Viele von ihnen prägen einen einzelnen Gedanken, der philosophisch bedeutend oder praktisch wertvoll ist, in näherer oder fernerer Beziehung zu den oben entwickelten Ideen, in eine kürzere, bezeichnende Form; so gleich das erste Gedicht nach dem

langen Verstummen: „Poesie des Lebens“ (Nr. 38), so „Die Worte des Glaubens“ (Nr. 161), „Die Worte des Wahns“ (Nr. 182), „Licht und Wärme“ (Nr. 162), „Breite und Tiefe“ (Nr. 163), „Hoffnung“ (Nr. 172), auch die wehmütige „Nänie“ (Nr. 179). Andere kleiden ihren Inhalt in die Form einer Allegorie; so wird die beglückende Wirkung der Poesie im „Mädchen aus der Fremde“ (Nr. 81) dargestellt, das Erdenlos des Dichters in den heiteren Erzählungen „Pegasus im Joch“ (Nr. 48) und „Die Teilung der Erde“ (Nr. 71). Verschiedene Gedichte aus den Jahren 1802 und 1803 verdanken Goethes sogenanntem Mittwochskränzchen ihr Dasein und sind also als gesellige Lieder gedacht; hierher gehören, außer den beiden oben berührten („Die Günst des Augenblicks“ und „Die vier Weltalter“), noch das „Dem Erbprinzen von Weimar“ gewidmete Lied (Nr. 193), „An die Freunde“ (Nr. 195) und die beiden „Punschlieder“ (Nr. 201 und 202). Der Zweck bringt es hier mit sich, daß der Dichter eine leichtere Form wählt, die Lieder sangbarer hält; aber die ihm eigentümliche Gedankenfülle, der Schillersche Stempel, ist trotzdem unverkennbar.

Zu dem Vorzüglichsten endlich, was Schiller auf dem Gebiete der Gedankenpoesie geschaffen hat, gehört jene wunderbar reichhaltige Sammlung einzelner Sprüche, jene Distichen, Xenien, Epigramme, Botivtafeln, die sich über eine Fülle wichtigster Gegenstände in knappester Form aussprechen: praktische Lebensweisheit, feine Menschenkenntnis, tiefe Blicke in wissenschaftliche und sittliche Fragen, in Kunst und Kritik, Staat, Gesellschaft und Religion — ein wahrer Schatz von Wahrheits- und Weisheitsprüchen, fast jeder ein goldenes Wort, eine Sammlung, der wenige Litteraturen etwas Ähnliches an die Seite zu stellen haben. Man kann das nicht treffender bezeichnen als durch das prächtige Wort Goethes, mit dem er dem Freunde für die überlieferten „Tabulae votivae“ dankt: „Ihre Distichen“, sagt er, „sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Maß zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“

Haben uns die bisher besprochenen Gebiete der Gedankenschrift durchweg den Philosophen gezeigt, so tritt daneben doch auch der Histo-

rifer nicht zurück, der die Weltgeschichte mit denkendem Blicke betrachtet. So führt uns eine Anzahl von Gedichten die Stufen des Kulturfortschrittes vor. Das erste ist „Der Spaziergang“ (Nr. 70), der in einer Reihe von Bildern die Entwicklung des Menschengeschlechts von den Anfängen des Staates bis zu seinem blutigen Umsturz durch innere Verderbnis schildert. „Wohin man sich wendet“, urtheilt Wilhelm von Humboldt darüber, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht. — Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginns, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern.“ Ein weniger weites Ziel steckt sich das zweite, „Das Eleusische Fest“ (Nr. 176), welches, ganz auf dem Boden der griechischen Sage, in der Einführung des Ackerbaues durch die Göttin Ceres die Grundlage aller bürgerlichen Gesittung feiert. Das dritte endlich ist die Krone dieser kulturgeschichtlichen Gedichte und zugleich eins der vorzüglichsten Geisteserzeugnisse unseres Dichters und eine der bewunderungswerthesten Schöpfungen unserer poetischen Litteratur überhaupt, „Das Lied von der Glocke“ (Nr. 180). In jedes der reichbelebten Bilder, die es uns aus dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit bietet, läßt der Dichter den frommen Ton der Glocke hineinklingen und hält durch diesen Rahmen in höchst kunstvoller und doch natürlicher, leicht übersichtlicher Disposition das ganze umfangreiche Werk einheitlich zusammen. Was uns an diesem Meisterwerk noch besonders erfreut, ist der einfache und schlichte Ton des Ganzen. In sehr vielen seiner bedeutendsten Gedichte entlehnt Schiller die Einkleidung dem griechischen Altertum; hier dagegen finden wir uns auf echt deutschen Boden versetzt: wir sehen einen deutschen Knaben und Jüngling vor uns, wir sehen den reichbegüterten Besitzer, der seine Acker und Schemen überschaut, die brave deutsche Hausfrau, die auf ihre selbstgewebte Leinwand im Schrank stolz ist, wir blicken in die Kinderstube, wo die Mutter unter ihren Kleinen waltet, wir sehen den gotischen Dom und die kleine Stadt, deren Thor sich knarrend schließt, und fühlen uns überall traut und heimatisch angesprochen. Mit Recht ist daher die „Glocke“ ein besonderer Liebling unseres Volkes geworden. — Als letztes wären noch „Die vier Weltalter“ (Nr. 196) anzuschließen, die in leichterem Tone das Gebiet umschreiben; sie stehen zu den drei großen kulturgeschichtlichen Gedichten in demselben Verhältnis wie die übrigen

ursprünglich für gesellige Zwecke bestimmten Lieder zu den großen Ideendichtungen.

Auf allen bisher besprochenen Gebieten nahm der Dichter seinen Stoff im wesentlichen aus seiner eigenen Gedankenwerkstatt. Er innert man sich aber wieder daran, daß seine Hauptbedeutung im Drama liegt, so würde es offenbar eine sehr auffallende Lücke sein, wenn er nicht auch Gedichte geschaffen hätte, die uns wie das Drama ein Stück der objektiven Welt, menschliches Handeln und menschliches Schicksal, künstlerisch vorführen. So fügen sich Schillers erzählende Gedichte, die Balladen und Romanzen, als eine natürliche und notwendige Ergänzung ein. Anfänge zu einer solchen objektiven Dichtung finden sich allerdings schon in seiner frühesten Periode. Man könnte hierher die beiden dialogisch gestalteten Lieder aus den „Räubern“ rechnen, „Sektors Abschied“ (Nr. 1) und „Brutus und Cäsar“ (Nr. 3), wenngleich ihre Handlung verschwindend klein ist und der Hauptinhalt in dem lyrischen Ausströmen des Gefühls besteht. Dagegen sind zwei unter den Gedichten der „Anthologie“, die in Form eines Monologs ein lebendiges Bild objektiver Zustände geben, das erste vornehmlich der Vergangenheit zugewandt: „Die Kindesmörderin“ (Nr. 10), das andere mit lebendigster dramatischer Kraft uns mitten in die Gegenwart des geschilderten Vorgangs versetzend: „Die Schlacht“ (Nr. 11), ohne Zweifel das künstlerisch Vollendetste aus dieser frühen Zeit des Dichters. Auch gehört das frisch und vollstümlich gesungene Lied vom „Grafen Eberhard“ (Nr. 26) hierher.

Aber den eigentlichen Weg zur objektiven Dichtung fand Schiller erst, nachdem er sich durch Wissenschaft und Lebenserfahrung mit sich selbst verständigt hatte und mit Goethe, dem unerreichten Meister objektiver Darstellung, in fruchtbaren Gedankenaustausch getreten war. So entstanden die Balladen, zehn an der Zahl, denen sich einige kleinere Gedichte objektiven Inhalts, wie die „Radomeßische Totenklage“ (Nr. 167) und „Der Alpenjäger“ (Nr. 208), anreihen. Nahe stehen diesem Kreise ferner drei ausgezeichnete Schöpfungen, die als Hintergrund bedeutende epische Vorgänge haben, deren Inhalt aber doch so wesentlich die Innenwelt der vorgeführten Personen schildert, daß sie eine Mittelstellung zwischen der Gedankenlyrik und der objektiven Dichtung einnehmen. Es sind „Die Klage der Ceres“ (Nr. 87), „Kassandra“ (Nr. 197) und „Das Siegesfest“ (Nr. 204).

Es ist kein Zufall, daß wie die Dramen so auch die Mehrzahl dieser erzählenden Gedichte Schillers weitaus in die breitesten Schichten des deutschen Volkes eingedrungen sind, den Dichter bei jung und alt bekannt und ihn jedem Herzen wert und vertraut gemacht haben. Ein bekanntes Wort Platens sagt, daß „unsere Seele stets am Stoff klebe“, daß „Handlung der Welt allmächtiger Puls“ sei. Gedichte wie „Die Künstler“, „Das Ideal und das Leben“, selbst „Der Spaziergang“ werden immer nur eine kleine Gemeinde andächtiger Verehrer unter dem geistigen Adel der Nation finden; aber „Die Bürgschaft“, „Der Handschuh“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Die Kraniche des Ibykus“ sind für jeden zugänglich und voll bekannter Gestalten, jede Anspielung auf ihren Inhalt und selbst auf ihren Wortlaut wird verstanden und gern gehört, und es macht dabei kaum einen Unterschied, wenn der Stoff aus dem Altertum gewählt ist: Polykrates ist nicht minder volkstümlich als der Graf von Habsburg. Nur das „Lied von der Glode“ stellt sich hierin diesen Dichtungen gleich, und mit Recht kann man sagen, daß es außer einigen evangelischen Kirchenliedern von Luther und Paul Gerhard kein wertvolles litterarisches Erzeugnis gibt, das so wie diese Schillerschen Gedichte zu einem gemeinsamen geistigen Besitzthum des ganzen deutschen Volkes geworden wäre.

Diese Volkstümlichkeit ist aber von der höchsten und edelsten Art. Denn die Gedichte sind fast insgesamt so beschaffen, daß auch der gereifteste Geschmack des Hochgebildeten reinen Genuß an ihnen findet. Schiller hat es durchaus verschmäht (um sein eigenes Wort zu brauchen), „vielen zu gefallen“, er hat vielmehr in diesen Dichtungen durch die Kraft seines Genies die Kluft zwischen der Menge und den wenigen Erlesenen überbrückt, so daß sein Kunstwerk „allen gefällt“. Selbst der Umstand, daß diese Gedichte von den meisten schon in den Knabenjahren auf der Schule gelesen und auswendig gelernt werden, kann ihnen ihren poetischen Zauber nicht abstreifen. Ihre Vorzüge hängen wieder aufs engste mit Schillers dramatischer Dichternatur zusammen. Überall tritt das Ziel klar und faßlich hervor, überall ist die Handlung wahrhaft dramatisch zusammengefaßt und dadurch in kleinem Rahmen ein scharfes Bild gegeben. Wie einfach und treffend ist dies z. B. im „Ring des Polykrates“, im „Kampf mit dem Drachen“, im „Grafen von Habsburg“ geschehen! Wie weiß Schiller im „Taucher“, in den „Kranichen“, in der „Bürgschaft“, im „Gang nach dem Eisenhammer“ die Spannung des Lesers immer aufs neue zu erregen und

feitzuhalten, so daß er das Ende als eine befreiende oder erschütternde Lösung empfindet! Auch die sprachliche Darstellung, das Maß von Schmuck und Einfachheit, von Weichheit und Kraft, zeigt den gereiften Meister.

Wer so Menschengeschick und Völkerentwicklung mit denkendem Blicke betrachtet, den kann auch die Gegenwart unmöglich unberührt lassen, besonders wenn sich so gewaltige Ereignisse, so ungeheure Wandlungen der staatlichen Formen in ihr vollziehen. Dies ergriff Schiller vor allem um den Beginn des neuen Jahrhunderts:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.“

Noch tiefer werden wir in seine damalige Stimmung eingeführt durch die Bruchstücke eines großen Gedichtes, welches für eine Feier der Jahrhundertswende in Weimar beabsichtigt war. Die Feier zerschlug sich, und leider blieb darüber auch das Gedicht liegen. Nur einige mächtige Trümmer haben sich in Schillers Nachlaß erhalten, eben genug, um uns den Verlust des Ganzen tief beklagen zu lassen; denn sie zeigen uns aufs neue den Dichter, der wie kein anderer seinen Blick an den großen Welt- und Völkergeschicken geweitet hatte, und dessen Mund in so einzigem Grade des hohen, gewaltigen Ausdrucks für weltgeschichtliche Größe mächtig war. Er sah die deutsche Nation zur Ohnmacht verdammt, ohne Stimme im Räte der weltregierenden Völker, er sah

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz“,

die Franzosen und die Engländer; aber wo war der Deutsche? Unter solchen Eindrücken wirft Schiller die Frage auf, und das ist der Inhalt jener Bruchstücke: Darf der Deutsche in dem Augenblicke, wo er ruhmlos aus einem thränenvollen Kriege hervorgeht, „wo der Franke, wo der Britte mit dem stolzen Siegerschritte herrschend sein Geschick bestimmt“, darf er da sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl in der Völker Reihe auftreten? Und auf diese Frage antwortet er bestimmt und fest: „Ja, er darf's!“ Es lohnt wohl, zuzusehen, wie er diese stolze Antwort begründet, eine Begründung, die eben das Gedicht, wenn es vollendet worden wäre, gegeben hätte.

Es sind drei große Bruchstücke, vielfach bloß erst der Gedankenstoff, den sich der Dichter sammelt, an anderen Stellen bereits halb oder ganz zum Gedicht gerundet, zuweilen schon im vollen Schwunge dichterischer Form, in der Pracht der Sprache und des Reimes dahin-

strömend, auch in dieser Hinsicht höchst anziehend und wertvoll für die Beurteilung von Schillers poetischem Schaffen. Das erste Bruchstück sagt: „Laßt euch nicht blenden; mag auch der Franke und der Britte jetzt die Welt beherrschen, der Deutsche wird sie doch einst beide überholen; seine Aufgabe ist, an dem Bau der Menschenbildung zu arbeiten, das Ideal der Menschen zu vollenden, nicht im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen.“ — Im zweiten Bruchstück zeigt der Dichter, daß eine solche Entwicklung eine Notwendigkeit sei: wer den Geist bilde, müsse siegen, da das Ziel unmöglich rohe Gewalt, sondern Sitte und Vernunft sein müsse. „Das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen.“ Daß der Deutsche diesen unzerstörbaren Kern habe, dafür führt er vornehmlich zwei große Zeugen an: die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte. „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen! Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes und treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Und unsere Geschichte lehrt, daß der Deutsche nach der Freiheit des Geistes strebt; vor allem hebt Schiller da die Lutherische Reformation hervor, und da krönt es ihm voll und begeistert vom Munde:

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.“

Im dritten Bruchstück wirft er nach alledem die Frage auf, ob der Deutsche sich fühlen, sich seines Namens rühmen dürfe, und beantwortet sie mit: „Ja, er darf's!“ Er geht unglücklich aus dem Kampfe der Gegenwart, aber das, was seinen Wert ausmacht, ist nicht verloren:

„Stürzte auch in Kriegeßflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn!“

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihrem politischen Schicksal unabhängig sind.

So weit jene Bruchstücke. Man muß den Mann und Dichter bewundern, der in solcher Zeit solche Gedanken hegte und sie mit so hinreißender Gewalt aussprechen konnte. Welche Zuversicht felsenfester Vaterlandsliebe zeigt der Geist, der in so jammerwürdiger Zeit den

Glauben an sein Volk nicht verliert und es mit Prophetenmunde ausspricht, daß das langsamste Volk alle die schnellen flüchtigen überholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen werde. — Sein Schlußgedanke freilich beruht ja auf einem Irrtum. So schön es klingt, so ist es doch nicht richtig, daß die Größe einer Nation bestehen könne ohne die entsprechende Form ihres Staatswesens. Das ist heute für uns leicht einzusehen, nachdem wir uns längst auch die äußere Stellung zurückerobert haben, erst die Unabhängigkeit in den Befreiungskriegen und nun in Kaiser Wilhelms großen Tagen auch die Einheit und Machtstellung im Räte der Völker. Aber es ist ergreifend und erhebend zu sehen, wie sich ein starker Geist, der in einer Zeit lebte, wo es ein deutsches Vaterland nicht gab, und der es doch empfand, daß nur im Vaterlande die Wurzeln unserer Kraft liegen, Welt- und Menschengeschick mit kühner Hand und tiefsinnigem Blick zurechtlegt, um nur sagen zu können: ja, ich darf trotz alledem stolz sein, daß ich ein Deutscher bin, und möchte mit keinem Franzosen und keinem Engländer trotz ihres Glanzes tauschen. So sind diese Bruchstücke ein neuer Beleg für den herrlichen Idealismus, der in Schillers Dichten wie in seinem Leben so überwältigend hervortritt, der ihn dem Herzen des deutschen Volkes so unverlierbar teuer macht und wohl nie einen überzeugteren und beredteren Verkündiger als ihn gefunden hat.

Zusammenfassend müssen wir sagen, daß es wenige Bücher geben dürfte, die einen solchen Schatz von Ideen, eine solche Fülle gestaltenreicher Schöpfungen in sich bergen, wie dieser Band „Schillers Gedichte“. Gewiß sind auch Mängel und Unvollkommenheiten darin, nicht überall ist es dem Dichter gelungen, „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ auszustoßen. Aber je tiefer man eindringt, desto mehr fühlt man, daß ein Geist ersten Ranges vor uns steht, von ursprünglicher, energischer, auf den Grund gehender Denkkraft, von weltumspannender Weite des Blickes, von tiefstem Gemüt und reinstem Willen; und das alles gepaart mit einer Kühnheit der dichterischen Phantasie, mit einer schöpferischen Gestaltungskraft und hinreißenden Sprachgewalt, die auch vor dem schwersten und sprödesten Stoff nicht zurückschreckt und ihn in den allermeisten Fällen bewältigt und zur künstlerischen Rundung zwingt.



Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Schillers Gedichte sind in der vorliegenden Sammlung so genau wie möglich nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet. Die gewöhnliche Reihenfolge, die hiervon nicht unbeträchtlich abweicht, rührt von Körner her, der sie 1812 bei Herausgabe der Werke seines verstorbenen Freundes einführte. Er war es auch, der das poetische Schaffen Schillers in drei Perioden einteilte, deren Grenzen durch die Übersiedelung des Dichters nach Dresden (1785) und durch seine nähere Bekanntschaft mit Goethe (1794) bezeichnet werden. Diese ohne Zweifel richtige Einteilung hätte schon an sich eine genaue chronologische Reihenfolge nahe legen können. Indes hat Körner darauf verzichtet und vielmehr innerhalb der einzelnen Perioden die Gedichte nach anderen, sachlichen und ästhetischen, Gesichtspunkten verteilt.

Man kann ihm die Anerkennung einer wohlbedachten Anordnung nicht versagen; aber willkürlich bleibt sie doch, und da sie eben nicht vom Dichter selbst herrührt, hat sie auch kein Recht auf Unantastbarkeit. Daher ist versucht worden, auf Schillers eigene Bestimmung zurückzugreifen. Er hat zwei Ausgaben seiner gesammelten Gedichte besorgt; die erste erschien in zwei Bänden 1800 und 1803, die zweite 1804 und 1805, beide in der gleichen Anordnung, nur das zweite Bändchen durch einige inzwischen neu hinzugekommene Gedichte vermehrt. Indes auf diese Reihenfolge, die auf die Entstehungszeit gar keine Rücksicht nimmt, zurückzugehen (wie Vorberger gethan), erweist sich ebenfalls als höchst mißlich. Erstens ist nicht zu verkennen, daß auch sie zum Teil willkürlich und von mancherlei rein äußerlichen Gesichtspunkten bestimmt war; denn die Versuche, eine streng durchdachte Anordnung darin nachzuweisen, sind nur wenig überzeugend.¹ Zweitens hat Körner mehrere von Schiller übergangene Gedichte aufgenommen, die dann also in der Sammlung keine Stelle finden könnten, während sie doch gewiß kein Leser und Freund Schillers gern entbehren

¹ Vgl. über die ganze Frage G. Rettner, „Die Anordnung der Schillerschen Gedichte“ („Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, Bd. III, S. 128 ff.).

nöchte. Endlich scheint diese Anordnung auch den Dichter selbst nicht befriedigt zu haben. Denn er bereitete in den letzten Jahren seines Lebens eine neue Prachtausgabe seiner Gedichte vor, in der er eine Einteilung in vier Bücher durchgeführt hatte, die man etwa als Lieder, Balladen, philosophische Gedichte und Epigramme bezeichnen könnte. Aber auch diese Reihenfolge läßt sich nicht annehmen, weil die beabsichtigte Ausgabe nicht zum Abschluß kam, auch wohl nicht alle Gedichte enthalten sollte.

Daher bleibt nichts übrig als eine chronologische Anordnung, wie sie schon die Ausgabe von Goedeke zeigt. Sie bietet neben der Sicherheit des Prinzips den großen wissenschaftlichen Vorteil, daß uns nunmehr ein geschichtliches Bild von Schillers Schaffen daraus entgegentritt. Völlig über jeden Zweifel erhaben ist freilich auch hier nicht alles, da wir, obgleich Schillers Leben und Dichten überaus reich bezeugt ist, doch nicht für jedes einzelne Gedicht das Datum angeben können. Indessen ist der Fall sehr selten, daß ernstlich über einen längeren Zeitraum geschwankt werden könnte. Eine Entscheidung mußte der Herausgeber treffen in Bezug auf die Gedichte, die Schiller selbst in größeren Gruppen gleichzeitig herausgegeben hat: so die Gedichte der „Anthologie“ für 1782 und aus späterer Zeit die Gedichte der „Horen“ von 1795—1797 sowie der „Musen Almanache“ von 1796 bis 1800. Hier sind nur diejenigen, die sicher vor dem Veröffentlichungsjahr entstanden sind, in ihr Jahr eingestellt worden; sonst sind sie in der Reihenfolge belassen, wie der Dichter selbst sie an der betreffenden Stelle geordnet hat.

Aufnahme haben in der vorliegenden Ausgabe alle von Körner abgedruckten Gedichte gefunden, dem auch darin gefolgt wurde, daß zwei von Schiller selbst aufgenommene weggelassen: „Rastraten und Männer“ (1803 „Männerwürde“ genannt) und „Die Hochzeit der Thetis“. Das erstere, welches auch in der Überarbeitung noch allzu stark aus dem Tone der übrigen Sammlung fällt, gehört mit einer Anzahl ähnlicher Erzeugnisse der frühesten Zeit in die „Nachlese“; das andere ist in der Übersetzung der Euripideischen „Iphigenie in Aulis“ enthalten und hat keinen Anspruch auf zweimaligen Abdruck. Ebenso sind die Übersetzungen aus dem Virgil, die beiden umfangreichen Gedichte „Die Zerstörung von Troja“ und „Dido“ hier ausgeschieden und nebst der Vorrede, die sich mitten unter den Gedichten fremdartig ausnehmen würde, mit den dramatischen Übersetzungen zusammengestellt worden. Dagegen ist eine Anzahl Gedichte (die Nummern 3, 23, 30, 31, 85, 110—113, 115—125, 134, 136, 138 bis

140, 143, 149, 160, 177, 184, 187, 205) eingefügt worden, die weder in Schillers eigener Sammlung noch bei Körner stehen; denn es sollte hier alles aufgenommen werden, was für den weiteren Leserkreis geeignet erscheint, dagegen alles ausgeschlossen bleiben, was nur noch eine historische Bedeutung beanspruchen kann. Von Gedichten aus Dramen sind nur diejenigen hier besonders abgedruckt worden, welche den Charakter eines selbständigen Liebes tragen.

Die so geordnete Sammlung zeigt die lyrischen Gedichte Schillers im Zusammenhang mit dem ganzen Entwicklungsgange seines Geistes. Anfangs sind es nur einzelne Dichtungen, zum Teil mit seinem dramatischen Erstlingswerke, den „Räubern“, in Verbindung stehend oder durch äußere Ereignisse veranlaßt („Leichenphantasie“ zc.). Dann spürt man, wie der junge dichterische Genius zum Bewußtsein kommt und sich in einer reichen Fülle der verschiedenartigsten Schöpfungen zur Äußerung getrieben fühlt: es ist die Sammlung der „Anthologie“, Erzeugnisse, die fast durchweg dem Jahre 1781 angehören, also dem 22. Lebensjahre des Dichters. Bis hierhin gehen bei Körner die Gedichte der „ersten Periode“.

Wir treten dann in die Zeit des heimatlosen Umherirrens, der schwersten Sorge in Schillers Leben. Die äußere Geschichte spiegelt sich fast gar nicht in seinen lyrischen Dichtungen ab; auch dies ist eine Eigentümlichkeit seines dichterischen Wesens. Dagegen spricht die innere Bedrängnis, in die sein Herz versetzt wurde, aus zwei tief leidenschaftlichen Ergüssen: „Kampf“ und „Resignation“. Dann aber tritt in unmittelbaren Gegensatz zu diesen düster gefärbten, jede Lebenshoffnung abweisenden Klagen der helle Jubelton des „Liebes an die Freude“: Körner und die Seinen hatten den Verzweifelden aufgenommen. Nun mäßigt sich der ungestüme dichterische Schritt, Gedankenfülle regt sich, ernste Betrachtung in den „Göttern Griechenlands“, den „Künstlern“. Nicht mehr himmelftürmend, in reinerer Schönheit, aber „mit gesenktem Fluge“ schwebt jetzt seine Dichtung dahin. Dazwischen erinnert uns das Stammbuchblatt an Lotte freundlich daran, daß auch sein Leben sich sanfter gestaltet, daß edle Weiblichkeit auf ihn wirkt und in ihm die Sehnsucht nach häuslichem Glück erweckt. Es ist eine Übergangszeit, die Zeit der Entwicklung zur männlichen Reife. Dies sind die wenigen Gedichte, die Körner der „zweiten Periode“ zuwies.

Nun folgt eine lange Pause. Während voller sechs Jahre finden wir (außer einem unbedeutenden und noch dazu in der Datierung

unsicheren Stammbuchblatt) nicht eine einzige poetische Zeile von Schiller, gewiß ein beispielloser Fall in dem Leben eines sonst so fruchtbaren Dichters. Zweierlei wird uns durch diese Stille vergegenwärtigt: erstens die ernste Versenkung in die Wissenschaft; der neue Geschichtsprofessor und der eifrige Schüler Kants hat keine Zeit und auch augenblicklich nicht Sinn noch Trieb zur Dichtung, wenn ihn auch das Bewußtsein nicht verläßt, daß doch eigentlich „der Dichter der einzige wahre Mensch und selbst der beste Philosoph gegen ihn nur eine Art von Karikatur“ sei. Zweitens aber gemahnt uns sein Schweigen an die schwere Krankheit, die von nun an sein steter Begleiter im Leben sein sollte.

Dann beginnt, unmittelbar nach dem Bunde mit Goethe, ein neuer Lebensabschnitt; mit Recht rechnet Körner von hier ab die dritte Periode, die eigentlich klassische. Hier gehören die beiden ersten Jahre, 1795 und 1796, fast ausschließlich der Gedankendichtung an, zum Zeichen, daß Schiller eben erst aus dem Gebiete der Philosophie wieder in das der Poesie übergesiedelt und noch voll von den Ideen war, die er in seinen Abhandlungen entwickelt hatte. Von den Hauptgedichten dieser Richtung fallen ins Jahr 1795: „Das Ideal und das Leben“, „Der Spaziergang“, „Der Genius“, ferner „Die Ideale“, „Die Macht des Gesanges“, „Die Würde der Frauen“, „Das verschleierte Bild zu Saïs“, auch „Pegasus“ und „Die Teilung der Erde“. Das Jahr 1796 ist das Epigrammenjahr. Schon im vorausgehenden war die Distichenform in kleineren und größeren Gedichten überwiegend zur Anwendung gekommen. Ja zuweilen mußte sich selbst ein erzählender Stoff (wie in „Deutsche Treue“) diesem Maße anbequemen, während wir aus der ganzen früheren Zeit nicht einen einzigen Hexameter von Schiller besitzen. Doch war immerhin 1795 noch eine größere Zahl von Gedichten in modernen Formen. Dagegen sind 1796 unter den so zahlreichen Erzeugnissen nur zwei Gedichte in gereimten Strophen: „Das Mädchen aus der Fremde“ und „Die Klage der Ceres“. Der Anfang des Jahres hatte in den beiden verbündeten Dichtern den Gedanken der „Xenien“ gezeitigt, und diesem kühnen litterarischen Feldzuge diente so ziemlich alles, was Schiller (außer seinen Arbeiten zum „Wallenstein“) jetzt dichterisch hervorbrachte.

Das folgende Jahr, 1797, ist das Balladenjahr, so von Schiller selbst genannt. Es zeigt sich jetzt der volle Einfluß Goethes, indem Schiller nun erst den Weg zu einer objektiven Darstellung gewinnt. Den Übergang bildet eine kleine Gruppe von Gedichten (1796), die zur sogenannten Situationslyrik gehören: „Die Begegnung“, „Das Ge-

heimnis“, „Die Erwartung“, „An Emma“. Dann folgt die Mehrzahl der Balladen und daneben noch einige Nachläufer der Gedankendichtung: „Die Worte des Glaubens“, „Licht und Wärme“, „Breite und Tiefe“, „Hoffnung“.

Die Balladendichtung reicht mit zwei Gedichten ins folgende Jahr (1798) hinüber, mit dem „Kampf mit dem Drachen“ und der „Bürgerschaft“, während sie später nur noch ganz vereinzelt auftritt; und dieselbe Jahr bringt außerdem „Das Eleusische Fest“ und „Das Glück“, welches nebst der 1799 entstandenen „Märie“ das letzte betrachtende Gedicht in Distichenform ist. Seitdem hat Schiller dieses Maß außer in einigen Stammbuchblättern (Gedicht 187 und 209) niemals wieder gebraucht. Die zuletzt besprochenen vier Jahre sind weitaus die fruchtbarste Zeit Schillers auf dem Gebiete der Lyrik und Balladendichtung. Sie umfassen fast die volle Hälfte von dem Inhalt des vorliegenden Bandes seiner Gedichte.

Vom Jahre 1799 an tritt die lyrische Produktion Schillers bedeutend zurück, da der Dichter in rascher Folge seine dramatischen Hauptwerke schuf. Das „Lied von der Glode“, das seit mehreren Jahren geplant war, wurde vollendet und zwei kleine Gedichte verfaßt: „Die Worte des Wahns“ und der zweite „Spruch des Konfucius“, beide in Anknüpfung und gleichsam zur Vervollständigung früherer Dichtungen; Schiller räumt also in diesem Jahre sozusagen nur mit alten Restbeständen auf. Im Jahre 1800 finden wir von bedeutenderen Gedichten nur die Strophen „An Goethe“ bei Gelegenheit des „Mahomet“, also auf eine äußere Veranlassung, und außerdem die drei Gedichte, die mit dem Wechsel des Jahrhunderts und der beabsichtigten Feier desselben zusammenhängen. Ins Jahr 1801 fällt noch ein Nachklang der Ideendichtung, „Sehnsucht“, und eine Ballade, „Hero und Leander“. Außerdem gab ihm seine „Jungfrau“ zu den Stanzzen „Das Mädchen von Orleans“ und Gozzis „Turandot“ zu den „Parabeln und Rätseln“ Anlaß. Das Jahr 1802 wurde durch Goethes Mittwochskränzchen die Ursache zu etwas regerem lyrischen Schaffen: Schiller dichtete in diesem und den folgenden Jahren dazu im ganzen sieben Lieder; außerdem entstand 1802 „Kassandra“, der Balladendichtung verwandt, und „Thekla, eine Geisterstimme“, 1803 „Der Pilgrim“, der letzte Nachklang der Ideendichtung, endlich im Anschluß an den „Tell“ die Ballade „Der Graf von Habsburg“, 1804 das „Berglied“, die Widmung „Wilhelm Tell“ und der „Alpenjäger“.

Schiller hat viele seiner Gedichte nach dem ersten Abdruck noch einmal bearbeitet und ihnen zum Teil eine wesentlich andere Ge-

stalt gegeben, besonders naturgemäß denen der früheren Perioden. Als er 1793 eine Ausgabe seiner Gedichte beabsichtigte, nahm er diejenigen seiner Jugendsichtungen, die er der Erhaltung für wert hielt, vor und gestaltete sie seinem gereifteren Geschmack entsprechend um, vor allem kürzend. Dies sind vornehmlich: „Sektors Abschied“, „Phantasie an Laura“, „Rousseau“, „Die Blumen“, „Die Entzückung“, „Das Geheimnis der Reminiscenz“. Aus der zweiten Periode wurde namentlich die „Freigeisterei der Leidenschaft“, jetzt „Der Kampf“ genannt, überaus stark gekürzt, und die „Götter Griechenlands“ erfuhren eine sehr tiefgreifende Umarbeitung. Von den Gedichten der dritten Periode sind es fast nur einige des ersten Jahres 1795, die beim zweiten Abdruck mehr oder minder erheblich geändert oder gekürzt wurden, so „Der Tanz“, „Die Ideale“, „Die Würde der Frauen“, „Das Ideal und das Leben“, „Der Genius“, „Die Antike an den nordischen Wanderer“, „Der Spaziergang“, „Die Teilung der Erde“. Dagegen schwindet mit 1796 diese Erscheinung so gut wie völlig; der Dichter ist nunmehr so gereift, daß seine Werke fast oder ganz so bleiben, wie sie zuerst zur Veröffentlichung kamen. Größere nachträgliche Streichungen oder Änderungen finden sich nur noch in einem einzigen Falle, in dem Gedichte „Das Glück“ (1798), vielleicht ein Zeichen, daß dies Erzeugnis, welches seinem Inhalt nach so eng mit dem 1795 entstandenen „Genius“ zusammengehört und seinem Versmaß nach (wie oben berührt) ebenfalls auf eine frühere Zeit zurückweist, auch wirklich jener älteren Zeit seinen Ursprung verdankt und etwa aus äußeren Gründen vor völligem Abschluß liegen blieb.

In der vorliegenden Ausgabe sind alle diese Gedichte nur in der Form abgedruckt, die Schiller ihnen zuletzt gegeben hat, d. h. so, wie er sie auf die Nachwelt bringen wollte. Freilich entsteht eine kleine Unzuträglichkeit dadurch, daß sie trotzdem unter dem Jahre ihrer Entstehung, nicht ihrer Umarbeitung eingereiht werden mußten, so daß z. B. „Sektors Abschied“ oder „Die Blumen“ einen erheblich reiferen und glatteren Eindruck machen als die umgebenden unbearbeiteten Gedichte der ersten Periode. Indes betrifft dies nur wenige Stücke, und wenn sie nicht doppelt abgedruckt werden sollten, was der Einrichtung der Sammlung widersprach, so war ein anderes Verfahren nicht möglich.



1. Hektors Abschied.

1780.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklos schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
5 Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
10 Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,¹
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
15 Priamis großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheint,
Der Coctus² durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe² stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
20 In des Lethe stillen Strom versenken,

¹ D. h. dann, wenn du hinabgestiegen bist.

² Coctus bedeutet „Wehklagen“, Lethe „Vergessenheit“; beides Flüsse der Unterwelt.

Über meine Liebe nicht.
 Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
 Gürtle mir das Schwert um, laß das Trauern!
 Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.



2. Amalia.

1780.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
 Schön vor allen Jünglingen war er,
 Himmlisch mild sein Blick, wie Maiensonne,
 Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
 Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
 Harfentöne ineinander spielen
 Zu der himmelvollen Harmonie —

5

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
 Lippen, Wangen brannten, zitterten,
 Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
 Wie zerronnen um die Liebenden!

10

Er ist hin — vergebens, ach! vergebens
 Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
 Er ist hin, und alle Lust des Lebens
 Wimmert hin in ein verlornes Ach!

15



3. Brutus und Cäsar.

1780.

Brutus.

Sei willkommen, friedliches Gefilde,
 Nimm den letzten aller Römer auf!
 Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,¹
 Schleicht mein gramgebeugter Lauf.

¹ Philippi in Macebonien, wo Brutus und Cassius 42 v. Chr. von Antonius und Octavian besiegt wurden.

5 Cassius, wo bist du? — Rom verloren!
 Hingewürgt mein brüderliches Heer!
 Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
 Keine Welt für Brutus mehr!

Cäsar.

10 Wer, mit Schritten eines Niebesiegten,
 Wandert dort vom Felsenhang?
 Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,
 Das ist eines Römers Gang. —
 Liberjohn, von wannen deine Reise?
 Dauert noch die Siebenhügelstadt?
 15 Oft geweinet hab ich um die Waise,
 Daß sie nimmer einen Cäsar hat.

Brutus.

Ha! du mit der dreiundzwanzigfachen Wunde!
 Wer rief, Toter, dich ans Licht?
 Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
 20 Stolzter Weiner!¹ — Triumphiere nicht!
 Auf Philipphis eisernem Altare
 Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
 Rom verröthelt über Brutus' Bahre,
 Brutus geht zu Minoz.² — Kreuch in deine Flut!

Cäsar.

25 O, ein Todesstoß von Brutus' Schwerte!
 Auch du, Brutus, du?
 Sohn, es war dein Vater! Sohn, die Erde
 Wär' gefallen dir als Erbe zu!
 Geh, du bist der größte Römer worden,
 30 Da in Vaters Brust dein Eisen drang;
 Geh und heul' es bis zu jenen Pforten:
 „Brutus ist der größte Römer worden,
 Da in Vaters Brust sein Eisen drang.“
 Geh, du weißt's nun, was an Lethes Strande
 35 Mich noch bannte.³ —
 Schwarzer Schiffer, stoß' vom Lande!

¹ Weil sein Weinen ein Zeichen seines stolzen Selbstgefühls war.

² Einer der Totenrichter in der Unterwelt.

³ Ihm dieß zu sagen, hat er hier so lange verweilt.

Brutus.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
 Hab' ich einen nur gekannt,
 Der dem großen Cäsar gleiche:
 Diesen einen hast du Sohn genannt. 40
 Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
 Nur nicht Brutus¹ mochte Cäsar stehn.
 Brutus will Tyrannengut nicht erben;²
 Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;
 Geh' du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn. 45

4. Eine Leichenphantasie.³

1780.

Mit erstorb'nem Scheinen
 Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
 Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft. —
 Nebelwolken schauern,
 Sterne trauern 5
 Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
 Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
 Zieht in schwarzem Totenpompe dort
 Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
 Unterm Schauerflor der Grabnacht fort. 10

Zitternd an der Krücke,
 Wer mit düstern, rückgesunk'nem Blicke,
 Ausgegossen in ein heulend Ach,
 Schwer geneckt vom eisernen Gescheide,
 Schwankt dem stummgetrag'nen Sarge nach? 15
 Floß es „Vater“ von des Jünglings Lippe?
 Rasse Schauer schauern fürchterlich
 Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
 Seine Silberhaare bäumen sich. —

¹ Dativ.² Zurückweisung von Cäsars Wort (B. 27): „Die Erde etc.“³ Auf den Tod des Högling's der Militärakademie Christoph August von Hoven (geb. 1761, gest. am 13. Juni 1780), des Bruders von Schillers Freund Friedrich von Hoven.

- 20 Aufgerissen seine Feuerwunde!
 Durch die Seele Höllenschmerz!
 „Vater“ floß es von des Jünglings Munde,
 „Sohn“ gelispelt hat das Vaterherz.
 Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche!
 25 Und dein Traum, so golden einst, so süß!¹
 Süß und golden, Vater, dir zum Fluche!
 Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
 Deine Wonne und dein Paradies!

- Mild, wie umweht von Elysiumslüften,
 30 Wie, aus Auroras Umarmung geschlüpft,
 Himmlisch umgürtet mit rosigten Düften,
 Florens Sohn über das Blumenfeld hüpfst,
 Flog er einher auf den lachenden Wiesen,
 Nachgespiegelt von silberner Flut,
 35 Wollustflammen entsprühnten den Küssen,
 Sagten die Mädchen in liebende Glut.

- Mutig sprang er im Gewühle der Menschen,
 Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
 Himmelum flog er in schweifenden Wünschen,
 40 Hoch wie der Adler in wolkgiger Höh';
 Stolz wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
 Werfen im Sturme die Mähne umher,
 Königlich wider den Zügel sich bäumen,
 Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

- 45 Heiter wie Frühlingstag schwand ihm das Leben,
 Floh ihm vorüber in Hesperus' Glanz,
 Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
 Schmerzen verhüpfst' er im wirbelnden Tanz.
 Welten schließen im herrlichen Jungen!
 50 Ha, wenn er einst zum Manne gereift!
 Treue dich, Vater, im herrlichen Jungen
 Wenn einst die schlafenden Reime gereift!²

- Nein doch, Vater! — Horch! die Kirchhofsthüre brauset,
 Und die eh'nen Angel klirren auf —
 55 Wie's hinein ins Grabgewölbe grauset! —
 Nein doch, laß den Thränen ihren Lauf!

¹ Und dein Traum war doch einst so golden und süß!

² Bühne Umstellung für: wenn einst im herrlichen Jungen die Reime gereift.

Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
 Freudig weiter der Vollendung zu,
 Löse nun den edeln Durst nach Wonne,
 Gramentbund'ner, in Walhallas Ruh'!

60

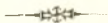
Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
 Wiedersehen dort an Edens Thor!
 Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
 Wimmernd schnurrt das Totenseil empor!
 Da wir trunken umeinander rollten,
 Lippen schwiegen und das Auge sprach —
 Haltet! haltet! — da wir böshaft großten¹ —
 Aber Thränen stürzten wärmer nach. — —

65

Mit erstorb'nem Scheinen
 Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
 Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft.
 Nebelwolken schauern,
 Sterne trauern
 Bleich herab wie Lampen in der Gruft.
 Dumpfig schollert's überm Sarg zum Hügel² —
 O, um Erdballs Schätze, nur noch einen Blick!
 Starr und ewig schließt des Grabes Riegel,
 Dumpfer — dumpfer schollert's überm Sarg zum Hügel,
 Nimmer gibt das Grab zurück.

70

75



5. Elegie auf den Tod eines Jünglings.³

1781.

Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
 Hallet her vom öden Trauerhaus,
 Totentöne fallen von des Münsters Turme!
 Einen Jüngling trägt man hier heraus,

¹ Der vergebliche Wunsch, den Toten zurückhalten zu können, ist am lebhaftesten bei der Erinnerung an vorübergehende Zwißigkeiten mit ihm. — „Böshast“ in abgeschwächtem Sinne, etwa: wir waren böse aufeinander.

² Mit dumpfem Klange häufen sich die Schollen über dem Sarge zu einem Grabhügel an.

³ Des Jünglings der Militärakademie Johann Christian Wederlin (geb. 1759), der 1775—78 Schillers meibitznischer Genosse auf der Akademie

- 5 Einen Jüngling, noch nicht reif zum Sarge,
 In des Lebens Mai gepflückt,
 Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
 Mit der Flamme, die im Auge zücht,
 Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter
 10 (O das lehrt ihr jammernd Ach),
 Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
 Auf, was Mensch heißt, folge nach!

- Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch veraltet,
 Stürmen stehet und den Donner neckt?
 15 Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
 Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
 Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
 Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
 Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
 20 In des Nachruhms Sonnentempel fliegt?
 Wenn der Wurm schon naget in den Blüten,
 Wer ist Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
 Wer dort oben hofft noch und hienieden
 Auszubauern — wenn der Jüngling stirbt?
 25 Lieblich hüpfen, voll der Jugendfreude,
 Seine Tage hin im Rosenkleide,
 Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
 Und so freundlich, so bezaubernd winkte
 Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
 30 Ihm des Lebens Paradies;
 Noch, als schon das Mutterauge thränte,
 Unter ihm das Totenreich schon gähnte,
 Über ihm der Parzen Faden riß,
 Erd' und Himmel seinem Blick entanken,
 35 Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
 Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

- Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
 Tief der Schlummer der Begrabenen;
 Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
 40 Feiern alle deine Hoffnungen;

war und dann in das Apothekergeschäft seines Vaters eintrat. Er starb am
 16. Januar 1781.

Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
 Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
 Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
 Sein Gelispel hörst du nicht mehr;
 Liebe wird dein Auge nie vergolden,
 Nie umhalsen deine Braut wirst du,
 Nie, wenn unsre Thränen stromweis' rollten —
 Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

45

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
 Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
 Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
 Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
 Über dir mag die Verleumdung geisern,
 Die Verführung ihre Gifte spei'n,
 Über dich der Pharisäer eisern,
 Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn,
 Gauner durch Apostelmasken schielen
 Und die Bastardtochter der Gerechtigkeit,
 Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
 Und so fort, bis hin zur Ewigkeit.

50

55

60

Über dir mag auch Fortuna gaukeln,
 Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
 Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
 Bald herum in wüsten Pfügen drehn;
 Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
 Diesem komischtragischen Gewühl,
 Dieser ungestümen Glückeswelle,
 Diesem possenhaften Lottospiel,
 Diesem faulen fleißigen Gewimmel,
 Dieser arbeitsvollen Ruh',
 Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
 Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

65

70

Fahr' dann wohl, du Trauter unsrer Seele,
 Eingewiegt von unsern Segnungen!
 Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
 Schlumm're ruhig bis auf Wiedersehn!
 Bis auf diesen Leichenvollen Hügeln
 Die allmächtige Posaune klingt,

75

Und nach aufgeriſſ'nen Todesriegeln
 80 Gottes Sturmwind dieſe Leichen in Bewegung ſchwingt --
 Biß, befruchtet von Jehovahs Hauche,
 Gräber reißen — auf ſein mächtig Dräun
 In zerſchmelzender Planeten Rauche
 Ihren Raub die Gräfte wiederkäu. —

85 Nicht in Welten, wie die Weißen träumen,
 Auch nicht in des Pöbels Paradies,
 Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
 Aber wir ereilen dich gewiß.
 Daß es wahr ſei, was den Pilger freute?
 90 Daß noch jenseits ein Gedanke ſei?
 Daß die Tugend übers Grab geleite?
 Daß es mehr denn eitle Phantasei?
 Schon enthüllt ſind dir die Räſſel alle!
 Wahrheit ſchlürft dein hochentzündeter Geiſt,
 95 Wahrheit, die in tauſendſachem Strahle
 Von des großen Vaters Kelche fließt.¹

Zieht dann hin, ihr ſchwarzen, ſtummen Träger!
 Liſcht auch den dem großen Würger² auf!
 Höret auf, geheulergoſſ'ne Kläger!
 100 Türmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauſ!
 Wo der Menſch, der Gottes Ratschluß prüfte?
 Wo das Aug', den Abgrund durchzuſchaun?
 Heilig, heilig, heilig biſt du, Gott der Gräfte!
 Wir verehren dich mit Grau'n!
 105 Erde mag zurück in Erde ſtäuben,
 Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Hauſ!
 Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
 Seine Liebe dauert ewig aus.



¹ Wie aus einem Kelche, der uns mit Erquickung trinkt, fließt die Wahrheit in tauſendſachem Strahle, d. h. für alle, von Gott aus.

² Dem Tod.

Schiller. I.

6. Phantasie an Laura.¹

1781.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel²,
 Der an Körper Körper mächtig reißt,
 Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
 Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten,
 Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn
 Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
 Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn. 5

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
 Jedes rollende Gestirn, 10
 Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
 Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
 Sich in trauter Harmonie,
 Sphären ineinander lenkt die Liebe, 15
 Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
 Trümmernd auseinander springt das All,
 In das Chaos donnern eure Welten,
 Weint, Newton³, ihren Riesenfall! 20

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
 Sie erstarren in der Körper Tod;
 Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
 Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küßet, 25
 Purpurflammen auf die Wangen geußt?
 Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
 Lieb'risch wild mein Blut von hinnen reißt?

¹ über Lauras Persönlichkeit vgl. die allgemeine Einleitung. Der Gedanke des Gebichts ist, daß, wie die Körperwelt durch die Anziehungskraft, so die Geisterwelt durch die Liebe zusammengehalten und beherrscht werde; ja, in kühner Zusammenfassung wird für beide Kräfte der eine Name „Liebe“ gebraucht (B. 15). Vgl. Gebicht 21, 4 f.

² Die Kreise („wirbeln“) machende Kraft, Triebkraft.

³ Isaac Newton (1643—1727), der Begründer der neuen mathematischen Physik und der physischen Astronomie, als Vertreter der Naturwissenschaft.

30 Aus den Schranken schwellen alle Sinnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut.

35 Gleich allmächtig, wie dort in der toten
Schöpfung ew'gem Federtrieb¹,
Herrscht im arachneischen Gewebe²
Der empfindenden Natur die Lieb'.

40 ³Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Überschwung,
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweiflung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermut Schauernacht,
Und, entbunden von den goldnen Kindern,
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

45 ⁴Waltet nicht auch durch des Übels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

50 Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verrät'risch die Gefahr.

55 Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Reib,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen
Offnen Armes Schwester Lüsternheit.

¹ Bild vom Uhrwerk.

² Eigentlich: Spinnweb; hier f. v. w. künstliches, schwer zu entwirrendes.

³ In den beiden folgenden Strophen wird den verschiedenen Kräften der „empfindenden Natur“ gleichsam ein persönliches Leben, eine Liebe zugesprochen: die Fröhlichkeit fühlt sich zum Schmerz, die Hoffnung zur Verzweiflung hingezogen; der Schwermut nähert sich „schwesterlich“ die Wonne und entlockt ihr tröstende Thränen (die „goldnen Kinder“).

⁴ Der ursächliche Zusammenhang, daß in „des Übels Reiche“ der Sünde die Reue, der Größe (Rühnheit) die Gefahr, dem Stolze der Sturz, dem Glücke der Reib, der Lüsternheit (Wollust) der Tod zu folgen pflegt, wird als eine „fürchterliche Sympathie“ dieser Paare gefaßt.

¹Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

60

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen —
Einsten haßt Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang' als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

65



7. Laura am Klavier.

1781.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, ißt zur Statue entgeistert,
Ist entkörper't steh' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia².

5

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,

10

¹ Der Schluß des Gebichtes malt in seltsam phantastischer Weise die Erfüllung der Sehnsucht: das unablässige Hineilen der Zukunft zur Vergangenheit ist dem Dichter die Sehnsucht der Zeit, durch Vereinigung der beiden getrennten Hälften die Ewigkeit herzustellen, die Braut, welche der Gott der Zeit (Saturnus) sucht. Erhascht er sie, so gibt es kein zeitliches Nacheinander mehr, also keine Erscheinungswelt; darum ist der Untergang der Welt („Weltenbrand“) die Fackel dieser Hochzeit. Dann wird alles jetzt Getrennte auf ewig Eins sein, also auch der Dichter mit seiner Geliebten.

² Jakob Philadelphia, der berühmte Zauberkünstler (geb. im Anfang des 18. Jahrhunderts, verspottet von Lichtenberg), welcher häufig die Seelen Abwesender herbeibeschwor, ihren Nervengewebe also die Seelen gleichsam abforderte.

Einzuziehn die Wonnesülle,
 Lauschende Naturen¹ stille.
 Zauberin! mit Tönen, wie
 Mich mit Blicken, zwingst du sie.

15 Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
 Ein wollüstig Ungeßüm,
 Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
 Neugebor'ne Seraphim.
 20 Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
 Aufgejagt vom Schöpfungsturm, die Sonnen
 Funkelnd fuhren aus der Nacht,
 Strömt der Töne Zaubermacht.

 Lieblich igt, wie über glatten Rieseln
 Silberhelle Fluten rieseln,
 25 Majestätisch prächtig nun,
 Wie des Donners Orgelton,
 Stürmend von hinnen igt, wie sich von Felsen
 Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
 Holdes Gefäusel bald,
 30 Schmeichlerisch linde,
 Wie durch den Espenwald
 Buhlende Winde;

 Schwerer nun und melancholisch düster,
 Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
 35 Wo verlor'nes Heulen schweift,
 Thränenwellen der Cocytus² schleift.

 Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
 Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
 40 Ist's die Sprache, lüg' mir nicht,
 Die man in Elysen spricht?



¹ Kühner Gebrauch des Plurals statt des Singulars: die ganze Natur steht in ihrem ewigen Kreislauf stille, um dir zu lauschen.

² Vgl. S. 9, Anm. 2.

8. Rousseau.¹

1781.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
 Wo'ge Schmachtschrift deiner Mutterlande,
 Rousseaus Grab, begrüßet seist du mir!
 Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
 Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
 Fried' und Ruhe fandst du hier.

5

Wann wird doch die alte Wunde narben?
 Einst war's finster, und die Weisen starben,
 Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
 Sokrates ging unter durch Sophisten,
 Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
 Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

10



9. Die Entzückung an Laura.

1781.

Laura, über diese Welt zu flüchten
 Wahn' ich — mich in Himmelmajenglanz zu lichten,
 Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
 Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
 Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
 Himmelblauem Spiegel schwimmt.

5

Leierklang aus Paradieses Fernen,
 Harfenschwung aus angenehmen Sternen
 Ras' ich, in mein trunk'nes Ohr zu ziehn:
 Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
 Wenn von deinem wollustheißen Munde
 Silbertöne ungern² fliehn.

10

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
 Hinter dir die trunk'nen Fichten springen,

¹ Jean Jacques Rousseau (1712—78), geboren zu Genf, beerbt auf der sogenannten Pappelinsel zu Ermenonville unsern Paris, wo ihm der Marquis Girardin eine sorgenlose Stätte für seine letzten Lebenstage geboten hatte. Schiller redet das dort errichtete Grabmal an.

² Weil sie am liebsten in ihrem schönen Munde verweilen.

15

Wie von Orpheus' Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

20

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Abnuten Leben durch den Marmor lächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!



10. Die Kindesmörderin.¹

1781.

5

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse,
Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o, sie schmecken süße!
Wir sind quitt, du Herzvergisterin.

10

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasien!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühen.

15

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,

¹ Der Anfang des Gedichtes spricht vom Ausbruch zum Richtplatz, der Schluß zeigt, daß die Hölbin daselbst angekommen ist; das Gedicht ist also ein Selbstgespräch auf dem Wege dahin. Das Verbrennen der Liebesbriefe (S. 108 f.) ist auf dem Richtplatz unmöglich: das Mädchen vergegenwärtigt sich in seiner aufgeregten Phantasie das früher geschehene Ereigniß und durchlebt es gleichsam noch einmal.

In der blonden Locken loses Schweifen
 Waren junge Rosen eingestreut.
 Wehe! — die Geopferte der Hölle
 Schmückt noch igt das weißliche Gewand;
 Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
 Nahm ein schwarzes Totenband.

20

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
 Denen noch der Unschuld Lilien blühen,
 Denen zu dem weichen Busenwallen
 Heldenstärke die Natur verliehn!
 Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
 Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!¹
 Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden,
 Schließ Luifens Tugend ein.

25

30

Ach, vielleicht umflattert eine andre,
 Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
 Übersießt, wenn ich zum Grabe wandre,
 An dem Puktsich in verliebten Scherz!
 Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
 Schlingt den Fuß, den sie entgegenbringt,
 Wenn, verspricht auf diesem Todesblocke²,
 Hoch mein Blut vom Kumpfe springt.

35

40

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
 Folge dir Luifens Totenchor,
 Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
 Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr!
 Wenn von eines Mädchens weichem Munde
 Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
 Bohr' es plötzlich eine Höllentwunde
 In der Wollust Rosenbild!

45

Ha, Verräter! nicht Luifens Schmerzen?
 Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
 Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
 Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann?

50

¹ Und diese menschliche Empfindung ist die Ursache, daß ich nun gerichtet werden soll.

² Sie glaubt in ihrer Erregung den Todesblock schon zu schauen.

Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
 Meine Augen zittern dunkel nach;
 Um die Mädchen an der Seine Strande
 Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
 Lag es da in süßer, goldner Ruh',
 In dem Reiz der jungen Morgenrose
 Lachte mir der holde Kleine zu;
 Tödlieblieh sprach aus allen Zügen
 Sein geliebtes, teures Bild mich an,
 Den beklomm'nen Mutterbusen wiegen¹
 Liebe und — Verzweiflungswahn.

„Weib, wo ist mein Vater?“ lachte
 Seiner Unschuld stumme Donner sprach';
 „Weib, wo ist dein Gatte?“ hallte
 Jeder Winkel meines Herzens nach.
 Weh! umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
 Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
 Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
 Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o, im Busen Hölle! —
 Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
 Durstet ewig an der Freudenquelle,
 Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
 Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
 Schmerzgefühle des vergang'nen Glück's,
 Und des Todes bitt're Pfeile dringen
 Aus dem Lächeln deines Kinderblick's.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisste,
 Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
 Gumenidenruten deine Küsse,
 Die von seinen Lippen mich entzückt!
 Seine Gide donnern aus dem Grabe wieder,
 Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
 Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
 Und vollendet war der Mord.

¹ Von einer Seite zur andern, so daß er zwischen ihnen schwankt. Bgl. Geb. 39, 19.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
 Jage dir der grimme Schatten nach,
 Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
 Donnre dich aus Wonneträumen wach!
 Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
 Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
 Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
 Geißle dich vom Paradies zurück!

90

95

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen, —
 Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn,
 Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
 Und mein Leben floß mit ihm dahin! —
 Schrecklich pocht schon des Gerichtes Vote,
 Schrecklicher mein Herz!
 Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
 Auszulöschen meinen Flammen Schmerz.

100

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
 Dir verzeiht die Sünderin.
 Meinen Groll will ich der Erde weihen,
 Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
 Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
 Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
 Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
 Was auf Erden war mir einst so teu'r?

105

110

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
 Trauet, Schwestern, Männerchwüren nie!
 Schönheit war die Falle meiner Jugend,
 Auf der Richtstatt hier verflucht' ich sie! —
 Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
 Schnell die Binde um mein Angesicht!
 Fenster, kannst du keine Lilie knicken?
 Bleicher Fenster, zittre nicht!

115

120



11. Die Schlacht.

1781.

Schwer und dumpfig,
 Eine Wetterwolke,
 Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
 Zum wilden, eisernen Würfelspiel
 5 Streckt sich unabsehblich das Gefilde.
 Blicke kriechen niederwärts,
 An die Rippen pocht das Männerherz,
 Vorüber an hohlen Totengesichtern
 Niederjagt die Front der Major:
 10 „Halt!“
 Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot,
 Was blickt dort her vom Gebirge?
 15 „Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?“ —
 „Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
 Gott mit euch, Weib und Kinder!“ —
 „Lustig! hört ihr den Gesang?“
 Trommelwirbel, Pfeifenklang
 20 Schmettert durch die Glieder;
 Wie braust es fort im schönen, wilden Takt
 Und braust durch Mark und Bein!

Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

25 Schon fliegt es fort wie Wetterleucht,
 Dumpf brüllt der Donner schon dort.
 Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
 Die Losung braust von Heer zu Heer —
 Laß brausen in Gottes Namen fort,
 30 Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf;
 Eisen im wolfigten Pulverdampf,
 Eisen fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich.
 „Fertig!“ heult's von Ploton zu Ploton; 35
 Auf die Kniee geworfen
 Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
 Rücken reißt die streifende Kartätsche,
 Auf Vormanns Kumpfe¹ springt der Hintermann,
 Verwüstung rechts und links und um und um, 40
 Bataillone nieder wälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
 Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder! 45

Hoch spricht an den Nacken das Blut,
 Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
 Strauchelt über den Leichnamen —
 „Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein Vottchen, Freund!“ 50
 Wilder immer wütet der Streit;
 „Grüßen will ich — Gott! Kameraden, seht!
 Hinter uns wie die Kartätsche² springt! —
 Grüßen will ich dein Vottchen, Freund!
 Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
 Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein.“ 55

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
 Finst'rer brütet auf dem Heer die Nacht —
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei? 60
 Die Adjutanten fliegen,
 Dragoner rasseln in den Feind,
 Und seine Donner ruhen.
 Viktoria, Brüder!
 Schrecken reißt die feigen Glieder, 65
 Und seine Fahne sinkt.

¹ Pluralis für das gewöhnlichere „Kumpfe“. Der Dativ Singularis ist grammatisch unmöglich.

² Wohl ein bloßes Versehen, denn eine Kartätsche „springt“ nicht; es sollte etwa „Granate“ heißen.

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
 Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
 Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
 Stimmen schon Triumphgesang!
 Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
 In einer andern Welt wieder!



12. Der Triumph der Liebe.¹

Eine Hymne.

1781.

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken²,
 Stimmen Dichter ein,
 Sprang die Welt aus Felsenstücken,
 Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
 Ihre Seelen Nacht,
 Von des Himmels Flammenkerzen
 Nie in Glut gesacht.

¹ Vers 1—6 Thema des Gedichtes. Vers 7—54 erster (einleitender) Teil: Schilderung der Welt ohne Liebe (7—34) und die Geburt der Liebe (35—54). — Vers 61—121 erster Teil des Themas: „Selig durch die Liebe Götter“, und zwar 61—95 die Götter des Olymps, 102—121 die Unterwelt. — Vers 128—165 zweiter Teil des Themas: „Durch die Liebe Menschen Göttern gleich.“ Durch die Liebe gelangt der Mensch zur wahren Empfindung der Natur (128—146), zur wahren Weisheit, Tugend und Gottähnlichkeit (147—165). — Vers 55—60 und 122—127 wiederholen an den beiden Hauptabschnitten, 96—101 an einem wichtigen Nebenabschnitt, 166—171 zum Schluß das Thema.

² Deukalion und Pyrrha wurden nach der großen Flut die Stammeltern des neuen Menschengeschlechts, indem sie Steine hinter sich warfen, die sich in Menschen verwandelten.

Noch mit sanften Rosenketten 15
 Banden junge Amoretten
 Ihre Seelen nie;
 Noch mit Liedern ihren Busen
 Huben nicht die weichen Mäusen,
 Nie mit Saitenharmonie. 20

Ach! noch wanden keine Kränze
 Liebende sich um!
 Traurig flüchteten die Lenze
 Nach Elysium.

Ungegrüßet stieg Aurora 25
 Aus dem Schoß des Meers,
 Ungegrüßet sank die Sonne
 In den Schoß des Meers.

Wild umirrten sie die Paine 30
 Unter Lunas Nebelscheine,
 Trugen eisern Joch.
 Sehrend an der Sternenbühne
 Suchte die geheime Thräne
 Keine Götter noch.

*

Und sieh! der blauen Flut entquillt 35
 Die Himmelstochter sanft und mild¹,
 Getragen von Najaden
 Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung 40
 Durchweht wie Morgendämmerung
 Auf das allmächt'ge „Werde“
 Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht 45
 In düstrer Wälder Mitternacht;
 Balsamische Narzissen
 Blühn unter ihren Füßen.

¹ Venus, die aus dem Wellenschaum aufstieg.

Schon flötete die Nachtigall
 Den ersten Sang der Liebe,
 Schon murmelte der Quellen Fall
 In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!¹
 Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
 Gott Amor, Überwinder,
 Umarme deine Kinder!

*

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

*

Unter goldnem Nektarschaum,
 Ein wollüst'ger Morgentraum,
 Ewig Lustgelage,
 Fliehn der Götter Tage.
 Thronend auf erhab'nem Sitz,
 Schwingt Kronion seinen Blick:
 Der Olympus schwankt erschrocken,
 Wallen zürnend seine Locken.

Göttern läßt er seine Throne,
 Niedert² sich zum Erdensohne,
 Seufzt arkadisch durch den Hain;
 Zahme Donner untern Füßen,
 Schläft, gewiegt von Leda's Küssen,
 Schläft der Riesentöter ein.

Majestät'sche Sonnenrosse
 Durch des Lichtes weiten Raum
 Leitet Phöbus' goldner Zaum;
 Völker stürzt sein raffelndes Geschosse.

¹ Dessen schöne Bildsäule auf sein inniges Flehen zum lebendigen Weibe wurde.
 Vgl. Geb. 53, 18.

² Erniedrigt.

Seine weißen Sonnenrosse,
Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie —
Ha! wie gern vergaß er sie!

80

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüstet sich das Pfauenpaar;
Mit der goldnen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

85

Schöne Fürstin! Ach, die Liebe
Zittert, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu nahn;
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenseßlerin.¹

90

95

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

100

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht!
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus unterthänig;
Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres' Tochter lacht.
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

105

Himmlich in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thracier² —

110

¹ Anspielung auf „Ilias“ 14, 198, wo Hera, die Götterkönigin, den Gürtel des Liebreizes von Aphrodite erbittet, um Zeus durch Liebe zu fesseln.

² Orpheus, der in die Unterwelt stieg, um seine Gattin Eurydice loszubitten.

115

Minos, Thränen im Gesichte,
Milderte die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen,
Keine Geißel klatzte mehr.

120

Aufgejagt von Orpheus' Geier
Flog von Tithon¹ der Geier;
Geier hin am Ufer rauchten
Lethe und Cochtus, lauschten
Deinen Liedern, Thracier!
Liebe sangst du, Thracier!

*

125

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

130

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenspur,
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

135

140

Liebe raucht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen.

¹ Eigentlich Tithos, dem für seinen Frevler ein Geier die Leber aushadte.
Schiller. I.

Liebe, Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

145

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Grob'rern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es iht der Liebe!

150

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Rize?

155

Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur, die Geister.

160

165

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

170

—*:*—

13. Das Glück und die Weisheit.

1781.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

„Mit meinen reichsten, schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,

5

Und sieh, er will noch immer haben
Und nennt noch geizig mich.

10 „Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schoß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug.“

Sophia lächelt diesen Worten
Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
15 „Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Verjöhnet euch! — ich brauch' dich nicht.“



14. An einen Moralisten.

1781.

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmählest auf den goldnen Mai.

5 Einst, als du noch das Nymphenvolk¹ bekriegtest,
Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel² flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst,

10 Ha, Seladon!³ wenn damals aus den Aschen
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball —
Im Liebesknäuel mit Julien⁴ verwachsen,
Du hättest überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
15 Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

¹ Nymphe hier, wie häufig im 18. Jahrhundert, im Sinne von: junges Mädchen.

² Den Walzer.

³ Verliebter Held, nach dem Roman „L'Astrée“ von Honoré d'Urfé (1568—1625).

⁴ So wird die Geliebte wohl nach Rousseaus „Julie ou la nouvelle Héloïse“ genannt.

Wohl, wenn ins Eis des flügelnden Verstandes
 Das warme Blut ein bißchen muntre springt:
 Daß den Bewohnern eines bessern Landes,
 Was nie dem Sterblichen gelingt!

20

Zwingt doch der irdische Gefährte
 Den gottgebor'nen Geist in Kerkermauren ein,
 Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
 Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.



15. An den Frühling.

1781.

Willkommen, schöner Jüngling,
 Du Wonne der Natur!
 Mit deinem Blumenkörbchen
 Willkommen auf der Flur!

Ei! ei! da bist ja wieder!
 Und bist so lieb und schön!
 Und freun wir uns so herzlich,
 Entgegen dir zu gehn.

5

Denkst auch noch an mein Mädchen?
 Ei, Lieber, denke doch!
 Dort liebte mich das Mädchen,
 Und 's Mädchen liebt mich noch!

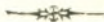
10

Fürs Mädchen manches Blümchen
 Erbat ich mir von dir —
 Ich komm' und bitte wieder,
 Und du? — du gibst es mir.

15

Willkommen, schöner Jüngling,
 Du Wonne der Natur!
 Mit deinem Blumenkörbchen
 Willkommen auf der Flur!

20



16. Die Größe der Welt.¹

1781.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
 Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
 Bis am Strande
 Ihrer Wogen ich lande,
 5 Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
 Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
 Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
 Sah sie spielen
 10 Nach den lockenden Zielen;
 Irrend suchte mein Blick umher,
 Sah die Räume schon — sternleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
 Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts.
 15 Neblicht trüber
 Himmel an mir vorüber,
 Weltsysteme, Fluten im Bach,
 Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
 20 Rasch entgegen — „Halt' an! Waller, was suchst du hier?“ —
 „Zum Gestade
 Seiner² Welt meine Pfade!
 3 Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
 Und der Markstein der Schöpfung steht!“ —

¹ Der Dichter durchfliegt die Welt in der Absicht, an ihr Ende zu gelangen; er sieht in Str. 2 die Entstehung neuer „jugendlicher“ Weltkörper, deren Lauf um die anziehenden Mittelpunkte ihrer Bahn ein „Spielen nach den lockenden Zielen“ heißt. Er faßt in Str. 3 mit der Schnelligkeit des Lichts bei ganzen Weltsystemen vorüber, die ihm nur wie ein „trüber Nebel“ erscheinen und ihm wie „Fluten im Bach“ gleichsam nachstrudeln. — In Str. 4 und 5 Begegnung mit einem zweiten Sonnenwanderer. Die Worte: „Halt' an! 2c.“ spricht der erste, das „ich“ des Gedichts, dem danach auch die erste Zeile von Str. 5 gehört. Die letzten vier Zeilen fügt der Dichter hinzu.

² Des „schaffenden Geistes“ (S. 1).

³ Ergänze: ich.

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“ — 25
 „Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!“
 Senke nieder,
 Adlergedank', dein Gefieder!
 Kühne Seglerin, Phantasie,
 Wirf ein nutzloses Anker hie. 30



17. Die Blumen.

1781.

Kinder der verjüngten Sonne,
 Blumen der geschmückten Flur,
 Euch erzog zu Lust und Wonne,
 Ja, euch liebte die Natur.
 Schön das Kleid mit Licht gestickt, 5
 Schön hat Flora euch geschmückt
 Mit der Farben Götterpracht.
 Holde Frühlingskinder, klaget!
 Seele hat sie euch versaget,
 Und ihr selber wohnt in Nacht. 10

Nachtigall und Lerche singen
 Euch der Liebe selig Loß,
 Gaukelnde Sylphiden schwingen
 Buhlend sich auf eurem Schoß.
 Wölbte eures Kelches Krone 15
 Nicht die Tochter der Dione!
 Schwellend zu der Liebe Pfühl?
 Zarte Frühlingskinder, weinet!
 Liebe hat sie euch verneinet,
 Euch das selige Gefühl. 20

Aber hat aus Mannys Blicken
 Mich der Mutter Spruch verbannt,
 Wenn euch meine Hände pflücken
 Ihr zum zarten Liebespfand,

¹ Venus; sie machte die Blumen zum Liebeslager für die „gaukelnden Sylphiden“, d. h. die spielenden Schmetterlinge.

25 Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Göß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
30 Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.



18. Das Geheimniß der Reminiscenz.¹

An Laura.

1781.

5 **E**wig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Blutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

10 Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke²,
Wenn ich dich erblicke?

15 Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimat meine Geister?
Oder finden sich getrennte Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir sich wieder?

¹ Der Dichter sucht den glühenden Wunsch nach Vereinigung mit der Geliebten dadurch zu erklären, daß er annimmt, sie beide seien vor unendlich langer Zeit („in Aonen, die entschwunden“) Eins gewesen, und es sei ihnen eine dunkle, aber mächtige Erinnerung („Reminiscenz“) daran verblieben, so daß ihr jetziges „Blutverlangen“ nichts anderes sei als der auf Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes gerichtete Naturtrieb. — Wie der Dichter in der „Phantastie an Laura“ (Geb. 6) die Vereinigung mit der Geliebten in die unendliche Zukunft verlegte, so hier in die unendliche Vergangenheit; er nimmt also die Ewigkeit nach beiden Seiten hin für seine wilde, phantastische Liebe in Anspruch.

² Die „Geister“ sind die Lebensgeister, die „Brücke“ die Grenzscheide des Lebens; die Geister stürmen hinüber, d. h. sie wollen ihr Dasein aufgeben („sterbend versinken“), um jenes höhere, vollkommene Leben zu beginnen.

Waren unsre Wesen schon verflochten?
 War es darum, daß die Herzen pochten?
 Waren wir im Strahl erlosch'ner Sonnen,
 In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
 Schon in Eins zerronnen?

20

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
 Warst du in Aonen, die verschwunden;
 Meine Muse sah es auf der trüben
 Tafel der Vergangenheit geschrieben¹:
 Eins mit deinem Lieben!

25

Und in innig festverbund'nem Wesen,
 Also hab' ich's staunend dort gelesen,
 Waren wir ein Gott², ein schaffend Leben,
 Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
 Frei die Welt gegeben.

30

Uns entgegen gossen Nektarquellen
 Ewig strömend ihre Wollustwellen;
 Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
 Zu der Wahrheit lichte[m] Sonnenhügel
 Schwang sich unser Flügel.

35

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
 Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
 Und in uns ein unersättlich Dringen,
 Das verlor'ne Wesen einzuschlingen,
 Gottheit zu erschwingen.

40

Darum, Laura, dieses Blutverlangen,
 Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
 Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
 In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
 Sterbend zu versinken.

45

Darum flieh'n, wie ohne Widerstreben
 Sklaven an den Sieger sich ergeben,

¹ Meine dichterische Begeisterung, sich in die Urzeit versenkend, hat es dort gelesen, wenn auch nur auf einer „trüben Tafel“, d. h. nur in dunkler Ahnung.

² Laura und der Dichter sind Bruchstücke eines Gottes, der einst in der Fülle von Seligkeit, Macht und Erkenntnis im All schwebte.

Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die Langgetrennten Brüder
Wiedererkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verriet der Wangen Purpurröte?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend aneinander?



19. Gruppe aus dem Tartarus.

1781.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dunpfigtief ein schweres, leeres,
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerrt
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
Folgen thränend seinem Trauerlauf,

Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise¹,
Bricht die Sense des Saturns² entzwei.



¹ D. h. sie waltet über den Verdamnten, ihre Qualen sind ewig.

² Die Macht der Zeit, die sonst alles bezwingt. Nur an der Ewigkeit ger-
bricht sie.

20. Elysium.

1781.

Vorüber die stöhnende Klage!
 Elysiums Freudengelage
 Ersäufen jegliches Ach —
 Elysiums Leben
 Ewige Wonne, ewiges Schweben,
 Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

5

Jugendlich milde
 Beschwebt die Gefilde
 Ewiger Mai;
 Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
 Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
 Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

10

Unendliche Freude
 Durchwaltet das Herz.
 Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
 Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

15

Hier strecket der wallende Pilger die matten,
 Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
 Leget die Bürde auf ewig dahin.
 Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
 Eingefungen von Harfengezitter,
 Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

20

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
 Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,
 Berge bebten unter dessen Donnergang,¹
 Schläft hier linde bei des Baches Rieseln,
 Der wie Silber spielt über Rieseln,
 Ihm verhallt wilder Speere Klang.

25

Hier umarmen sich getreue Gatten,
 Küssen sich auf grünen, samtnen Matten,
 Liebekost vom Balsamweß;

30

¹ Kühne Umstellung für: unter dessen Donnergang Berge bebten.

Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes strengem Hiebe,
Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.



21. Die Freundschaft.¹

Aus den Briefen „Julius“ an Raphael, einem noch ungedruckten Roman.

1781.

5 **F**reund! genügend² ist der Wesenlenker
Schämen sich³ kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier⁴ sah es mein Newton⁵ gehn.

10 Sphären lehrt es, Sklaven eines Baumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthbahnen ziehn,
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geister Sonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

15 War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?

¹ Der Gedanke, von dem das Gedicht ausgeht, war schon in Ged. 6 (vgl. auch Ged. 62, 19 ff.) enthalten: es ist dasselbe Gesetz, das die Körperwelt regiert (Gravitation) und die Geister zwingt, um die „große Geister Sonne“ zu kreisen, d. h. nach Gott, dem „Wesenlenker“, ewig hinzustreben. Aus diesem „allmächtigen Getriebe“ (Vers 13) geht auch die Liebe und Freundschaft hervor. Gott aber (Vers 55 ff.), zu dem, als dem Urquell des Lebens, alle Wesen hinstreben, ist selbst dieser Sympathie theilhaftig (wie die Sonne die sie umkreisenden Planeten nicht bloß anzieht, sondern auch von ihnen angezogen wird). Freilich kann er in keinem einzelnen Wesen heineisgleichen erblicken (wie der Mensch im Menschen), aber die Gesamtheit der geschaffenen Seelen gibt ihm ein Abbild seiner Unendlichkeit.

² Weil er sich mit einem Grundgesetze für die ganze körperliche und empfindende Welt begnügt.

³ Es mögen, sollen sich schämen.

⁴ In der Körperwelt.

⁵ Vgl. S. 18, Anm. 3.

Raphael, an deinem Arm — o Bonne! —
Wag' auch ich zur großen Geisterfonne
Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden, 20
Und aus Millionen mein bist du.
Laß das Chaos¹ diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln:
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen 25
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir bestaun' ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Friends Gebärde,
Reizender der Himmel sich. 30

Schwermut wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab;
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Friends beredten Strahlenblicken 35
Ungebuldig ein wollüst'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte, 40
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.

Tote Gruppen sind wir, wenn wir haßen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang. 45
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

¹ Sonst der Zustand der Gestaltlosigkeit, hier die Kraft, die jenen bewirkt.

50 Arm in Arme, höher stets und höher,
 Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
 Der sich an den letzten Seraph reiht,
 Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
 Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
 Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

55 Freundlos war der große Weltenmeister,
 Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
 Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
 Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
 Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
 60 Schäumt ihm — die Unendlichkeit.



22. Melancholie an Laura.¹

1781.

Laura — Sonnenaufgangsglut
 Brennt in deinen goldnen Blicken,
 In den Wangen springt purpurisch Blut;
 Deiner Thränen Perlenflut
 5 Nennt noch Mutter das Entzücken.²
 Dem der schöne Tropfe taut,
 Der darin Vergött'ung schaut,
 Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
 Sonnen find ihm aufgedämmert!

10 Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
 Silberklar und sonnenhelle,

¹ Melancholie ist die Lebensauffassung, die das Irdische nur unter dem Gesichtspunkte des Vergänglichen, dem Tode Unterworfenen faßt und demgemäß eine tiefe Trauer über das sichere Ende alles irdisch Schönen und Großen empfindet. Durch Laura's blühende Schönheit und Jugendfrische (Vers 1–18) wird in dem Dichter diese tiefe Trauer geweckt („ich weine über sie“); dies begründet er durch die Vergänglichkeit der irdischen Welt (19–26) und des ganzen Weltgebäudes (27–37), um dann Laura's Reize (38–74) und endlich seine eigene Jugendkraft, die körperliche wie die seines genialen Dichtergeistes, als dem Tode verfallen zu schildern (75–102). Den Abschluß (103–114) bildet der Gedanke, daß es schöner sei, in der Fülle der Jugendkraft zu sterben als im ermattenden Alter.

² Selbst deine Thränen sind noch Töchter des Entzückens, nicht etwa des Schmerzes.

Maiet noch den trüben Herbst um dich;
 Wüsten, öd' und schauerlich,
 Dichten sich in deiner Strahlenquelle;
 Düst'rer Zukunft Nebelferne
 Goldet sich in deinem Sterne;
 Lächelst du der Reizeharmonie?
 Und ich weine über sie.

15

Untergrub denn nicht der Erde Feste
 Lange schon das Reich der Nacht?
 Unfre stolz aufstürmenden Paläste,
 Unfrer Städte majestät'sche Pracht
 Ruhen all' auf modernden Gebeinen;
 Deine Kellen saugen süßen Dufte
 Aus Verwesung, deine Quellen weinen
 Aus dem Becken einer — Menschengruft.

20

25

Blick' empor — die schwimmenden Planeten
 Laß dir, Laura, seine Welten reden!
 Unter ihrem Zirkel flohn
 Tausend bunte Lenze schon,
 Türmten tausend Throne sich,
 Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
 In den eisernen Fluren
 Suche ihre Spuren!
 Früher, später reis zum Grab,
 Laufen, ach, die Räder ab
 An Planetenuhren.

30

35

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
 Löscht im Meer der Totennacht!¹
 Frage mich, von wannen deine Strahlen lodern!
 Prahlst du mit des Auges Glut?
 Mit der Wangen frischem Purpurblood,
 Abgeborgt von mürben Modern?

40

¹ In drei Augenblicken, d. h. in einer verschwindend kurzen Zeit, löschen die Sonnen aus; wie kannst du also glauben, daß deine Reize dauern? Der Ausdruck ist äußerst sonderbar; denn wenn auch im Verhältnis zur Ewigkeit in der That die Dauer einer Weltperiode nicht länger als die eines Augenblicks ist, so wird doch hier diese verhältnismäßig kurze Zeit durch eine bestimmte kurze Zeit im Leben Lauras bezeichnet: „Blinze dreimal!“

Wuchernd fürs gelieh'ne Rot,
 45 Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
 Schwere Zinsen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starcken¹ Hohn!
 Eine schön're Wangenröte
 Ist doch nur des Todes schön'rer Thron;
 50 Hinter dieser blumichten Tapete
 Spannt den Bogen der Verderber schon.
 Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
 Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt,
 Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
 55 Deines Lebens karges Lämpchen ärmer.
 „Meine Pulse“, prahlest du,
 „Hüpfen noch so jugendlich von dannen“ —
 Ach! die Kreaturen des Tyrannen²
 Schlagen tödtlich der Verwesung zu.

60 Auseinander bläst der Tod geschwind
 Dieses Lächeln, wie der Wind
 Regenbogenfarbichtes Geschaume.
 Ewig fruchtlos suchst du seine Spur:
 Aus dem Frühling der Natur,
 65 Aus dem Leben, wie aus seinem Reime,
 Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh' ich deine Rosen liegen,
 Bleich erstorben deinen süßen Mund,
 Deiner Wangen wallendes Rund
 70 Werden rauhe Winterstürme pflügen,
 Düst'rer Jahre Nebelschein
 Wird der Jugend Silberquelle trüben;
 Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
 Laura nicht mehr liebenswürdig sein.

75 Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter!
 Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
 Niederfällt des Totenspeeres Schaft;
 Meine Blicke brennend wie die Lichter

¹ Dem Tode.

² Die Gehilfen des Todes, Laura's „jugendlich hüpfende Pulse“.

Seines Himmels — feuriger mein Geist
 Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
 Der¹ im Meere eignen Weltgewimmels
 Felsen türmt und niederreißt.
 Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken,
 Fürchten nichts — als seine Schranken.

80

Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
 Vern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,
 Dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
 Laura — ist vergiftet!
 Unglücklich, unglücklich, die es wagen,
 Götterfunken aus dem Staub zu schlagen!
 Ach! die kühnste Harmonie²
 Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
 Und der lohe Aetherstrahl Genie
 Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer.
 Wegbetrogen von des Lebens Thron,
 Front ihm³ jeder Wächter⁴ schon!
 Ach! schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen,
 Meine Geister wider mich zusammen!
 Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zweien kurze
 Lenze fliegen — und dies Moderhaus
 Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
 Und in eignem Strahle lösch' ich aus.

85

90

95

100

Weinst du, Laura? — Thräne, sei verneinet,
 Die des Alters Straßlos mir erweinet!⁵

¹ „Der“ bezieht sich auf den in „seines“ enthaltenen Begriff Gott.

² Die „kühnste Harmonie“ ist dasselbe wie B. 90 die „Götterfunken“, während das „Saitenspiel“ die physische Organisation bezeichnet, auf welcher der Geist wie auf einem Instrumente spielt, die er aber durch die Kühnheit seines genialen Feuers zerrüttet. Denselben Gedanken geben in veränderter Fassung auch die folgenden Verse.

³ Dem Genie.

⁴ Die „Geister“, d. h. die Lebensgeister; sie sollten am „Thron des Lebens“ Wache halten, d. h. dafür sorgen, daß das Leben wohl erhalten bleibe. Aber sie lassen sich durch das „Genie“ gleichsam von ihrem Posten weglocken, dienen („fronen“) diesem und lassen sich von ihm zu „frechen Flammen“, d. h. zu überkühner, ausschweifender Begeisterung „mißbrauchen“, wodurch der Organismus zerrüttet wird.

⁵ Erweinen will

- 105 Weg! versiege, Thräne, Sünderin!
 Laura will, daß meine Kraft entweiche,
 Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
 Die des Jünglings Ablergang gesehn?
 Daß des Busens lichte Himmelsflamme
 110 Mit erfror'nem Herzen ich verdamme,
 Daß die Augen meines Geists verblinden,
 Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
 Nein, versiege, Thräne, Sünderin! —
 Brich die Blume in der schönsten Schöne,
 115 Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
 Meine Fackel weinend aus¹,
²Wie der Vorhang an der Trauerbühne
 Niederrauschet bei der schönsten Szene,
 Flieh'n die Schatten³ — und noch schweigend horcht das Haus.



23. Monument

Moors des Räubers.

1781.

Vollendet!
 Heil dir!⁴ Vollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht!

- 5 Hoher Gefall'ner!
 Deines Geschlechts Beginner und Ender!⁵
 Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
 Erhabner Verstoß der Mutter Natur!

- Durch wolfigte Nacht ein prächtiger Blic!
 10 Hui! Hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!

¹ Vgl. S. 150, Anm. 2.

² Die drei letzten Zeilen bilden eine einzige mit „wie“ eingeleitete Vergleichung, auch die beiden Sätze der letzten Zeile, trotz der Wortstellung.

³ Die Gestalten der Bühne.

⁴ Weil die nun vollendete Rolle eine „furchtbare“ war, ihm die qualvollsten tragischen Leiden auferlegte.

⁵ Weber vor noch nach ihm hat es einen so „majestätischen Sünder“ gegeben.

Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
 Zuden¹ die Völker
 Unter seiner verderbenden Pracht!
 Aber Heil dir! vollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht!

15

Mod're — verstieß
 In der Wiege des offenen Himmels!
 Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
 Wo dem Thron gegenüber
 Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke² steigt!
 Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande.
 Zu den Sternen des Ruhms
 Nimmst du auf den Schultern der Schande!
 Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
 Und dich reicht — die Bewunderung.³

20

25

Raffen Auges an deinem schauernden Grabe
 Männer vorüber —
 Freue dich der Thräne der Männer,
 Des Gerichteten Geist!
 Raffen Auges an deinem schauernden Grabe
 Jüngst ein Mädchen vorüber;
 Hörte die furchtbare Kunde
 Deiner Thaten vom steinernen Herold⁴,
 Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
 Wischte die Thräne nicht ab.
 Ferne stand ich, sah die Perle fallen,
 Und ich rief ihr: „Amalia!“

30

35

Jünglinge! Jünglinge!
 Mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl
 Lernt behutsamer spielen!

40

¹ Die Auslassung des sageinleitenden „es“ erklärt sich durch die vorausgehenden invertierten Sätze.

² Der Galgen. Er wird „dem Thron gegenüber“ gedacht, weil das Verbrechen sich gegen den Staat auflehnt, dessen Sinnbild der Thron ist.

³ Nur diese erreicht dich dann noch, reicht noch zu dir hinan.

⁴ Dem Denkstein am Hochgericht, auf dem sein Verbrechen eingeschrieben ist

Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß;
 Wie's am Seile des Meisters
 Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,¹
 Flammt's am kindischen Baume
 Erd' und Himmel in lodernden Brand!
 Unter ging in den Trümmern
 Der mutwillige Phaethon.

Kind des himmlischen Genius,
 Glühendes, thatenlechzendes Herz!
 Reizet dich das Mal meines Räubers?
 War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
 War wie du des himmlischen Genius Kind.
 Aber du lächelst und gehst —
 Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
 Moorn den Räuber findest du nicht —
 Steh und lächle nicht, Jüngling!
 Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
 Räuber Moor nur, ihr Name, nicht.²

24. Der Flüchtling.

1781.

Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch;
 Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Rihen
 Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch;
 In goldnen Flammen bliken
 Der Berge Wolkenspiken.
 Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
 Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
 Die schon in lachender Wonne
 Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

¹ Wenn das Sonnenroß, vom Meister (dem Sonnengott) gezügelt, seinen ruhigen Weg geht, wiegen sich Erde und Himmel in sanfterem Schwunge.

² Die Sünde und die Schande Moors sind Wirklichkeit, denn dieselben Verirrungen bedrohen geniale, leidenschaftliche Naturen zu allen Zeiten, wenn auch die Gestalt, die im Trauerspiel dieser Sünde und Schande den Namen lieh, bloß ein Phantasiegebilde des Dichters ist.

Sei, Licht, mir gesegnet!
 Dein Strahlenguß regnet
 Erwärmend hernieder auf Ager und Au.
 Wie silberfarb flittern
 Die Wiesen, wie zittern
 Tausend Sonnen im perlenden Tau!

10

15

In säuselnder Kühle
 Beginnen die Spiele
 Der jungen Natur;
 Die Zephyre kosen
 Und schmeicheln um Rosen,
 Und Düfte beströmen die lachende Flur.

20

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
 Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
 Die Kosse, die Farren;
 Die Wagen erknarren
 Ins ächzende Thal.
 Die Waldungen leben,
 Und Adler und Falken und Habichte schweben
 Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

25

30

Den Frieden zu finden,
 Wohin soll ich wenden¹
 Am elenden Stab?²
 Die lachende Erde
 Mit Jünglingsgebärde
 Für mich nur ein Grab!

35

Steig' empor, o Morgenrot, und röte
 Mit purpurnem Ruffe Hain und Feld!
 Säusle nieder, Abendrot, und flöte
 Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt;
 Morgen, ach, du rötest
 Eine Totenflur,
 Ach! und du, o Abendrot, umflötest
 Meinen langen Schlummer nur.

40



¹ Ungewöhnlich in reflexivem Sinne.

² Der Stab, der ins Elend, d. h. in die Verbannung führt.

25. An Minna.

1781.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
 Rebelt's mir ums Angesicht?
 Meine Minna geht vorüber?
 Meine Minna kennt mich nicht?
 Die am Arme leicht'er Thoren
 Blähend mit dem Fächer sicht,
 Eitel in sich selbst verloren —
 Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute niden
 Stolze Federn mein Geschenk,
 Schleifen, die den Busen schmücken,
 Rufen: „Minna, sei gedenk!“
 Blumen, die ich selbst erzogen,
 Zieren Brust und Locken noch —
 Ach, die Brust, die mir gelogen!
 Und die Blumen blühen doch!

Geh, umhüpft von leeren Schmeichlern!
 Geh, vergiß auf ewig mich!
 Überliefert feilen Heuchlern,
 Eitles Weib, veracht' ich dich.
 Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
 Dir ein Herz, das edel schlug,
 Groß genug, den Schmerz zu tragen,
 Daß es einer Thörin schlug.

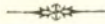
In den Trümmern deiner Schöne
 Seh' ich dich verlassen stehn,
 Weinend in die Blumenszene
 Deines Mais zurücke sehn.
 Schwalben, die im Lenze minnen,
 Fliehen, wenn der Nordsturm weht,
 Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
 Einen Freund hast du verschmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
 Deinem Kuß entgegenflohn,

Zischen dem erlosch'nen Reize,
 Lachen deinem Winter Hohn.
 Ha! wie will ich dann dich höhnen!
 Höhnen? Gott bewahre mich!
 Weinen will ich bittre Thränen,
 Weinen, Minna, über dich.

85

40



26. Graf Eberhard der Greiner¹ von Württemberg.

Kriegslied.

1781.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
 Die Nasen eingespannt!²
 Auch manchen Mann, auch manchen Held³,
 Im Frieden gut und stark im Feld,
 Gebar das Schwabenland.

5

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
 Mit Friedrich, Ludwig!
 Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
 Ist uns der Graf, der Eberhard,
 Ein Wettersturm im Krieg.

10

Und auch sein Bub', der Ulerich⁴,
 War gern, wo's eisern klang;
 Des Grafen Bub', der Ulerich,
 Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
 Wenn's drauf und drunter sprang.

15

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
 Erbittert, kochten Gift
 Und buhlten um den Siegeskranz
 Und wagten manchen Schwertertanz
 Und gürteten die Hüft'.

20

¹ Eberhard II., der Greiner oder Raufschbart (1344 — 92), der Begründer der Fürstengewalt in Württemberg.

² Tragt die Nase nicht so hoch!

³ Nicht selten statt: Helben. (Mittelhochdeutsch wird das Wort stark flektiert: helt, heldes, helde, helt.)

⁴ Ulrich, Eberhards einziger Sohn, gefallen in der Schlacht bei Döffingen am 23. August 1388.

Er griff sie an¹ — und siegte nicht
 Und kam gepanzt nach Haus;
 Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
 Der junge Kriegermann floh das Licht,
 Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — „Ha! ihr Schurken, wart't!“
 Und trug's in seinem Kopf.
 Auswehen, bei des Vaters Bart!
 Auswehen wollt' er diese Schar!
 Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
 Und zogen Roß und Mann
 Bei Döffingen mit hellem Hauf,
 Und heller ging's dem Junker auf,
 Und hurra! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Losungswort
 War die verlorne Schlacht;
 Das riß uns wie die Windsbraut fort
 Und schmiß uns tief in Blut und Mord
 Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
 Schwung² seinen Heldenstab,
 Wild vor ihm ging das Ungeßüm,
 Geheul und Winseln hinter ihm
 Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
 Sunk³ schwer auf sein Genick.
 Schnell um ihn her der Helden Trieb³ —
 Umsonst! umsonst! erstarrt blieb
 Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
 Laut weinte Feind und Freund.
 Hoch führt der Graf die Reiter an:
 „Mein Sohn ist wie ein andrer Mann.
 Marsch, Kinder! in den Feind!“

¹ In der Schlacht bei Reutlingen (21. Mai 1377).

² Altertümliche, vollsmäßige Formen.

³ Das Zusammengetriebene, daher Schar, Trupp.

Und Lanzen saufen feuriger,
Die Rache spornt sie all',
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städter laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

60

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang,
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

65

Doch unser Graf — was that er iht?
Vor ihm der tote Sohn.
Allein in seinem Bette sitzt
Der Graf, und eine Thräne blizt
Im Aug' auf seinen Sohn.

70

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

75

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebor das Schwabenland.

80



27. Der Kampf.¹

1784.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieses Opfer nicht.

¹ Dieses und das folgende Gedicht beruhen auf Schillers Verhältnis zu Charlotte von Kalb (vgl. die allgemeine Einleitung). Der Dichter hat bisher seine Liebe zu der Frau eines andern mit äußerster Seelenstärke bekämpft. Aber gerade

5 Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
 Mich selbst zu bändigen.
 Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
 Nimm ihn zurück und laß mich sündigen!

Berrissen sei, was wir bedungen haben!
 10 Sie liebt mich — deine Krone sei verscherzt.
 Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
 So leicht wie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
 Und meinen Lenz entflohn,
 15 Bewundert still mein heldenmütiges Entfagen,
 Und großmuthsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mißtraue, schöne Seele¹, dieser Engelgüte!
 Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
 Gibt's in des Lebens unermesslichem Gebiete,
 20 Gibt's einen andern, schönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
 Tyrannisches Geschick!
 Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
 Ist meiner Tugend letzter Augenblick.



28. Resignation.²

1784.

Auch ich war in Arkadien geboren,
 Auch mir hat die Natur
 An meiner Wiege Freude zugeschworen;
 Auch ich war in Arkadien geboren,
 5 Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

dies „heldenmütige Entfagen“ reißt die Geliebte zu solcher Bewunderung hin, daß sie ihm ihre Gegenliebe gesteht und ihn dadurch in neuen inneren Kampf stürzt.

¹ Anrede an die Geliebte: Traue ja nicht darauf, daß deine Güte meine Tugend stärken werde; im Gegenteil waffnet zc.

² Der Dichter stellt sich vor, daß er gestorben sei. Obgleich so gut wie jeder andere zum Glück geboren, hat er doch kein Glück genossen. Er wendet sich an die Ewigkeit, die Richter in aller menschlichen Dinge, und forbert von ihr eine gerechte Vergeltung, einen Ersatz für die irdischen Freuden, die er im Hinblick

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
 Mir hat er abgeblüht.
 Der stille Gott — o weinet, meine Brüder! —
 Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,¹
 Und die Erscheinung² flieht.

10

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
 Furchtbare Ewigkeit.
 Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
 Ich bring' ihn unerbroschen dir zurücke,
 Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

15

Vor deinem Thron erhebe' ich meine Klage,
 Verhüllte Richterin.
 Auf jenem Stern³ ging eine frohe Sage,
 Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
 Und nennest dich Vergelterin.

20

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen
 Und Freuden auf den Redlichen.
 Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,⁴
 Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
 Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

25

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
 Hier endige des Dulders Dornenbahn.
 Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
 Die meisten flohen, wenige nur kannten,
 Hielt meines Lebens raschen Zügel an:

30

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
 Gib deine Jugend mir!
 Nichts kann ich dir als diese Weisung⁵ geben.“

auf sie geopfert habe. Aber er erhält die Antwort, daß es einen Ersatz für irdische Freuden in der Ewigkeit nicht gebe, daß vielmehr in dem Hoffen und Glauben das Glück seines Lebens gelegen habe, daß in der Gesinnung und in dem Thun des Menschen selbst schon das erwartete Gericht liege.

¹ Vgl. S. 150, Anm. 2.

² Das kurze irdische Leben.

³ Der Erde.

⁴ Auch die geheimsten Gedanken, die verborgensten Winkel des Herzens werdest du enthüllen.

⁵ Anweisung, nachher (Vers 45) „Schein“ genannt.

35 Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern¹ deine Schmerzen.“
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
40 Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten“,
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,²
45 Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.“

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weicht,
Ergitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlaue erdachte Retter,
50 Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leih?³“

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
55 Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.⁴“

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
60 Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?⁵“

¹ Tragen reiche Zinsen.

² Die Religion, die sich für die Wahrheit ausgibt, ist eine Lügnerin im Dienste der Herrschsucht.

³ Der „Weltplan“ ist „krank“, d. h. die Welt ist höchst unvollkommen, indem der Gute oft unglücklich, der Böse glücklich ist. Um diesen Weltplan zu „retten“ und dem Bedürfnis des Menschen (seiner „Notdurft“) nach Gerechtigkeit zu genügen, hat seine Klugheit („Witz“) den Begriff Gottes und einer Ausgleichung im Jenseits „schlau erdacht“.

⁴ Die Furcht vor dem Jenseits ist eine Erfindung des bösen Gewissens, welches wie ein Hohlspiegel das Bild riesig vergrößert zurückwirft.

⁵ Unsere Lebenszeit ist mit dem Tode dahin; sie wird aber künstlich zu trüglischem Leben erhalten durch die Hoffnung, wie eine Mumie durch Einbalsamieren vor Verwesung geschützt wird.

„Für Hoffnungen — Verweisung strafft sie Lügen —
 Gabst du gewisse Güter hin?
 Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
 Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
 Der Meldung that von der Vergelterin?“ —

65

Ich sah die Zeit nach deinen¹ Ufern fliegen,
 Die blühende Natur
 Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen.
 Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
 Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

70

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
 Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
 Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
 Nur deine² Güter hab' ich groß geachtet,
 Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.³

75

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!“
 Rief unsichtbar ein Genius.

„Zwei Blumen“, rief er, „hört es, Menschenkinder,
 Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
 Sie heißen Hoffnung und Genuß.“

80

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
 Die andre Schwester nicht!“

¹ Die Ewigkeit ist auch hier angerebet: nach ihren Ufern fliegt die Zeit, sie strebt zur Ewigkeit (vgl. Gebicht 6, 57 ff.).

² Das Ewige, Geistige.

³ Durch das ungestüme Pochen des Menschen auf den Lohn für seine Ent-
 sagung wird die Antwort des Genius vorbereitet: einen Ersatz für irdische Freu-
 den gibt es in der Ewigkeit nicht. Ein Verzicht in dieser Hoffnung ist kein
 Verzicht, ist sittlich wertlos. Wer Gott zuruft: „Ich fodre meinen Lohn!“
 hat seinen Lohn dahin. Die wahre, ernste, tief sittliche Resignation kennt solche
 selbstsüchtige Berechnung nicht. Es steht hiernach der Mensch vor der „hangen
 Wahl“ „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden“ (Gebicht 61), aber er soll nicht
 zum sinnlichen Genuß aufgerufen werden, sondern der Sinn ist gerade der, daß
 der Glaube seinen Lohn in sich trage, ja daß er eine bessere, menschenwürdigere
 Befriedigung gewähre als „des Genußes wandelbare Freuden“ (Geb. 61). Denn
 der Genius sagt: „Genieße, wer nicht glauben kann!“ Er erkennt also nur bei
 der Unfähigkeit, für ideale Güter zu leben, den Genuß als das an, was solchen
 Menschen allein bleibt. „Wer glauben kann“, d. h. wer jene Fähigkeit besitzt, an
 den ergeht die Mahnung: „Entbehre!“ d. h. gib dich dem Genuß nicht unter-
 than. Eine übermenschliche Anekdote ist damit keineswegs bezeichnet, aber es ist
 natürlich, daß diese reine Entsagung dem Menschen, der noch soeben in jener
 selbstsüchtigen Vergeltungslehre befangen war, als hart und trostlos erscheint,
 und dadurch erklärt sich der schmerzliche Ton unseres Gedichtes.

85

Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.¹

90

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.“



29. An die Freude.²

1785.

5

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt:
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

10

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

¹ „Weltgeschichte“ ist Prädikat, „Weltgericht“ Subjekt; nicht der Begriff der Geschichte soll näher bestimmt werden, sondern der des Gerichts. — „Weltgeschichte“, hier nicht, wie sonst, der Zusammenhang der großen Völkergeschichte, sondern einfach alles, was geschieht, auch die Erlebnisse des eigenen Herzens, die den Menschen beseligen oder bebrücken, so daß er sein Schicksal und seinen Richter in sich trägt.

² Der Dichter ist in geselligem Kreise mit frohen, hochgestimmten Freunden beim Weine vereint und preist die Macht der Freude. Zuerst rebet er die Freude selbst an, wie eine Göttin, in deren Tempel er mit den Freunden eingetreten ist. — B. 13—24 ruft er alles, was liebt, zur Teilnahme an dieser Feier der Freude auf. — B. 25—60 geben die Wirkung und Macht der Freude an: sie regt sich in allen beseelten Wesen vom Wurm bis zum Engel, sie ist selbst in der unbeseelten Natur die treibende Kraft, und sie beseuert den Menschen in seinem Streben nach Wahrheit und Tugend, gibt ihm sogar Kraft, den Tod zu überwinden. — B. 61—72: Die Freude

Wem der große Wurf gelungen,
 Eines Freundes Freund zu sein,
 Wer ein holdes Weib errungen,
 Mische seinen Jubel ein!
 Ja, wer auch nur eine Seele
 Sein nennt auf dem Erdenrund!
 Und wer's nie gekonnt, der stehle
 Weinend sich aus diesem Bund!

15

20

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
 Huldige der Sympathie!
 Zu den Sternen leitet sie,
 Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
 An den Brüsten der Natur,
 Alle Guten, alle Bösen
 Folgen ihrer Rosenspur.
 Küsse gab sie uns und Reben,
 Einen Freund, geprüft im Tod;
 Wollust ward dem Wurm gegeben,
 Und der Cherub steht vor Gott.

25

30

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
 Ahndest du den Schöpfer, Welt?
 Such' ihn überm Sternenzelt!
 Über Sternen muß er wohnen.

35

Freude heißt die starke Feder
 In der ewigen Natur.
 Freude, Freude treibt die Räder
 In der großen Weltenuhr.
 Blumen lockt sie aus den Keimen,
 Sonnen aus dem Firmament,
 Sphären rollt sie in den Räumen,
 Die des Sehers Rohr nicht kennt.

40

nimmt zur Dankbarkeit gegen Gott für Gewährung solcher Bönne, daher zur Menschenliebe und Versöhnung mit allen Feinden. — B. 73—96: Die Freude veredelt und erhebt den Menschen, sie erfüllt uns mit den heiligsten Vorsätzen.

Chor.

45 Froh, wie seine Sonnen fliegen
 Durch des Himmels prächt'gen Plan,
 Laufet, Brüder, eure Bahn,
 Freudig, wie ein Held zum Siegen!

50 Aus der Wahrheit Feuerspiegel
 Lächelt sie den Forscher an.
 Zu der Tugend steilem Hügel
 Leitet sie des Dulders Bahn.
 Auf des Glaubens Sonnenberge
 Sieht man ihre Fahnen wehn,
 55 Durch den Riß gesprengter Särge
 Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet mutig, Millionen!
 Duldet für die bess're Welt!
 Droben überm Sternenzelt
 60 Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
 Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
 Gram und Armut soll sich melden,
 Mit den Frohen sich erfreun.
 65 Groß und Rache sei vergessen,
 Unserm Todfeind sei verziehn,
 Keine Thräne soll ihn pressen,
 Keine Reue nage ihn.

Chor.

70 Unser Schuldbuch sei vernichtet!
 Ausgesöhnt die ganze Welt!
 Brüder — überm Sternenzelt
 Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
 In der Traube goldnem Blut
 Trinken Sanftmut Kannibalen,
 75 Die Verzweiflung Heldenmut.

Brüder, fliegt von euren Sitzen,
 Wenn der volle Römer kreist,
 Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
 Dieses Glas dem guten Geist!

80

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
 Den des Seraphs Hymne preist,
 Dieses Glas dem guten Geist
 Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden,
 Hilfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
 Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen,
 Brüder, gält' es Gut und Blut,
 Dem Verdienste seine Kronen,
 Untergang der Lügenbrut!

85

90

Chor.

Schließt den heil'gen Birkel dichter,
 Schwört bei diesem goldnen Wein,
 Dem Gelübde treu zu sein,
 Schwört es bei dem Sternenrichter!

95



30. Bittschrift.¹

1785.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
 Die Tobaktdose ledig,
 Mein Magen leer — der Himmel sei
 Dem Trauerspiele gnädig!

¹ Die Veranlassung des Gedichtes wird so erzählt: Als Körners einstmals zu Tisch nach Pillnitz ausgebeten waren, wollte Schiller sie nicht begleiten, sondern lieber an seinem „Don Karlos“ arbeiten. Im Wohnhaus wurde gebaut, und Schiller begab sich deshalb in das Häuschen des Wingers nebenbei, wo auch die Waschlüche war. Kaum hatte er sich hier in seine Arbeit vertieft, so wurde er durch das Klatschen der Wäsche und das Schwagen der Frauen gestört. Zum Unglück blieben Körners wegen eines heftigen Gewitters die Nacht fort. Am andern Tage überreichte der Dichter dies Gedicht. (Vgl. Jonas, „Christian Gottfried Körner“, S. 48.)

5 Ich trage mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

10 Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger? —
O Phöbus! habest du Geschmier',
So wärm' auch deine Sänger!

15 Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzose,
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hofe.

20 Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

25 Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer;
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den feinen Trauer.

30 Schon ruft das schöne Weib: „Triumph!“
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

35 Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen.

Gegeben in unserm jammervollen Lager ohnweit dem Keller.

Friedrich Schiller,
Haus- und Wirtschafts-Dichter.



31. An Hörner.

(In dessen Exemplar der Anthologie.)

1785.

Ihr waret nur für wenige gesungen,
 Und wenige verstanden euch.
 Heil euch! Ihr habt das schönste Band geschlungen,
 Mein schönster Lorbeer ist durch euch errungen. —
 Die Ewigkeit vergeße euch!

32. Die unüberwindliche Flotte.¹

Nach einem älteren Dichter.

1786.

Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte,
 Das Weltmeer wimmert unter ihr,
 Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
 Und tausend Donnern naht sie dir.
 Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
 (Der Ozean sah ihresgleichen nie,
 Unüberwindlich nennt man sie),
 Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
 Den stolzen Namen weiht²
 Der Schrecken, den sie um sich speit.

Mit majestätisch stillem Schritte
 Trägt seine Last der zitternde Neptun;
 Weltuntergang in ihrer Mitte,
 Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

¹ Philipp II. von Spanien, darüber erbittert, daß Elisabeth von England die aufständischen Niederländer unterstützt hatte, rüstete die „Armada“ oder „unüberwindliche Flotte“ aus, durch die er als ihm vom Papste geschenkte England zu erobern gedachte. Ihr Untergang im August 1588 war vornehmlich eine Folge großer Stürme, doch auch der Klugheit und Umsicht des englischen Befehlshabers. Damit war Philipps Macht für immer erschüttert und der Grund zu Englands Seeherrschaft gelegt.

² Heiligt, rechtfertigt.

15 Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh' deinem freigebor'nen Volke!
20 Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgefeße weisestes erdacht?
25 Das große Blatt¹, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Bürgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
30 Wem dankst du sie — errödet, Völker dieser Erde! —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick' hin auf diese feuertwerfenden
Kolossen,
Blick' hin und ahnde deines Ruhmes Fall!
Bang' schaut auf dich der Erdenball,
35 Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle gute, schöne Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen² wehen,
40 Sah drohend offen dein gewisses Grab.
„Soll“, sprach er, „soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
45 Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?“

¹ Die Magna Charta, das Staatsgrundgesetz, welches die Engländer 1215 dem König Johann abnötigten, und welches als die Grundlage der englischen Verfassung gilt.

² Spanien, aus Leon und Kastilien vereinigt, führte einen Löwen und einen Turm (castel) im Wappen.

„Nie“, rief er, „soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!“
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.*



33. Die Götter Griechenlands.¹

1788.

Da ihr noch die schöne Welt regieret
An der Freude leichtem Gängelband,
Selige Geschlechter noch geführt,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia²!

5

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

10

15

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,

* Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt.“

¹ Schwungvoller Ausdruck der Begeisterung, in die den Dichter die Welt des Griechentums versetzte. Zum ersten Male hatte er sich in die griechische Dichtung versenkt, und betroffen von der ungeahnten Schönheit, die sich ihm hier aufthat, spricht er sein Entzücken lebhaft aus. Sein nach Schönheit dürstender Geist fühlt sich aus tiefster Anziehung von der phantasievollen Natur- und Weltauffassung, die ihm hier begegnet, während ihm die wissenschaftlich reiferen religiösen Vorstellungen der neuen Zeit, als bloß verstandesmäßig, daneben nüchtern und gemüthslos vorkommen, die Welt ihm „entgöttert“ scheint.

² So genannt nach Amathus, Stadt auf Cypern.

20 Lenkte damals seinen goldnen Wagen
 Helios in stiller Majestät.
 Diese Höhen füllten Dreaden,
 Eine Ortyx lebt' in jenem Baum,
 Aus den Urnen lieblicher Najaden
 Sprang der Ströme Silberschaum.

25 Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe¹,
 Tantal's Tochter² schweigt in diesem Stein,
 Syring' Klage tönt aus jenem Schilse³,
 Philomela's Schmerz aus diesem Hain⁴;
 30 Jener Bach empfing Demeters Zähre,
 Die sie um Persephonen geteint,
 Und von diesem Hügel rief Cythere⁵,
 Ach, umsonst! dem schönen Freund.

35 Zu Deukalions Geschlechte⁶ stiegen
 Damals noch die Himmlischen herab;
 Pyrrha's schöne Töchter zu bestegen,
 Nahm der Leto Sohn⁷ den Hirtenstab.
 Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
 Knüpfte Amor einen schönen Bund,
 40 Sterbliche mit Göttern und Heroen
 Huldigten in Amathunt.

Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
 War aus eurem heitern Dienst verbannt;
 Glück'lich sollten alle Herzen schlagen,
 Denn euch war der Glückliche verwandt.

¹ Daphne, von Apollo verfolgt, wurde auf ihr Flehen in einen Lorbeerbaum verwandelt.

² Niobe, deren Klagen um den Verlust ihrer Kinder erst schwiegen, als sie zum Felsen wurde.

³ Syring, die vor dem Hirtengott Pan floh, wurde in ein Schilfrohr verwandelt.

⁴ Philomela, die unablässig über den selbstverschuldeten Tod ihres Sohnes klagte, wurde in eine Nachtigall verwandelt.

⁵ Das Beiwort der Aphrodite heißt eigentlich Cytherea, Cythere dagegen die Insel, wo sie verehrt wurde. Der „schöne Freund“ ist Adonis, der auf der Jagd durch einen Eber getödtet wurde.

⁶ D. h. zu den Menschen; vgl. S. 29, Anm. 2.

⁷ Apollo.

Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenpiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Eboe¹ muntre Thyrusfußschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Rippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.²
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen³,
Und des Thrakers⁴ seelenvolle Klage
Rührte die Erinnern.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Glysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;

¹ Griech. εβοι, der Jubelruf der Bacchanten, welche den mit Epheu und Weinlaub umwundenen Thyrusfuß schwangen und dem von Pantheren gezogenen Wagen des Bacchus voranliefen.

² Vgl. S. 150, Anm. 2.

³ Die drei Totenrichter Rhinos, Aakos, Rhadamanthys waren Sterbliche gewesen.

⁴ Orpheus. Vgl. S. 32, Anm. 2.

Linus'¹ Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhr'e Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederfederer der Toten²
Neigte sich der Götter stille Schar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingsspaar.³

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde.
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blich der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

¹ Ein Sänger der ältesten Vorzeit, der in jugendlichem Alter starb.

² Herakles, welcher Alceste dem Tode abgerungen hatte.

³ Kastor und Pollux.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
 Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
 Und an ewig gleicher Spindel winden
 Sich von selbst die Monde auf und ab.
 Müßig kehrten zu dem Dichterlande
 Heim die Götter, unnütz einer Welt,
 Die, entwachsen ihrem Gängelbände,
 Sich durch eignes Schweben hält.

115

120

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
 Alles Hohe nahmen sie mit fort,
 Alle Farben, alle Lebenstöne,
 Und uns blieb nur das entseelte Wort.
 Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
 Sie gerettet auf des Pindus Höhen:
 Was unsterblich im Gesang soll leben,
 Muß im Leben untergehn.

125



34. Einer jungen Freundin¹ ins Stammbuch.

1788.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
 Umhüpft, so, Freundin, spielt um dich die Welt.
 Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
 In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
 So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
 Die deines Herzens Adel dir errungen,
 Die Wunder, die du selbst gethan,
 Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
 Die rechnest du für Reize diesem Leben,
 Für schöne Menschlichkeit uns an.
 Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
 Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
 Den will ich sehn, der diesem trohen kann.

5

10

¹ Gemeint ist Charlotte von Lengefeld. — Die Welt, sagt der Dichter, ist nicht so schön, wie sie dir erscheint, wenn sie sich in deinem schönen Herzen abspiegelt. Er warnt die Geliebte, daß, was ihr der Zauber ihrer Anmut und Unschuld errungen habe, näher zu prüfen, da sonst auf den „lieblichen Betrug“ ein „trauriges Erwachen“ folgen werde, so wie die Blumen, solange sie im Beete stehen, das Auge erfreuen, aber, sobald man sie pflückt, welken und sterben.

Froh taumelst du im süßen Überzählen
 15 Der Blumen, die um deine Pfade blühen,
 Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
 Die du gewonnen hast, dahin.
 Sei glücklich in dem lieblichen Betrüge,
 Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
 20 Ein trauriges Erwachen dich herab!
 Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
 So pflanze sie¹ — nur den entfernten² Blicken;
 Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab!
 Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
 25 Welt werden sie zu deinen Füßen liegen,
 Je näher dir, je näher ihrem Grab.



35. Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

1788.

Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bitterer Reue
 Wird Hymens Band von dir verflucht?
 Warum? weil deine Ungetreue
 In eines andern Armen sucht,
 5 Was ihr die deinigen versagen?
 Freund, höre fremde Leiden an
 Und lerne deine leichter tragen!
 Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
 Ein zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
 10 Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
 Vom Belt bis an der Mosel Strand,
 Bis an die Apenninentwand,
 Bis in die Vaterstadt der Moden³
 Wird sie in allen Buden feilgeboten,
 15 Muß sie auf Diligencen, Paketbooten⁴,

¹ Die „Blumen, die um deine Pfade blühen“. Diese kann sie allerdings eigentlich nicht mehr „pflanzen“, man muß also etwa verstehen: fahre fort, sie zu pflanzen, und laß sie ungepflückt wachsen.

² Bezeichnet nicht eine weite Entfernung der Betrachtung, sondern der Blick ist an sich, dem Abpflücken gegenüber, stets das Entferntere.

³ Paris.

⁴ Sie bildet vielfach den Gegenstand des Gesprächs für das reisende Publikum.

Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
 Kunststrichterlich sich mustern lassen,
 Muß sie der Brille des Philisters stehn
 Und wie's ein schmuß'ger Aristarch¹ befohlen,
 Auf Blumen oder heißen Kohlen
 Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
 Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
 Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
 Und bietet Gegenden dem Publikum zum Kauf,
 Wobon ich billig doch allein nur sprechen sollte².

20

25

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
 Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
 Sie weiß warum? und thut sehr wohl daran.
 Mich kennt man nur als Rinons³ Mann.
 Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
 Erscheinst du, alle Zungen zischen?
 O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
 Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
 Beschert mir endlich eine Wolkentur
 Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
 Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
 Auf meine stolze Hälfte nur.

30

35

Raum ist der Morgen grau,
 So kracht die Treppe schon von blau und gelben Rößen,
 Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päckchen,
 Signiert: „An die berühmte Frau.“
 Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
 „Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“⁴
 Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
 Ihr erster Blick fällt auf Rezensionen.
 Das schöne, blaue Auge — mir
 Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,

45

¹ Aristarch (um 250 v. Chr.), der berühmte alexandrinische Kritiker, hier als Bezeichnung eines gemeinen Rezensenten.

² Ihr Bild wird von einem Leipziger Verleger ihren Schriften beigegeben.

³ Rinon de Lenclous (1616—1706), die geistreiche Geliebte Richelieus, hier als Bezeichnung einer berühmten und bewunderten Frau.

⁴ Die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“ und Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“.

(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
 Sie legt es endlich weg und fragt nach ihren Kleinen.

50 Die Toilette wartet schon,
 Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
 Ein mürrisch, ungeduldig Drohn
 Gibt der erschrocknen Jose Flügel.
 Von ihrem Pukstisch sind die Grazien entflohn,
 55 Und an der Stelle holder Amorinen
 Sieht man Grinnhen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
 Und Mietlakaien springen von den Tritten,
 Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
 60 Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
 Großing¹ und Kompanie, dem B** Wundermann²
 Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
 Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
 Und Gh'mann heißt, wird vornehm angeblickt.
 65 Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen? —
 Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
 Wie sehr er sie bewund're, sagen —
 Und darf's vor meinem Angesicht!
 Ich steh' dabei, und, will ich artig heißen,
 70 Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
 Da geht es über meine Flaschen!
 Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
 Muß ich die Kehlen ihrer Rober waschen.
 75 Mein schwer verdienter Bissen Brot
 Wird hungriger Schmaroher Beute;
 O diese leidige, vermaledeite
 Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
 Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
 80 Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,

¹ Franz Rudolf von Großing aus Ungarn, ein beruchtigter Schwinbler, der sein Wesen abwechselnd in Wien, Leipzig, Halle, Berlin trieb; er gab 1784—1787 eine ganze Reihe Zeitschriften für Damen heraus („Damenjournal“, „Flora“, „Monatsschrift für Damen“, „Rosenblatt“ u. a.). Endlich wurde er wegen Betrugs festgenommen (zufällig gerade im Jahre unseres Gedichts, 1788) und hat in Österreich lange im Gefängnis gesessen.

² Lavater, der seit 1786 erster Pfarrer an der Peterkirche in Zürich war.

Ein Mienenspiel, ein ungechliffenes Beklagen —
 Erräthst du's nicht? O, ich versteh's genau!
 Daß diesen Brillant¹ von einer Frau
 Ein solcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern 85
 Streut die Natur den bunten Teppich hin,
 Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
 Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
 Ihr ist der Frühling wonneleer.
 Die Sängerin der süßesten Gefühle, 90
 Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
 Sagt ihrem Herzen jezt nichts mehr.
 Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
 Die Lilien bewundern nicht.
 Der allgemeine Jubelruf der Wesen 95
 Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
 Doch nein! Die Jahreszeit ist so schön — zum Reisen,
 Wie drängend voll mag's jezt in Pyrmont sein!
 Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
 Huch ist sie dort — in jenem bunten Reih'n, 100
 Wo Ordensbänder und Doktorentragen,
 Celebritäten aller Art,
 Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
 Zur Schau sich geben und zu Markte tragen;
 Wo, eingeschickt von fernen Meilen, 105
 Zerriss'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
 Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen! —
 Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
 Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflohen! 110
 Ein Weib, wie keines ist und keines war,
 Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
 Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
 Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
 So sah ich sie, die Herzensfesslerin, 115
 Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;

¹ Dreißigbig, wie derartige Wörter bei Schiller in dieser Zeit stets.

Das süße Wort: „Ich liebe dich!“
 Sprach aus dem holden Augenpaare;
 So führt' ich sie zum Traualtare,
 120 O, wer war glücklicher als ich?
 Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
 Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
 Mein Himmel war mir aufgethan.
 Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
 125 In ihrem Kreis die Schönste sie,
 Die Glückliche von allen sie
 Und mein durch Seelenharmonie,
 Durch ewig festen Bund der Herzen.
 Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen! —
 130 Ein großer Mann — ein schöner Geist.
 Der große Mann thut eine That — und reißt
 Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen!

Wen hab' ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
 Erwacht aus diesem Wonnerausch,
 135 Was ist von diesem Engel mir geblieben?
 Ein starker Geist in einem zarten Leib,
 Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
 Gleich ungeeignet zum Herrschen und zum Lieben;
 Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
 140 Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
 Um kümmerlich dem Stärkern nachzukriechen,
 Dem schöneren Geschlecht entflohn,
 Herabgestürzt von einem Thron,
 Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
 145 Aus Cythereas goldnem Buch* gestrichen
 Für — einer Zeitung Gnadenlohn.



* Goldenes Buch, so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

36. Die Künstler.¹

1789.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige²
 Stehst du an des Jahrhunderts Neige
 In edler stolzer Männlichkeit,
 Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
 Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille³,
 Der reiste Sohn der Zeit,
 Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
 Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
 Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
 Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
 Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
 Und prangend unter dir aus der Verwild' rung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
 Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
 Die an des Lebens ödem Strand
 Den weinenden, verlass'nen Waisen,
 Des wilden Zufalls Beute, fand⁴,
 Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
 Dein junges Herz im stillen zugekehrt

¹ Das Gedicht beruht auf zwei Grundgedanken: 1) einem allgemeinen oder philosophischen: Schönheit ist anschaulich dargestellte Wahrheit (Vers 64 f.); 2) einem geschichtlichen: alle geistige Kultur ist vom Schönheitsgefühl ausgegangen, und das Ziel des Kulturweges ist wiederum die höchste Vollenbung der Kunst (393 ff.). — 1) Die gegenwärtige Kulturhöhe verdankt der Mensch der Kunst (Vers 1—33). Die Schönheit erzog den Menschen zur Wahrheit, sittlich und wissenschaftlich (34—53), sie ist selbst die verhüllte Wahrheit und nur so dem Menschen zugänglich (54—90). — 2) Der geschichtliche Teil stellt, vom Altertum ausgehend, zuerst Entstehung und Entwicklung der Kunst dar (103—164), dann ihre Wirkung auf den Geist, und zwar auf Sittlichkeit (165—209) und Erkenntnis (210—253), endlich die Vollenbung zu harmonischer Weltanschauung (254—315); er führt dann durchs Mittelalter zur Neuzeit (329—382) und schließt mit einem Ausblick in die Zukunft, der wieder auf den ersten Teil zurückweist: je höher die Kunst steigt, desto klarer wird sich die Schönheit als die Wahrheit zeigen, nach der der Mensch erkennend und handelnd strebt (383—432); dann hat sich Cypris als Urania enthüllt (433—442, vgl. 54 ff.). — Die Künstler aber sollen nur nach der Schönheit streben, die dann von selbst mit der Wahrheit zusammenfallen wird (458—481).

² Als Zeichen des erfochtenen Sieges.

³ Die folgenden Verse heben die für das Zeitalter der Aufklärung und Humanität bedeutsamsten Vorzüge hervor.

⁴ Die Großthaten der Wissenschaft und Kunst werden in der Stille vollbracht.

⁵ Diese Vorstellung wird besonders in B. 66—77 ausgeführt.

- 20 Und die besleckende Begierde
 Von deinem zarten Busen abgewehrt,
 Die Gütige, die deine Jugend
 In hohen Pflichten spielend unterwies
 Und das Geheimnis der erhab'nen Tugend
- 25 In leichten Rätseln dich erraten ließ,
 Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
 In fremde Arme¹ ihren Liebling gab.
 O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
 Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
- 30 Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
 In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
 Dein Wissen teilest du mit vorgezog'nen Geistern,
 Die Kunst, o Mensch, hast du allein.²

- Nur durch das Morgenthor des Schönen
 85 Drangst du in der Erkenntnis Land.³
 An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
 Übt sich am Reize der Verstand.
 Was bei dem Saitenklang der MUSEN
 Mit süßem Beben dich durchdrang,
 40 Erzog die Kraft in deinem Busen,
 Die sich dereinst⁴ zum Weltgeist schwang.

- Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
 Die alternde Vernunft erfand,
 Lag im Symbol des Schönen und des Großen
 45 Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.⁵
 Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
 Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
 Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
 Das matte Blüten langsam treibt.

¹ Diese „fremden Arme“ heißen nachher (B. 29) die „niedern Dienerinnen“ der Kunst, und der Dichter nennt drei der hiermit gemeinten menschlichen Eigenschaften: Fleiß, Geschicklichkeit und Wissen.

² Wenn Schönheit, was der philosophische Grundgedanke des ganzen Gedichtes ist, anschaulich dargestellte Wahrheit ist, so gehört zu ihrer Auffassung eine sinnlich-geistige Organisation, wie sie dem Menschen, und ihm allein, eigentümlich ist.

³ Im Lande der Erkenntnis ist heller Tag; die Schönheit, das Thor, durch das wir eintreten, ist demnach zugleich der Morgen dieses Tages. Diese Morgenröte gewöhnt unser Auge an das blendende Licht der Wahrheit.

⁴ Dann später.

⁵ Die Wahrheit war durch das Schöne symbolisch ausgebrüllt.

Oh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

50

Die, eine Glorie von Orionen
Uns Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend¹ über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania²,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

55

60

65

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betrüge
Elysium auf seine Kerkerwand.

70

75

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.³

80

¹ Alles, was sich ihr naht, verzehrend, daher unnahbar.

² D. h. die Himmlische. In der Gestalt der Venus wird die Göttin der irdischen, sinnlichen Liebe von der einer reinen himmlischen unterschieden, die „Venus Urania“ heißt. Schiller faßt die erstere (die er B. 433 Cypria nennt) als Personifikation der Schönheit, die andere als die der Wahrheit.

³ Die Beziehung auf Inquisition und Glaubensgerichte ist hier etwas fremdartig, da sonst in diesem ersten Teile des Gebichts Hindeutungen auf bestimmte Zeiten mit Recht vermieden sind.

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
 Verschmäh't der Pflichten knechtisches Geleit;¹
 Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
 85 Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.²
 Die ihrem keuschen Dienste leben,
 Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht³ kein Geschick:
 Wie unter heilige Gewalt gegeben,
 Empfangen sie das reine Geisterleben,
 90 Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
 Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
 In deren Brust sie würdigte zu thronen,
 Durch deren Mund die Mächtigen gebeut,
 95 Die sie auf ewig flammenden Altären
 Erfor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
 Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
 Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
 Freut euch der ehrenvollen Stufe,
 100 Worauf die hohe Ordnung euch gestellt:
 In die erhab'ne Geisterwelt
 Wart ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
 Dem alle Wesen freudig dienen⁴ —
 105 Ein unermess'ner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
 Nächst um ihn⁵ her mit mattem Strahl beschienen,
 Ein streitendes Gestaltenheer,
 Die seinen⁶ Sinn in Sklavenbanden hielten⁶
 Und ungesellig rauh wie er,
 110 Mit tausend Kräften auf ihn zielten —

¹ Das Herz weist den Zwang der Pflicht von sich, weil es schon von selbst folgen will. (Dagegen Ged. 61, 108: er „verschmäh't“ die Fessel des Gesetzes, weist sie von sich, weil er nicht folgen will.)

² Beide Wege bedecken sich, fallen ineinander, ein Bild, mit dem es nicht recht übereinstimmt, daß der eine von ihnen „schöner geschlungen“ ist.

³ Macht erblaffen, schreidt. Vgl. Ged. 61, 77.

⁴ Der Nachsatz folgt unmittelbar mit den Worten „Ein unermess'ner Bau“, aber anafolutisch.

⁵ Bezieht sich auf den „Wilde“ (V. 111).

⁶ Dem Wilden erschienen die ihn umgebenden Naturkräfte, Donner, Blitz, Sturm, Regen, als feindliche Mächte, als Dämonen.

So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
 Durch der Begierde blinde Fessel nur¹
 An die Erscheinungen gebunden²,
 Entfloß ihm, ungenossen, unempfundnen,
 Die schöne Seele der Natur.

115

Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
 Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten³
 Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
 Und lerntet in harmon'schem Band
 Gesellig sie zusammengatten.⁴
 Leichtschwebend fühlte sich der Blick
 Vom schlanken Wuchs der Feder aufgezo-gen,
 Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
 Die hüpfende Gestalt zurück.

120

Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen⁵,
 Womit euch die Natur hilfsreich entgegenkam?
 Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
 Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.

125

Von ihrem Wesen abgeschieden,
 Ihr eignes liebliches Phantom,
 Warf sie sich in den Silberstrom,
 Sich ihrem Räuber anzubieten.

130

Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
 Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
 Schuft ihr im Sand, im Thon den holden Schatten nach,
 Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
 Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
 Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

135

Von der Betrachtung angehalten,
 Von eurem Späheraug' umstrickt,

140

¹ Kein Widerspruch zum Vorhergehenden, denn auch die Furcht geht aus dem Begehren (nicht dem Betrachten) hervor.

² Zu ihnen in Beziehung stehend.

³ Die Gestalten, die euch nahe standen.

⁴ Diese Verse gehen noch nicht auf Nachbildung, welche erst B. 133 als etwas Neues erwähnt wird, sondern bedeuten nur: ihr standet den Erscheinungen nicht mehr feindlich und ungestüm gegenüber, sondern faßtet sie „still“, d. h. betrachtend, zu einem freundlichen, harmonischen Bilde zusammen.

⁵ Wie hättet ihr verfehlen können.

Verrieten die vertraulichen Gestalten
 Den Talisman¹, wodurch sie euch entzückt.
 Die wunderwirkenden Gesetze,
 Des Reizes ausgeforschte Schätze,
 145 Verknüpfte der erfindende Verstand
 In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
 Der Obeliske stieg, die Pyramide,
 Die Herme stand, die Säule sprang empor,
 Des Waldes Melodie² floß aus dem Haberrohr,
 150 Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur,
 Mit weiser Wahl in einen Strauß³ gebunden,
 So trat die erste Kunst aus der Natur;
 Jetzt wurden Sträüße³ schon in einen Kranz³ gewunden,
 155 Und eine zweite, höh're Kunst erstand
 Aus Schöpfungen der Menschenhand.
⁴Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
 Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
 Verliert die Krone, die es trug,
 160 Sobald es Wirklichkeit empfangen.
 Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
 An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
 Der Held im Heldenheer zerfließen,
 Des Mäoniden⁵ Harfe stimmt voran.

¹ Das Gesetz der Schönheit; dasselbe sind nachher „die wunderwirkenden Gesetze“ und die „ausgeforschten“, d. h. nunmehr in ihrem Wesen erkannten „Schätze des Reizes“, die geheimnisvollen Ursachen des Wohlgefallens, also z. B. Gleichmaß, Gliederung, Entsprechung der Teile u. s. w.

² Der Gesang der Vögel, den die erste Musik nachahmte.

³ „Strauß“ und „Kranz“ sind natürlich nur Bilder des geschilderten Fortschrittes.

⁴ Zur Erklärung des Folgenden vgl. Schiller an Körner, 30. März 1789: „Jedes Kunstwerk ist ein Ganzes, und solange es den Künstler beschäftigt, ist es sein einziger Zweck; so zum Beispiel eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetische Beschreibung. Wenn aber die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie diese einzelne Ganze in Teile eines neuen und größern Ganzen, darum sage ich, sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, gibt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie ziert, der Charakter eines Helden, an sich allein schon vollkommen, dient nur als subordiniertes Glied in der Iliade, die einzelne Säule dient der Symmetrie.“ Auffallend ist nur „Wirklichkeit empfangen“, da doch auch die einzelne Säule zc. schon „vollendet aus der Hand“ des Künstlers gegangen war.

⁵ Beiname Homers.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
 Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
 „Seht“, riefen die erfreuten Scharen,
 „Seht an, das hat der Mensch gethan!“
 In lustigen, geselligeren Paaren
 Riß sie des Sängers Leier nach,
 Der von Titanen sang und Riesenschlachten
 Und Löwentötern, die, so lang' der Sänger sprach,
 Aus seinen Hörern Helden machten.
¹Zum ersten Mal genießt der Geist,
 Erquickt von ruhigeren Freuden,
 Die aus der Ferne nur ihn weiden,
 Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
 Die im Genuße nicht verschwinden.

165

170

175

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlase
 Die freie, schöne Seele los;
 Durch euch entseffelt, sprang der Sklave
 Der Sorge in der Freude Schoß.
 Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
 Und Menschheit² trat auf die entwölkte Stirn,
 Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
 Sprang aus dem staunenden Gehirn.
 Jetzt stand der Mensch³ und wies den Sternen
 Das königliche Angesicht;
 Schon dankte nach erhab'nen Fernen
 Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
 Das Lächeln blühte auf der Wange;
 Der Stimme seelenvolles Spiel
 Entfaltete sich zum Gesange;
 Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
 Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
 Entquollen dem beseeelten Munde.

180

185

190

195

¹ Im folgenden wird der Unterschied des sinnlichen und des ästhetischen Genusses geschildert. Der erstere will seinen Gegenstand „in sich reißen“ (s. Vers 112 die Schilderung des Wilden), der andre beruht, wie Kant sagt, auf einem „uninteressierten Wohlgefallen“.

² Menschlichkeit.

³ Die Bedeutung seiner aufrechten Haltung kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein.

- Begraben¹ in des Wurmes Triebe,
 Umschlungen von des Sinnes Lust,
 Erkanntet ihr in seiner Brust
 200 Den edlen Keim der Geisterliebe.
 Daß von des Sinnes niederm Triebe
 Der Liebe bess'rer Keim sich schied,
 Dankt er dem ersten Hirtenlied.
 Geabelt zur Gedankenwürde,
 205 Floß die verschämmtere Begierde
 Melodisch aus des Sängers Mund.
 Sanft glühten die betauten Wangen,
 Das überlebende Verlangen
 Verkündigte der Seelen Bund.²
- 310 3Der Weisen Weisestes, der Mildern Milde,
 Der Starken Kraft, der Edeln Grazie⁴
 Vermähltet ihr in einem Bilde
 Und stellte es in eine Glorie.
 Der Mensch erbebt⁵ vor dem Unbekannten,
 215 Er liebt seinen Widerschein,
 Und herrliche Heroen brannten,
 Dem großen Wesen gleich zu sein.
 Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,⁶
 Ihr ließt ihn in der Natur ertönen.
- 220 7Der Leidenschaften wilden Drang,
 Des Glückes regellose Spiele,
 Der Pflichten und Instinkte Zwang
 Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,

¹ Auf „Keim“ bezüglich.

² Die bloß sinnliche Begierde erlosch, aber das innige Verlangen, die Liebe, blieb, „überlebte“ jene.

³ Die drei folgenden Strophen zeigen, wie sich der Mensch durch die Kunst „zum Weltgeist schwang“ (Vers 41). Der Inhalt der ersten dieser drei Strophen ist: indem der Künstler die edelsten menschlichen Eigenschaften zur höchsten Potenz erhebt und dann, in dem Bewußtsein, daß es ein solches Idealbild in der irdischen Wirklichkeit nicht geben könne, eine das menschliche Wesen überragende Gestalt daraus macht, entsteht die Vorstellung eines Gottes.

⁴ Die Anmut, sofern sie der Ausfluß eines edlen und freien Geistes ist.

⁵ Früher; jetzt sah er in Gott den Widerschein seines eigenen Wesens.

⁶ Gott.

⁷ Wie von Gott, gibt der Dichter auch ein Idealbild vom Zusammenhang des Geschickens, indem er die Kräfte darstellt, die auf das Schicksal des Menschen Einfluß haben: Leidenschaft, Glück, und was in der Menschenbrust gegen die Leidenschaft

Mit strengem Richtsicht nach dem Ziele.
 Was die Natur auf ihrem großen Gange
 In weiten Fernen auseinander zieht,
 Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
 Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
 Vom Eumenidenchor geschreiet,
 Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
 Das Los des Todes aus dem Lied.¹
 Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
 Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
 Der jugendlichen Vorwelt auf;
 Still² wandelte von Thespis'³ Wagen
 Die Vorsicht in den Weltenlauf.⁴

225

230

235

⁵Doch in den großen Weltenlauf
 Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
 Als des Geschickes dunkle Hand,
 Was sie vor eurem Auge schnürte,
 Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
 Das Leben in die Tiefe schwand,
 Eh' es den schönen Kreis vollführte⁶ —
 Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
 Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
 Da stürztet ihr euch ohne Beben
 In des Avernus schwarzen Ozean⁷

240

245

ankämpft oder sie beseuert, Pflicht und Trieb. Aber er nimmt nur das auf, was für sein Ziel (224) förderlich ist, nämlich für den deutlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne, Charakter und Schicksal, so daß jedes Ereigniß sich als ein leicht faßliches Glied (228) in die Ordnung des Ganzen einreißt.

¹ Den Zuhörer überkommt das Gefühl, daß die Verknüpfung, die er im Kunstwerke so anschaulich sieht, auch im Leben vorhanden sein müsse (tragische Furcht).

² Unvermerkt, ohne absichtlichen Lehrtön.

³ Thespis (um 540 v. Chr.), der erste tragische Dichter der Griechen, der seine Vorstellungen auf einem Wagen gegeben haben soll.

⁴ Der Glaube an eine sittliche Weltordnung, an das Walten der „Vorsicht“ im Weltenlauf, ist von der Kunst, insbesondere dem Drama, ausgegangen.

⁵ Zur Erklärung des Folgenbened vgl. Schiller an Körner, 30. März 1789: „Aber dieses Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. — Da sich aber sein Geist einmal mit dem Ebenmaß vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhältnisse des jetzigen aufzulösen.“

⁶ Das Leben vollendete sich nicht zu einem abgeschlossenen Kreise; dasselbe Bild B. 245: ihr führtet den Bogen weiter.

⁷ Der Avernussee in Campanien galt für den Eingang in die Unterwelt.

Und trafet das entflo'ne Leben
 Jenseits der Urne wieder an;
 250 Da zeigte sich mit umgestürztem Richte,
 An Kaster¹ angelehnt, ein blühend Pollurbild¹,
 Der Schatten in des Mondes Angesichte²,
 Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
 255 Schwang sich der schaffende Genie³.
 Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
 Aus Harmonieen Harmonie.⁴
 Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
 Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
 260 Der Reiz; der diese Nymphe schmückt,
 Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
 Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
 Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen,⁵
 Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
 265 Im Tempel zu Olympia sich neigen.⁶

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
 Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
 Die sich in heißen Kämpfen üben,
 Erweitern euren Schöpfungskreis.

¹ Pollux, der unsterbliche Bruder des sterblichen Kaster, als Sinnbild der Unsterblichkeit, Kaster als das des bloß irdischen Lebens. Ersterer trägt die umgestürzte Fackel, das Symbol des Todes, weil der Mensch nur durch den Tod zu unsterblichem Leben gelangt.

² Der unbeschiedene Teil des Mondes, den man neben der hellen Sichel dunkel zu sehen pflegt; wie nun dieser matt beleuchtete Teil die helle Mondscheibe ahnen läßt, so steht neben dem irdischen Leben (Kaster) die dunkle Ahnung des ewigen Lebens (Pollux); Pollux heißt „blühend“, wie ja der Genius des Todes ein lieblicher Jüngling ist.

³ Seltener Gebrauch des Maskulinums für das Neutrum, nach: der Genius.

⁴ Ein ähnlicher Fortschritt wie in B. 151—164, doch ist dort mehr ein Aneinanderfügen, hier ein innerliches Durchbringen verschiedener Schönheitselemente gemeint.

⁵ Der bloß sinnliche Reiz der Nymphe wird zum Bestandteil einer höheren, geistigen Schönheit; die Darstellung des Gottes zeigt dieselbe Kraft, die „in des Ringers Muskel“ schwoh, aber sie ist durch die heiligsvolle Schönheit des Gottes gebändigt, „sie muß lieblich schweigen“, während sie vorher rauh und laut hervortrat.

⁶ Sich dem Gesamteindrucke des Tempels unterordnen. Zugleich aber soll hierin eine Anspielung auf die gebückte Haltung des berühmten Zeusbildes von Phidias liegen; beides nach Schillers eigener Erklärung.

Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen 270
 Dankbar die Kunst mit sich empor,
 Und neue Schönheitswelten springen
 Aus der bereicherten Natur hervor.¹

² Des Wissens Schranken gehen auf,
 Der Geist, in euren leichten Siegen 275
 Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
 Ein künstlich All von Reizen zu durchheilen,
 Stellt der Natur entlegenere Säulen³,
 Greilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.

Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten⁴, 280
 Mißt sie mit Maßen, die sie⁵ ihm geliehn;
 Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten⁶
 Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn.

In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude
 Leiht er den Sphären seine Harmonie⁷, 285
 Und preiset er das Weltgebäude,
 So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
 Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
 Der Schönheit goldner Gürtel webet 290
 Sich mild in seine Lebensbahn;
 Die selige Vollendung schwebet
 In euren Werken siegend ihm voran.⁸

¹ Die Natur ist durch die Kultur umgestaltet und bereichert, das Menschenherz von neuen Trieben beseelt; beides gibt der Kunst immer neue Anregung.

² Der Mensch, im Kleinen geübt, ein Kunstwerk als ein wohlgegliedertes Ganzes zu verstehen, bringt nun immer tiefer in die wirkliche Natur ein, um auch sie unter dem Gesichtspunkt solcher Einheit aufzufassen.

³ Grenzpfiler: der Geist rückt die Grenzen der (von ihm erkannten) Natur immer weiter hinaus.

⁴ In übertragenem Sinne: er beurteilt die Natur jetzt nach sich, macht sich „zum Maß aller Dinge“.

⁵ Muß auf die Natur gehen, sofern diese künstlerische Auffassung doch schließlich auch aus der Natur stammt. Aber der Gedanke ist hier fremd; denn durchweg hebt der Dichter sonst gerade den Gegensatz hervor.

⁶ Gesehen. — Die Natur ist verständlicher, wenn sie angeschaut wird, als stünde sie unter den Gesetzen der Schönheit, die der Mensch aus seiner Anschauung dazuthut.

⁷ Anspielung auf die von Pythagoras begründete Lehre von der Sphärenharmonie.

⁸ Die „selige Vollendung“, nach der der Mensch im Leben strebt, ist ihm in den Werken der Kunst bereits vorbildlich (ideal) gegeben, und er ringt dieser „lieblichen Begleitung“ (V. 302) nach.

Wohin die laute Freude eilet,
 295 Wohin der stille Kummer flieht,
 Wo die Betrachtung denkend weilet,
 Wo er des Glends Thränen sieht,
 Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
 Folgt ihm ein Harmonieenbach,
 300 Sieht er die Huldgöttinnen spielen
 Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
 Der lieblichen Begleitung nach.
 Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
 Wie die Erscheinungen um ihn
 305 In weichem Umriß ineinander schwinden,
 Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
 Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
 Das seine Sinne wollustreich umfließt,
 Und der hinschmelzende Gedanke schließt
 310 Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
 Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
 Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
 Empfängt er das Geschöpf, das ihn bedräut,
 Mit freundlich dargebot'nem Busen
 315 Vom sanften Bogen¹ der Notwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
 Erfreunde Begleiter durch das Leben,
 Das Edelste, das Teuerste, was sie,
 Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
 320 "Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
 Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
 Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepher ihm gebeut,
 Dies dankt euch — eure Ewigkeit
 Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
 325 Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
 Der Freude Götter lustig scherzen,
 Der holde Traum sich lieblich spinnt,
 Dafür seid liebevoll umfassen!

¹ Anspielung auf die „sanften Geschosse“ des Apoll oder der Artemis, von denen Homer bei einem plötzlichen natürlichen Tode spricht.

² In den folgenden Versen werden zwei Gaben der Künstler gepriesen: Freiheit und Freude; für die erste verdienen sie unsterblichen Ruhm, für die zweite Liebe.

Dem prangenden, dem heitern Geist,
 Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,
 Der seinen Äther, seinen Sternenbogen
 Mit Anmut uns bedienen heißt,
 Der, wo er schrecket, noch durch Erhabenheit entzückt
 Und zum Verheeren selbst sich schmückt,
 Dem großen Künstler¹ ahmt ihr nach.
 Wie auf dem spiegelhellen Bach
 Die bunten Ufer tanzend schweben,
 Das Abendrot, das Blütenfeld,
 So schimmert auf dem dürrt'gen Leben
 Der Dichtung munt're Schattenwelt.
 Ihr führet uns im Brautgewande
 Die fürchterliche Unbekannte,
 Die unerweichte Parze vor.
 Wie eure Urnen² die Gebeine,
 Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
 Der Sorgen schauervollen Chor.
 Jahrtausende hab' ich durchheilet,
 Der Vortwelt unabsehblich Reich:
 Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
 Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigem Gefieder
 Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
 In eurem Arm fand sie³ sich wieder,
 Als durch der Zeiten stillen Sieg
 Des Lebens Blüte von der Wange,
 Die Stärke von den Gliedern wich,
 Und traurig, mit entnervtem Gange,
 Der Greis an seinem Stabe schlich.
 Da reichet ihr aus frischer Quelle
 Dem Lechzenden die Lebenswelle;
 Zweimal⁴ verjüngte sich die Zeit,
 Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

¹ Gott.

² Die von den Künstlern geschaffen.

³ Die Menschheit.

⁴ Zur Zeit der Griechen und zur Zeit der Renaissance.

- Vertrieben von Barbarenheeren¹,
 Entrißet ihr den letzten Opferbrand
 365 Des Orients entheiligten Altären
 Und brachtet ihn dem Abendland.
 Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
 Der junge Tag, im Westen neu empor,
 Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
 370 Verjüngte Blüten Joniens hervor.
 Die schönere Natur warf in die Seelen
 Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
 Und prangend zog in die geschmückten Seelen
 Des Lichtes große Göttin ein.²
 375 ³Da sah man Millionen Ketten fallen,
 Und über Sklaven sprach jezt Menschenrecht;
 Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
 So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
 Mit innrer, hoher Freudenfülle
 380 Genießt ihr das gegeben'ne Glück
 und tretet in der Demut Hülle
 Mit schweigendem Verdienst zurück.

- Wenn auf des Denkens freigegeb'nen Bahnen
 Der Forscher jezt mit kühnem Glücke schweift
 385 Und, trunken von siegrufenden Pöänen,
 Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
 Wenn er mit niederm Söldnerslohne
 Den edlen Führer zu entlassen glaubt
 Und neben dem geträumten Throne
 390 Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
 Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
 Schwebt glänzend über eurem Haupt.
 Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
 Begann die seelenbildende Natur,

¹ Gemeint sind die Türken, die 1453 Konstantinopel eroberten und dadurch viele Griechen zwangen, nach Italien auszuwandern.

² Eine solche unmittelbare Einwirkung der Künste auf Veredelung und Gesittung im Zeitalter des „Humanismus“ ist nicht geschichtlich.

³ Die Schilderung in den folgenden vier Versen paßt nicht auf das 16. und 17. Jahrhundert (Dreißigjähriger Krieg!). Man muß wohl mehr an die Gegenwart des Dichters denken, so daß das Gedicht zu seinem Anfang zurückkehrt: die Künstler haben ihre Aufgabe erfüllt.

Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

395

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.

Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.

400

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein,

405

Wenn er auf einen Hügel mit euch steigt,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeigt.¹

Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,

Je höh're, schön're Ordnungen der Geist

410

In einem Zauberbund durchflieget,

In einem schwelgenden Genuß umkreist;

Je weiter sich Gedanken und Gefühle

Dem üppigeren Harmonieenspiele,

Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —

415

Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,

Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,

Sieht er die hohen Formen dann vollenden²,

Je schön're Rätsel treten aus der Nacht,

Je reicher wird die Welt, die er umschließet,

420

Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,

Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,

Je höher streben seine Triebe,

Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.

So führt ihn, in verborg'nem Lauf³,

425

Durch immer rein're Formen, rein're Töne,

¹ Wie man das Thal am besten von einer Höhe überschaut, so ist ein einheitlicher Überblick über die materielle wie über die geistige Welt nur vom künstlerischen Standpunkt, von „der Schönheit Hügel“ (Geb. 61, 49), möglich.

² Einzelheiten, die sich, ehe man das Ganze überblickte, dem „Weltenplan“ nicht einreihen wollten, sondern als unvollkommene, „verstümmelte“ Glieder das Weltbild, das sich der Forscher gemacht hat, zu verunstalten (zu „schänden“) scheitern, lassen nunmehr die erhabene Form des Weltganzen um so deutlicher erkennen, sie „vollenden die hohen Formen“.

³ Unvermerkt, wie B. 235 „still“.

Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
 Der Dichtung Blumenleiter still hinauf.
 Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
 430 Noch eine glückliche Begeisterung,
 Des jüngsten Menschenalters Dichterschwingung,
 Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

¹Sie selbst, die sanfte Cypria,
 Umleuchtet von der Feuerkrone,
 435 Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
 Entschleiert — als Urania,
 So schneller nur von ihm erhaschet,
 Je schöner er von ihr geflohn!²
 So süß, so selig überraschet
 440 Stand einst Ulyssens edler Sohn,
 Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
 Zu Jovis Tochter sich verklärte.³

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
 Bewahret sie!
 445 Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
 Der Dichtung heilige Magie
 Dient einem weisen Weltenplane,
 Still lenke sie zum Ozeane
 Der großen Harmonie!

450 Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
 Die ernste Wahrheit zum Gedichte
 Und finde Schutz in der Ramönen Chor.
 In ihres Glanzes höchster Fülle,
 Furchtbarer in des Reizes Hülle,
 455 Erstehe sie in dem Gesange

¹ Was der Dichter in V. 64 und 65 nur für ein jenseitiges, rein geistiges Dasein anzunehmen schien, schreibt er in den folgenden Versen noch der höchsten Stufe irdischer, menschlicher Entwidlung zu.

² Der Mensch ist von der Wahrheit weggeflohen (Vers 58), um der Schönheit nachzujagen; indem er die letztere wirklich erreicht („erhaschet“), hat sie sich gleichsam unter seinen Händen in die Wahrheit verwandelt. Dieß „Erhaschen“ tritt um so eher ein, je „schöner“ seine Flucht vor der Wahrheit war, d. h. je mehr er dabei nur auf die Schönheit bedacht war.

³ Erinnerung an Fénelons „Aventures de Télémaque“, wo sich Telemachs Begleiter Mentor schließlich als Minerva offenbart.

Und räche sich mit Siegesklänge
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der frei'sten Mutter¹ freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne! 460
Um andre Kronen buhlet nicht!²
Die Schwester³, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein. 465
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen 470
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht, 475
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit, 480
In einen Strom des Lichts zurück!

¹ Der Schönheit; die Künstler sind „frei“, weil sie keinem andern Gesetz als dem der Schönheit unterworfen sind.

² Wollt nicht, wie Wissenschaft und Moral, belehren und bessern, sondern nur durch die Schönheit erfreuen; an ein Vuhlen um äußere Güter ist wohl nicht gedacht.

³ Die der Schönheit, nämlich Wissenschaft und Sittlichkeit, Töchter der Wahrheit im höchsten Sinne („Urania“) wie die Schönheit. Also: strebt nur nach dem Schönen; erreicht ihr dies im höchsten Sinne, so schließt es von selbst das Gute und Wahre ein; denn unmöglich kann das, „was schöne Seelen schön empfunden“, anders sein als „trefflich und vollkommen“, d. h. gut und wahr.

37. In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes.

1793.

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Foliobogen,
 Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
 Jetzt, da die Wissenschaft ins Klein're sich gezogen
 Und leicht wie Kork in Almanachen schwimmt,
 Hast du, ein hochbeherzter Mann,
 Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
 Wie, fürchtest du denn nicht, ich muß dich ernstlich fragen,
 An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

—*:k—

38. Poesie des Lebens.

An ***

1795.

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
 Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
 Mit trüg'rischem Besitz die Hoffnung hintergehn?¹
 Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
 Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
 Soll gleich den freien Geist, den der erhab'ne Flug
 Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
 Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden:
 Er lernt sich selber überwinden,
 Ihn wird das heilige Gebot
 Der Pflicht, das furchtbare der Not,
 Nur desto unterwürf'ger finden.
 Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
 Wie trägt er die Notwendigkeit?"
 So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
 Aus der Erfahrung sichern Pforte
 Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
 Erschreckt von deinem ernsten Worte

¹ Die Schattenbilder, d. h. unsre Bahnvorstellungen, welche die Wirklichkeit mit schönem Schein überkleiden, „hintergehen die Hoffnung“, indem sie ihr trügerischerweise die Erfüllung, also den Besitz eines Gutes oder Glückes vorspiegeln

Entflieht der Liebesgötter Schar,
 Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze, 20
 Still traurend nehmen ihre Kränze
 Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar;
 Apoll zerbricht die goldne Leier
 Und Hermes seinen Wunderstab,
 Des Traumes rosenfarb'ner Schleier 25
 Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
 Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
 Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
 Cytherens Sohn¹, die Liebe sieht,
 Sie sieht in ihrem Götterkinde 30
 Den Sterblichen, erschrickt und flieht.
 Der Schönheit Jugendbild veraltet,
 Auf deinen Lippen selbst erkaltet
 Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
 Ergreift dich die Versteinerung. 35

39. Die Macht des Gesanges.²

1795.

Ein Regenstrom aus Felsenriffen,
 Er kommt mit Donners Ungestüm,
 Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
 Und Eichen stürzen unter ihm;
 Erstaunt, mit wollustvollem Grausen, 5
 Hört ihn der Wanderer und lauscht,
 Er hört die Flut vom Felsen brausen,
 Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
 So strömen des Gesanges Wellen
 Hervor aus nie entdeckten Quellen. 10

¹ Groß, der Sohn der Aphrodite (vgl. S. 89, Anm. 5).

² Schiller an Körner, 8. Sept. 1795: „Die Einheit des Liebes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her.“ Die Worte zeigen, daß nicht vom „Gesang“ im engeren Sinne, sondern von der mächtigen Wirkung der Dichtkunst die Rede ist. Str. 1 gibt den Ursprung des „Gesanges“ an, die andern vier seine Macht. Str. 2 führt aus, daß er unwiderstehlich sei, Str. 3 und 4, daß er uns über die kleinen irdischen Verhältnisse, nichtigen Jubel und nichtigen Kummer, erhebe, Str. 5, daß er uns von der Unnatur befreie.

Verbündet¹ mit den furchtbar'n Wesen,
 Die still des Lebens Faden drehn,
 Wer kann des Sängers Zauber lösen,
 Wer seinen Tönen widerstehn?
 Wie mit dem Stab des Götterboten
 Beherrscht er das bewegte Herz,
 Er taucht es in das Reich der Toten,
 Er hebt es staunend himmelwärts
 Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
 Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
 Der Freude, mit Gigantenschritt,
 Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
 Ein ungeheures Schicksal tritt;
 Da beugt sich jede Erdengröße
 Dem Fremdling aus der andern Welt,
 Des Jubels nichtiges Getöse
 Verstummt, und jede Larve fällt,
 Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
 Verschwindet jedes Werk der Lüge:

So rafft von jeder eiteln Bürde,
 Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
 Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
 Und tritt in heilige Gewalt;
 Den hohen Göttern ist er eigen,
 Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
 Und jede andre Macht muß schweigen,
 Und kein Verhängnis fällt ihn an.
 Es schwinden jedes Kammers Falten,
 Solang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
 Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
 Ein Kind mit heißen Reuethränen
 Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
 So führt zu seiner Jugend Hütten,
 Zu seiner Unschuld reinem Glück

¹ Bezieht sich, grammatisch ungenau, auf den folgenden Genitiv „des Sängers“.

Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gefang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

50



40. Das Kind in der Wiege.

1795.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch
die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

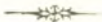


41. Odysseus.

1795.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus,
Durch der Scylla Geßell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken
des Landes,

Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste: 5
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.



42. Das Unwandelbare.

1795.

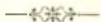
Unaufhaltfam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.



43. Zeus zu Herkules.

1795.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.



44. Der Tanz.

1795.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich
die Paare

Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.

Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?

Schlingen im Mondlicht dort Elfen den lustigen Reih'n?

5 Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,

Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,

Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;

Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,

10 Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten Reih'n.

Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm
schwindet,

Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.

Sieh! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirrdurcheinander

Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.

15 Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich,

Nur mit verändertem Reiz stellt die Regel sich her.

Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,

Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwancken

20 Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?

Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet

Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts¹ mächtige Gottheit,

Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,

25 Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel

Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.

Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?

Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs?

Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?

30 Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum

Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?

Daß du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.



¹ Der Harmonie.

45. Spruch des Konfucius.

1795.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
 Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
 Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen,
 Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld besflügelt
 Ihren Schritt, wenn sie vertweilt.
 Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
 Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
 Keine Reu', kein Zaubersegen
 Kann die Stehende bewegen.

5

10

Möchtest du beglückt und weise
 Endigen des Lebens Reise,
 Nimm die Zögernde zum Rat,
 Nicht zum Werkzeug deiner That.¹
 Wähle nicht die Fliehende zum Freund²,
 Nicht die Bleibende zum Feind.

15

46. Würden.

1795.

Wie die Säule des Lichts³ auf des Baches Welle sich
 spiegelt —

Hell, wie von eigener Glut, flammt der vergoldete Saum;
 Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
 Drängt eine andre sich schon, schnell, wie die erste, zu fliehn —
 So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen:
 Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

5

¹ Behandle sie nicht als etwas schon Vorhandenes, rechne nicht mit ihr und auf sie.

² Hastenicht an ihrem Genuß.

³ Der Lichtstreifen, der über das Wasser hingleht.

47. Deutschland und seine Fürsten¹.

1795.

Große Monarchen erzeugeſt du und biſt ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber verſuch' es, o Deutſchland, und mach' es deinen Beherrſchern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menſchen zu ſein.



48. Pegasus² im Joch.

1795.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Hahnmaket³,
Wo andre Dinge noch in Ware ſich verwandeln,
Bracht' einſt ein hungriger Poet
Der Muſen Roß, es zu verhandeln.

- 5 Hell wieherte der Hippograpph
Und bäumte ſich in prächtiger Parade;
Erſtaunt blieb jeder ſtehn und rief:
„Daß edle, königliche Tier! — Nur ſchade,
Daß ſeinen ſchlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
10 Entſtellt! Den ſchönſten Poſtzug würd' es zieren.
Die Raſſe, ſagen ſie, ſei rar,
Doch wer wird durch die Luſt kutzſchieren?
Und keiner will ſein Geld verlieren.“
Ein Pächter endlich ſaßte Mut.
15 „Die Flügel zwar“, ſpricht er, „die ſchaffen keinen Nutzen;

¹ Je reifer und ſelbſtändiger die Unterthanen ſind, beſto ſchwerer iſt es für den König, ihnen gegenüber als der überlegene Führer zu erſcheinen, beſto leichter aber kann er ihnen rein menſchlich näher treten.

² Ein geflügeltes Roß, das aus dem Blute der von Perſeus getöteten Meduſa entſprang; es ſchlug durch einen Huſſchlag die Muſenquelle Hippokrene auf dem Helikon hervor, aber als Dichterroß galt es den Alten nicht. Arioſt erzählt von einem Zauberroße Hippograpph, das eine Stute einem Greiſen geboren habe; dieſes galt ſeit Wielands „Oberon“ („Noch einmal ſattelt mir den Hippograpphen, ihr Muſen!“) als Dichterroß. Schiller vermiſcht beide Geſtalten und nennt ſeinen Pegasus auch geradezu „Greiſ“ und „Vogel“. Unter dem Pegasus iſt im ganzen Gedichte nicht der Dichter ſelbſt, ſondern ſein Genie zu verſtehen, das er in der Not des Lebens zu unwürdigem Dienſt verkauft hat, und das, zu dieſem Dienſt gezwungen, verkümmern muß; nur wo es ſich frei entfalten kann, gebeiht es und erhebt und erfreut die Menſchen.

³ Engliſcher Marktflecken, wo ehemals auch Frauen von ihren Männern verkauft werden durften.

Doch die kann man ja binden oder stutzen,
 Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
 Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen."
 Der Tauscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
 Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!" 20
 Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt;
 Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
 So rennt es fort mit wilber Flugbegierde
 Und wirft, von edelm Grimm entbraunt, 25
 Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
 „Schon gut“, denkt Hans. „Allein darf ich dem tollen Tiere
 Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
 Doch morgen fahr' ich Passagiere,
 Da stell' ich es als Vorspann in den Zug. 30
 Die munt're Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
 Der Koller gibt sich mit den Jahren."

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
 Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
 Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt, 35
 Und ungeteuhnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
 Verläßt es bald der Räder sichere Spur,
 Und, treu der stärkeren Natur,
 Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
 Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann, 40
 Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
 Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
 Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
 Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!" 45
 Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht,
 „So wird es nimmermehr gelingen;
 Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
 Durch mag're Kost und Arbeit zwingen."
 Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier, 50
 Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
 Zum Schatten abgekehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!"

Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!“

- 55 Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochse und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
60 Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

- 65 „Verwünschtes Tier!“ bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
„So bist du denn zum Ackern selbst zu schlinum?
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.“

- Indem er noch in seines Bornes Wut
70 Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell¹ die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.

- 75 „Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?“
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochse an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
80 Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun.“

- Der Hippogryph wird ausgepannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Raum fühlt das Tier des Meisters sichere Hand,
85 So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blicke sprühen aus den besetzten Blicken;
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,

¹ Apollo.

Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
 Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
 Und eh' der Blick ihm folgen kann,
 Entschwebt es zu den blauen Höhen.

90



49. Der spielende Knabe.

1795.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
 Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
 Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
 Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
 Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
 Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
 Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
 Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
 Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hag're, die ernste,
 Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut. 10

5



50. Die Johanniter.

1795.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
 Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus
 beschützt,
 Durch die syrische Wüste den hangen Pilgrim geleitet
 Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
 Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des
 Wärters, 5
 Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
 Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
 Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
 Religion des Kreuzes, nur du verknüpfstest in einem
 Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich! 10

5

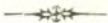


51. Der Sämann.

1795.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen
 Samen

Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
 Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Thaten zu streuen,
 Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühen?

52. Die zwei Tugendwege.¹

1795.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend
 emporstrebt;

Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
 Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.

Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

53. Die Ideale.²

1795.

So willst du treulos von mir scheiden
 Mit deinen holden Phantasien,
 Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
 Mit allen unerbittlich fliehn?
 Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
 O meines Lebens goldne Zeit?
 Vergebens, deine Wellen eilen
 Hinab ins Meer der Ewigkeit.

¹ Es gibt zweierlei Bethätigungsformen der Tugend: wer sie handelnd erringt, ist glücklich. Aber es würde manche tiefe Seite im Menschen unentwickelt bleiben, wenn er nicht auch das Leiden und damit die sittlichen Kräfte, die sich im Dulden bethätigen, kennen lernte.

² Das Wort „Ideal“ steht hier in der gewöhnlichen Bedeutung eines Gedankenbildes, das unsere Anschauungen und Bestrebungen beherrscht (anders z. B. in Gedicht 61). Der Dichter klagt, daß mit seiner Jugend auch die ihn beseelenden idealen Vorstellungen von der Welt, seine Hoffnungen und begeisternden Entwürfe geschwunden seien; er findet Trost in treuer Freundschaft und rastloser, hingebender Thätigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
 Die meiner Jugend Pfad erhellst,
 Die Ideale sind zerronnen,
 Die einst das trunk'ne Herz geschwellt;
 Er ist dahin, der süße Glaube
 An Wesen, die mein Traum gebär,
 Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
 Was einst so schön, so göttlich war.

10

15

Wie einst mit flehendem Verlangen
 Pygmalion den Stein umschloß,
 Bis in des Marmors kalte Wangen
 Empfindung glühend sich ergoß,
 So schlang ich mich mit Liebesarmen
 Um die Natur mit Jugendlust,
 Bis sie zu atmen, zu erwarmen
 Begann an meiner Dichterbrust,

20

Und, teilend meine Flammentriebe,
 Die Stumme eine Sprache fand,
 Mir wiedergab den Kuß der Liebe
 Und meines Herzens Klang verstand;
 Da lebte mir der Baum, die Rose,
 Mir sang der Quellen Silberfall,
 Es fühlte selbst das Seelenlose
 Von meines Lebens Widerhall.

25

30

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
 Die enge Brust ein kreisend¹ All,
 Herauszutreten in das Leben,
 In That und Wort, in Bild und Schall.²
 Wie groß war diese Welt gestaltet,
 Solang' die Knospe sie noch barg!
 Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
 Dies Wenige, wie klein und farg!

35

40

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
 Beglückt in seines Traumes Wahn,
 Von keiner Sorge noch gezügelt,
 Der Jüngling in des Lebens Bahn!

¹ Wohl im Sinne von „kreisend“ (vgl. 5, 82).

² „That und Wort“ geht auf praktisches Thun, „Bild und Schall“ auf die Kunst.

45 Bis an des Äthers bleichste Sterne
 Erhob ihn der Entwürfe Flug!
 Nichts war so hoch und nichts so ferne,
 Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen!
 50 Was war dem Glücklichen zu schwer?
 Wie tanzte vor des Lebens Wagen
 Die lustige Begleitung her!
 Die Liebe mit dem süßen Lohne,
 Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
 55 Der Ruhm mit seiner Sternenkronen,
 Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
 Verloren die Begleiter sich,
 Sie wandten treulos ihr Schritte,
 60 Und einer nach dem andern wich.
 Leichtfüßig war das Glück entflohen,
 Des Wissens Durst blieb ungestillt,
 Des Zweifels finstre Wetter zogen
 Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
 65 Auf der gemeinen Stirn entweiht.
 Ach, allzusehnell, nach kurzem Lenz,
 Entfloß die schöne Liebeszeit!
 Und immer stiller ward's und immer
 70 Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
 Raun warf noch einen bleichen Schimmer
 Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
 Wer harrete liebend bei mir aus?
 75 Wer steht mir tröstend noch zur Seite
 Und folgt mir bis zum finstern Haus?
 Du, die du alle Wunden heilest,
 Der Freundschaft leise, zarte Hand,
 Des Lebens Bürden liebend theilest,
 80 Du, die ich frühe suchte und fand.¹

¹ Der Dichter denkt sowohl an seine Frau als an Freunde wie Körner, Humboldt, Goethe.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
 Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
 Beschäftigung, die nie ermattet,
 Die langsam schafft, doch nie zerstört,
 Die zu dem Bau der Ewigkeiten¹
 Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
 Doch von der großen Schuld der Zeiten
 Minuten, Tage, Jahre streicht.

85



54. Der Kaufmann.²

1795.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
 Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein,
 das Zinn.
 Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
 In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
 Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen ⁵
 Geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an.



55. An die Proselytenmacher.³

1795.

Nur ein wenig Erde beding' ich mir außer der Erde",
 Sprach der göttliche Mann, „und ich bewege sie leicht.“
 Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
 Mich zu begeben, und schnell will ich der Eilige sein.



¹ Der Bau, an dem unendliche Zeiten und Geschlechter thätig sind, die Ausbildung der Menschheit zur höchsten Vollkommenheit. Diese Aufgabe ist es, was die Zeiten, b. h. die in ihnen lebenden und arbeitenden Geschlechter, zu leisten schuldig sind, und deshalb wird sie nachher „die große Schuld der Zeiten“ genannt. Jeder, der die Menschheit fördert, bewirkt, daß sie ihr Ziel früher erreicht, sei es um Minuten, um Tage oder um Jahre.

² Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Handels besteht darin, daß er das selbstsüchtige Streben der Menschen (nach „Gütern“) dem allgemeinen Fortschritt (dem „Guten“) dienstbar macht.

³ Wer dem andern zumutet, sich eine religiöse oder philosophische Überzeugung, die er einmal nicht hat, anzueignen, verlangt, daß jener aus sich heraustrete,

56. Der Abend.

Nach einem Gemälde.

1795.

Senke, strahlender Gott — die Fluren dürsten
 Nach erquickendem Tau, der Mensch verschmachtet,
 Matter ziehen die Kosse¹ —
 Senke den Wagen hinab!

5 Siehe, wer aus des Meers kristall'ner Woge
 Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
 Rascher fliegen die Kosse,
 Thetis², die göttliche, winkt.

10 Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
 Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
 Stille halten die Kosse,
 Trinken die kühlende Flut.

15 An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
 Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
 Liebe. Ruhet und liebet!
 Phöbus, der liebende, ruht.



57. Der Metaphysiker.

1795.

Wie tief liegt unter mir die Welt!
 Raum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
 Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
 So nahe an des Himmels Zelt!"
 5 So ruft von seines Turmes Dache
 Der Schieferbedecker, so der kleine große Mann,
 Hans Metaphysikus, in seinem Schreibgemache.
 Sag' an, du kleiner großer Mann,

b h. etwas ebenso Unmögliches, wie Archimedes (der „göttliche Mann“), als er sich anheischig machte, die Erde aus ihren Angeln zu heben, wenn man ihm nur einen Standpunkt (ein *δός μοι πού στῶ*) außerhalb der Erde gäbe.

¹ Die Sonnenrosse.

² Eigentlich Tethys, die Gemahlin des Okeanos.

Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
 Wovon ist er — worauf ist er erbauet? 10
 Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höh'n,
 Wozu sind sie dir nütz', als in das Thal zu sehn?

58. Columbus.

1795.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
 Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
 Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
 Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem
 Verstand.

Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer! 5
 Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
 Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
 Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.¹

59. Würde der Frauen.

1795.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
 Himmlische Rosen ins irdische Leben,
 Flechten der Liebe beglückendes Band,
 Und in der Grazie züchtigem Schleier
 Nähren sie wachsam das ewige Feuer 5
 Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
 Schweift des Mannes wilde Kraft;
 Unstet treiben die Gedanken
 Auf dem Meer der Leidenschaft; 10
 Gierig greift er in die Ferne,
 Nimmer wird sein Herz gestillt;
 Rastlos durch entleg'ne Sterne
 Jagt er seines Traumes Bild.

¹ Der Genius sieht den Erscheinungen der Welt mit so durchdringendem Blicke auf den Grund, daß ihm auch das, was er nicht sieht, offenbar ist. Es wird also bei dem wahrhaften Genius der Fall gar nicht vorkommen können, der in Vers 6 mit überkühner Hyperbel angenommen wird.

15 Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
 Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
 Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
 In der Mutter bescheidener Hütte
 Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
 20 Treue Töchter der frommen Natur.

 Feindlich ist des Mannes Streben,
 Mit zermalmender Gewalt
 Geht der Wilde durch das Leben,
 Ohne Rast und Aufenthalt.
 25 Was er schuf, zerstört er wieder,
 Nimmer ruht der Wünsche Streit,
 Nimmer, wie das Haupt der Hyder
 Ewig fällt und sich erneut.

 Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
 30 Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
 Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
 Freier in ihrem gebundenen Wirken,
 Reicher als er in des Wissens Bezirken
 Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

 Streng und stolz, sich selbst genügend,
 35 Kennt des Mannes kalte Brust,
 Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
 Nicht der Liebe Götterlust,
 Kennet nicht den Tausch der Seelen,
 40 Nicht in Thränen schmilzt er hin;
 Selbst des Lebens Kämpfe stählen
 Härter seinen harten Sinn.

 Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
 Schnell die äolische Harfe erzittert,
 45 Also die fühlende Seele der Frau.
 Zärtlich geängstigt vom Wilde der Qualen,
 Wallet der liebende Busen, es strahlen
 Perlend die Augen von himmlischem Tau.

 In der Männer Herrschgebiete
 50 Gilt der Stärke trozig Recht;
 Mit dem Schwert beweist der Scythe,
 Und der Perfer wird zum Knecht.

Es befehdn sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

55

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschn die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

60

60. Abschied vom Leser.

1795.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erötn im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

5

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

10

15

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Tristen
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Lust mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein munt'rer Sängchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Rüsten
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

20



61. Das Ideal und das Leben.¹

1795.

Ewigklar und spiegelrein und eben
 Fließt das zephyrleichte Leben
 Im Olymp den Seligen dahin.
 Monde wechseln und Geschlechter fliehen:
 Ihrer Götterjugend Rosen blühen
 Wandellos im ewigen Ruin.
 Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
 Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
 Auf der Stirn des hohen Uraniden
 Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
 Frei sein in des Todes Reichen,
 Brechet nicht von seines Gartens² Frucht!
 An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
 Des Genußes wandelbare Freuden
 Rächet schleunig der Begierde Flucht.
 Selbst der Styx, der neunfach³ sie umwindet,
 Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht:

¹ Das Gedicht geht von dem Widerstreit des sinnlichen und geistigen Triebes im Menschen aus: wir haben die Wahl zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“, aber es ist eine „bange Wahl“, denn in jedem Falle bleiben wir unbefriedigt. Eine freie Harmonie beider Naturen denkt sich der Dichter in den Gestalten der griechischen Götter verkörpert (V. 9 u. 10), und das Thema des Gedichtes ist, zu zeigen, daß auch der Mensch diese Harmonie wenigstens zeitweise in sich herstellen könne, so daß er in solchen Stunden „frei ist in des Todes Reichen“. Das Mittel dazu ist die Wirkung des Schönen auf unser Gemüt. Die rein ästhetische, begierdelose Freude läßt unser Gemüt frei, während uns jeder sinnliche Genuß abhängig von dem Gegenstande unseres Begehrens macht. Frei sind wir, solange wir auf den Stoff, den die Sinnenwelt bietet, verzichten („Brechet nicht von seines Gartens Frucht“) und uns nur an der Form, an der „Gestalt“ erfreuen („An dem Scheine mag der Blick sich weiden“). Dies ist „des Ideales Reich“, in welches sich der Mensch erhebt, sobald jenes begierdelose Wohlgefallen in ihm herrscht. — Das Gedicht gliedert sich in drei Teile: 1) Klage über die Schranken des Menschen und allgemeine Angabe des Weges zur Befreiung davon (V. 1—50). 2) Vier Beispiele der Erhebung in des Ideales Reich aus verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens (V. 51—130). 3) Ein Bild dieser Erhebung durch das Gleichniß vom ringenden und verklärten Herakles (V. 131—150).

² Die ganze sinnliche Welt wird ein „Garten des Todes“ genannt, weil alles, was hier wächst und blüht, sterben muß.

³ Der Styx wurde mit neun Bindungen gedacht.

Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.¹

20

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt².
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

25

30

³ Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome⁴
Glänzend wandeln an dem sth'g'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

35

40

⁵ Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,

¹ Jedes sinnliche Begehren macht uns, solange es uns beherrscht, den Aufschwung ins Ideal so unmöglich, wie der Genuß des Granatapfels der Proserpina die Rückkehr in die Oberwelt.

² Im Reiche der Schönheit gibt es nur Gestalt, nicht körperlichen Stoff.

³ Wenn die Flucht in des Ideales Reich gelingt, in dem ist, wie in den Göttern, der Streit der beiden menschlichen Naturen versöhnt. Er stellt während solcher Stunden der Erhebung „der Menschheit Götterbild“ in sich dar. Er ist dann so, wie der Mensch eigentlich sein sollte. Dies wird, mit Anklang an Vergils Schilderung von der Rückkehr der Seelen zu ihrer ursprünglichen Reinheit sowie an Platons Ideen, in mythologischer Einkleidung so ausgedrückt: der Mensch entspreche dann den Abbildern des Lebens, welche in der Unterwelt weilen, oder dem Urbilde der Menschheit, welches im himmlischen Gefild gewesen sei, ehe jene auf Erden sterblichen Leib erhielt. Wer sich hierzu erheben kann, dem verstummt der Kampf des Lebens, der hat Sieg und Frieden errungen.

⁴ Schattenbilder.

⁵ Der durch die Flucht in des Ideales Reich errungene Sieg und Frieden ist nicht für immer errungen. Denn der Aufschwung ins Ideal soll uns nicht etwa dem wirklichen Leben entziehen; dies wäre auch den gebieterischen Forderungen

Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
45 Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbelstanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
50 Freudig das erflog'ne Ziel¹.

²Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
55 Und mit krachendem Getöse die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
60 Wenn der Schwächling unter sinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
65 Und auf seiner Wellen Silberrende
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechseliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhet hier die ausgesöhnten Triebe,
70 Und verschwunden ist der Feind.

des letzteren gegenüber gar nicht möglich: „selbst wenn unsre Sehnen ruhten“ (d. h. etwa ruhen sollten), wird uns das Leben doch immer wieder in seinen Kampf hineinreißen. Vielmehr soll das Ideal dazu dienen, uns zwischen den Kämpfen, Widermärtigkeiten, Verführungen des Lebens zu erquicken und zu stärken, wenn einmal der Druck der Wirklichkeit unerträglich wird.

¹ Dann schwingt euch auf der Schönheit Hügel und fähst hier das (in Wirklichkeit unerfliegbare) Ziel, d. h. die ideale Harmonie, erflogen. Das Ziel also, wonach (in schwerer Arbeit der Wirklichkeit) „des Mutes kühner Flügel“ strebt, ist ein völlig anderes als das hier erflogene, und insofern kann der Ausdruck leicht irreführen.

² Wer im praktischen Leben Bedeutendes leisten will, muß alle Kraft daransetzen, den Gegner zu überwinden. Aber auch der Kühnste und Erfolgreichste wird doch hier immer das Gefühl der Ungulänglichkeit behalten: volle Befriedigung wird er nur fühlen, wenn er es einmal stille in sich werden läßt und seine Seele der idealen Stimmung öffnet, in der das heftige Begehren schweigt.

¹Wenn, das Tote bildend zu beselen,
 Mit dem Stoff sich zu vermählen,
 Thatenvoll der Genius entbrennt,
 Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
 Und beharrlich ringend unterwerfe
 Der Gedanke sich das Element.
 Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
 Raucht der Wahrheit tief versteckter Born;
 Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
 Sich des Marmors sprödes Korn.

75

80

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,
 Und im Staube bleibt die Schwere
 Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
 Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
 Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, 85
 Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
 Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
 In des Sieges hoher Sicherheit;
 Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
 Menschlicher Bedürftigkeit. 90

²Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
 Steht vor des Gesetzes Größe,

¹ Wer in der Wissenschaft und Kunst nach Erforschung der Wahrheit, nach Gestaltung der Schönheit strebt, hat mühevoll mit dem Stoffe zu ringen und kann sich nie genugthun; aber wenn er sich einmal in selbigem Anschauen in das Ideal versenkt, so sieht er es vor sich stehen, vollendet, ohne Mängel, und wird gerade daraus immer neuen Mut zu unermüßlichem Weiterarbeiten schöpfen. Goethe erzählt, wie ein solches Bild vor seinem entzückten Blick gestanden habe, als ihm auf der Fahrt nach Vologna „der Geist das Argument der Iphigenie in Delphi vor die Seele führte“: „Es gibt im fünften Akte eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind.“ Natürlich kann die Wirkung auch durch Versenkung in ein fertiges Kunstwerk eintreten, vgl. z. B. Windelmanns entzückte Beschreibung des Apollo vom Belvedere, worin es u. a. heißt: „Hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert.“

² Auf dem Gebiete der Sittlichkeit müßte der Kampf mit der Sünde den Menschen notwendig zur Verzweiflung bringen, weil wir, an der Höhe des Sittengesetzes gemessen, stets nur „unnütze Knechte“ bleiben. Aber es gibt Stunden, in denen wir die Forderung des Gesetzes zugleich auch als das unserer Natur Gemäße fühlen, und indem wir so das Gebot, ja die Gottheit selbst in unsern Willen aufnehmen, empfinden wir uns plötzlich von dem Druck erlöst: das Gute ist dann für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, es hat sich also in ein Schönes verwandelt. Freilich, sobald wir wieder ins wirkliche Leben treten, wird uns die menschliche Schwäche wieder zum Straucheln bringen, aber jene Erhebung wird doch auch dann noch in uns fortleuchten.

Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
 Da erlasse vor der Wahrheit Strahle
 95 Eure Tugend, vor dem Ideale
 Fliehe mutlos die beschämte That.
 Kein Erschaff'ner hat dies Ziel erflogen;
 Über diesen grauenvollen Schlund
 Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
 100 Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
 In die Freiheit der Gedanken.
 Und die Furchterscheinung ist entflohn,
 Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
 105 Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet
 Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet
 110 Auch des Gottes Majestät.

1 Wenn der Menschheit Leiden euch umfängen,
 Wenn Laokoön² der Schlangen
 Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
 Da empöre sich der Mensch! Es schlage
 115 An des Himmels Wölbung seine Klage
 Und zerreiße euer fühlend Herz!
 Der Natur furchtbare Stimme siege,
 Und der Freude Wange werde bleich,
 Und der heil'gen Sympathie erliege
 120 Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
 Wo die reinen Formen wohnen,

¹ Dem Schmerz der wirklichen Welt gegenüber soll und muß die ideale Stimmung („das Unsterbliche“ in uns) vor der Pflicht des Mitleids („der heil'gen Sympathie“) zurücktreten. Anders in der Kunst: hier bleiben wir uns stets bewußt, daß wir im Reiche des schönen Scheins sind, und indem neben dem Leiden auch „des Geistes tapfre Gegenwehr“ geschildert wird, fühlen wir in dem dargestellten Schicksal (besonders in der Tragödie) nicht bloß das „Zermalmen“, sondern auch das „Erheben“ (Geb. 154, 36).

² Gemeint ist nicht das berühmte Bildwerk, sondern lediglich der wirkliche troische Priester.

Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
 Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
 Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
 Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr. 125
 Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
 Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
 Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
 Hier der Ruhe heitres Blau.¹ 129

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
 Ging in ewigem Gefechte
 Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
 Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
 Stürzte sich, die Freunde zu befreien, 135
 Lebend in des Totenschiffers Kahn.
 Alle Plagen, alle Erdenlasten
 Wälzt der unverföhlten Göttin² List
 Auf die will'gen Schultern des Verhafteten,
 Bis sein Lauf geendigt ist — 140

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
 Flammend sich vom Menschen scheidet
 Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
 Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
 Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens 145
 Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
 Des Olympus Harmonien empfangen
 Den Verklärten in Kronions Saal,
 Und die Göttin mit den Rosentwangen³
 Reichet ihm lächelnd den Pokal. 150



¹ Es sind zwei Bilder ineinandergeschohen: der Regenbogen ist ein Bild der die Wirklichkeit erklärenden Darstellung (objektive Eigenschaft des Kunstwerks); das ruhige Blau entspricht der Ruhe, die das Gemüt im Reiche des Schönen erfüllt (subjektive Eigenschaft des Betrachtenden). Weil das erste die Ursache, das zweite die Wirkung ist, konnte der Dichter die kühne Form wählen. Ohne Bild: wie (d. h. dem entsprechend, daß) das Kunstwerk die Wirklichkeit verklärt, bleibt Ruhe neben Wehmut im Gemüt des Hörers.

² Hera.

³ Hebe.

62. Der Genius.¹

1795.

Glaub' ich", sprichst du, „dem Wort, daß der Weisheit
Meister mich lehren,

Daß der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?

Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,

Nur des Systemes Gebäck stützen das Glück und das Recht?

5 Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem
Gesetze,

Daß du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,

Bis auf die ewige Schrift die Schul'² ihr Siegel gedrückt

Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?

Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,

10 Aus dem modrichen Grab kamst du erhalten zurück.

Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahrt,

Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.

Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut,
ich bekenn' es!

Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und
Recht."

15 Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter

Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt;

Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,

Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,

Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet

20 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,

¹ „Genial“ nennen wir eine Naturanlage, durch die der Mensch auf irgend einem Gebiete nicht sowohl durch Nachdenken oder Forschung, sondern reflexionslos, ohne Schwanken und Irrtum, das Richtige gleichsam von selbst findet. Diesen Begriff, den wir am häufigsten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst anwenden, braucht hier Schiller von der Sittlichkeit. — Ein jüngerer Freund fragt den Dichter, ob er sein sittliches Verhalten durchaus nur nach den Vorschriften der Moral, zu denen die Wissenschaft führt, leiten lassen dürfe, ob er seinem natürlichen Triebe mißtrauen müsse. — Die Antwort beruht auf der poetischen Vorstellung, daß der Widerstreit der Triebe, aus dem jede sittliche Unsicherheit hervorgeht (und der z. B. in „Ideal und Leben“ so stark hervorgehoben wird), ursprünglich nicht in der menschlichen Natur vorhanden gewesen sei, daß vielmehr „der menschlichen Brust freiere Wellen“ ursprünglich von demselben stillen Gesetze der Notwendigkeit irrthumslos geleitet wurden, welches im „Sonnenlauf“ und im „hüpfenden Punkte“ des Eies, d. h. in der materiellen Welt, der anorganischen wie organischen, waltet. Nur menschliche Schuld und Verbildung hat den Widerstreit hervorgerufen.

² Die günstige Wissenschaft, die sich im Besitze der wahren Erkenntnis glauob

Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
 Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
 Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
 Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
 Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen¹, 25
 Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht;
 Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
 Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
 Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
 Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört. 30
 Das entweichte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
 Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
 Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende
 Geist noch,
 Und den heiligen Sinn hütet das mystische² Wort.
 Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt, 35
 Und die verlorn'e Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
 Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
 Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
 Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die
 Wahrheit,
 Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust, 40
 Schweigt noch in dem zufried'nen Gemüt des Zweifels Em-
 pörung,
 Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
 Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
 Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
 O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld³! 45
 Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
 Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
 Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
 Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort⁴:
 Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund 50

¹ Weil es eben noch keine „Schule“ gab.

² Das schwerverständliche, das die Wissenschaft, die, „Schule“ ausspricht.

³ Wer sich jene innere Harmonie bewahrt hat, der bedarf der Wissenschaft und des strengen Pflichtzwanges nicht, seine „köstliche Unschuld“ steht höher und trifft sicherer das Gute und Schöne als die tiefste Wissenschaft der Klugen und Philosophen (vgl. Geb. 161, B. 17 f.): er ist der sittliche „Genius“, den die Überschrift nennt.

⁴ Der sittliche Genius, der zugleich künstlerisch und wissenschaftlich genial schafft, wird seiner Mitwelt und Nachwelt das Siegel seines Geistes aufdrücken.

Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
 Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
 Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
 Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.



63. Das verschleierte Bild zu Saïs.

1795.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
 Nach Saïs in Ägypten¹ trieb, der Priester
 Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
 Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchheilt;
 5 Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
 Und kaum besänftigte der Hierophant²
 Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
 Wenn ich nicht alles habe?“ sprach der Jüngling,
 „Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
 10 Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
 Nur eine Summe, die man größer, kleiner
 Besitzen kann und immer doch besitzt?
 Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
 Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
 15 Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
 Und alles, was dir bleibt, ist nichts, solange'
 Das schöne All der Töne fehlt und Farben.“

Indem sie einst so sprachen, standen sie
 In einer einsamen Rotonde still,
 20 Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
 Dem Jüngling in die Augen fiel. Bewundert
 Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
 Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?“ —
 „Die Wahrheit“, ist die Antwort. — „Wie?“ ruft jener,
 25 „Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
 Gerade ist es, die man mir verhüllt?“ —

¹ Im Nilbelta, Hauptsiß der ägyptischen Priesterweisheit.

² Priester, Ausleger der Geheimlehre.

„Das mache mit der Gottheit aus“, versetzt
 Der Hierophant. „Kein Sterblicher“, sagt sie,
 „Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
 Und wer mit ungeteilter, schuld'ger Hand
 Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
 Der“, spricht die Gottheit“ — „Nun?“ — „Der sieht die
 Wahrheit.“ — 30

„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
 Du hättest also niemals ihn gehoben?“ —
 „Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
 Versucht.“ — „Das faß' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
 Nur diese dünne Scheidewand mich trennte“ —
 „Und ein Gesetz“, fällt ihm sein Führer ein.
 „Gewichtiger, mein Sohn, als du es es meinst,
 Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
 Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen.“ 40

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
 Ihm raubt des Wissens brennende Begier
 Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
 Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
 Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
 Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
 Und mitten in das Innre der Rotonde
 Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden. 45

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
 Den Einsamen die lebenslose Stille,
 Die nur der Tritte hohler Widerhall
 In den geheimen Grüften unterbricht.
 Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
 Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
 Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
 Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
 In ihrem langen Schleier die Gestalt. 50 55

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
 Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
 Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
 Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme. 60

- „Unglücklicher was willst du thun?“ so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
65 „Versuchen den Aheiligen willst du?
„Rein Sterblicher“, sprach des Orakels Mund,
„Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
„Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?“
70 Sei hinter ihm, was will! Ich heb’ ihn auf.“
Er ruft’s mit lauter Stimm’: „Ich will sie schauen.“ —
„Schauen!“
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

- Er spricht’s und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun,“ fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?“
75 Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
80 War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem,“ dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
85 „Sie wird ihn nimmermehr erfreulich sein.“¹



64. Der philosophische Egoist.²

1795.

Hast du den Säugling gesehen, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm³
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwacht
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?

¹ Diese Lehre des Gebichts beruht auf der Anschauung, daß der Mensch die ihm von der Gottheit gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht überschreiten solle.

² So nennt Schiller solche Philosophen, welche jede freie Neigung als sittlichen Beweggrund verwerfen und Selbstgenügsamkeit, unbedingte Unabhängigkeit als das höchste Gut betrachten, ohne zu bedenken, daß selbst „das Unendliche“, d. h. die Natur, die Welt, nur durch gegenseitiges Geben und Empfangen bestehen kann, wie durch das Beispiel des hilflosen Säuglings und der aufopfernden Mutterliebe veranschaulicht wird.

³ Von einem Arm der Mutter auf den anderen.

Hast du die Mutter gesehen, wenn sie süßen Schummer dem 5
Liebling

Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald
Mutter,

Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis besteht? 10
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?



65. Die Antike an den nordischen Wanderer.¹

1795.

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg.
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren, 5
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?



66. Deutsche Treue.

1795.

Am den Zepher Germaniens tritt mit Ludwig dem Bayer²
Friedrich aus Habsburgs Stamm³, beide gerufen zum
Thron;

Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe⁴ bezwingt.

¹ Das Verständniß der Antike wird auch durch räumliche Nähe und persönliche Betrachtung nicht erschlossen, sofern nicht der innere Sinn des Beschauers der antiken Welt verwandt ist. — Vgl. Geb. 100

² Als deutscher Kaiser (seit 1314) Ludwig IV. (1287 – 1347).

³ Friedrich der Schöne (1286 – 1330), Sohn König Albrechts I.

⁴ In der Schlacht bei Mühldorf 1322.

- 5 Mit dem Throne kauft er sich los¹, sein Wort muß er geben,
 Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn.
 Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;²
 Siehe, da stellt er aufs neu' willig den Banden sich dar.
 Tief gerührt umhastet ihn der Feind, sie wechseln von nun an
 10 Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des
 Mahls,
 Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
 Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
 Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
 Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
 15 „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's
 geschrieben!“
 Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

67. Das Höchste.³

1795.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es
 dich lehren.
 Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!



68. Ilias.⁴

1795.

Immern zerreiße den Kranz des Homer und zähle die Väter
 Des vollendeten ewigen Werks!
 Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
 Deine unsterblichen Züge, Natur!



¹ Indem er darauf verzichtete.

² Friedrich konnte weder seine Brüder noch den Papst bestimmen, seine Verpflichtung anzuerkennen.

³ Das ganze Denken und Handeln (Wollen) des Menschen soll eine so folgerichtige Entwicklung seiner Kräfte sein wie die Entwicklung einer Pflanze, „notwendig wie des Baumes Frucht“.

⁴ Der Hallenser Professor der Philologie Friedrich August Wolf (1759–1824) hatte in seiner Schrift „Prolegomena ad Homerum“ 1795 ausgeführt, daß die homerischen Gedichte in ihrer jetzigen Gestalt unmöglich das

69. Unsterblichkeit.

1795.

Dor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?

Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

70. Der Spaziergang.¹

1795.

Sei mir begrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel,

Sei mir, Sonne, begrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,

Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgießt

Um das braune Gebirg, über den grünen Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.

Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Sicht.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Über der reizende Streit löset in Anmut sich auf.

Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.

Werk eines einzigen Dichters sein könnten, daß vielmehr die im Volke lebende Sage in ihren einzelnen Theilen von verschiedenen „Rhapsoden“ gesungen, fortgepflanzt und erst später zu einem Ganzen vereinigt worden sei. — Das Gedicht spricht den Gedanken aus, daß die Ilias, wenn sie auch auf diese Weise mehreren Dichtern („Vätern“) zuzuschreiben sei, doch in der tiefen Naturwahrheit, die überall in ihr hervortritt, eine unzerstörbare Einheit besitze. Wolßs Annahme selbst bekämpft Schiller hier nicht. Vgl. Ged. 150.

¹ Der Gegensatz zwischen Natur und Kultur (Kunst), den Schiller in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ darstellte, wird in unserem Gedichte durch die wechselnden Bilder eines Spaziergangs veranschaulicht. — Der erste Teil (B. 1—58) schildert die landschaftlichen Bilder eines Morgen-spaziergangs und knüpft an die ländliche Umgebung den Preis des einfachen Naturzustandes; im zweiten Teil (B. 59—172) stellt die Phantasie des Dichters, angeregt durch das städtische merkwürdige Aussehen der Landschaft, die Entwicklung des Menschen zu immer höherer Kultur dar, die endlich zu sittlicher Verderbnis und Umsturz des Staates führt; der dritte Teil (B. 173—200) kehrt wieder zur wirklichen Umgebung zurück und findet in der ewig gleich bleibenden Größe der Natur Beruhigung über das wechselnde Geschick des Menschen.

- 15 Um mich summt die geschäftige Bie'n', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Alee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braußt's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
20 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische¹ Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die
Landschaft,

- Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
25 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparfames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
30 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schauern hinab.
35 Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
40 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden
Gottes,

- Seit aus der ehernen Welt² fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
45 Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende
Straße;

Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.

¹ Das Weinwort bezeichnet bei Homer nur unsterblich, göttlich, heilig; wir empfinden darin die Vorstellung der „duftenden Kühlung“.

² Die Erinnerung an das ehernen Zeitalter im Gegensatz zum goldenen schlägt zum ersten Male leise den Gedanken an die Entwicklung des Menschengeschlechtes an.

Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
 Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
 Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüsch ver-
 schwinden

Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab. 50
 Nachbarlich wohnet der Mensch noch¹ mit dem Acker zu-
 sammen,

Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
 Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
 Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
 Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet, 55
 Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.

Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
 Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
 Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein
 fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur. 60
 Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
 Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
 Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
 Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
 Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Be- 65
 deutung;

Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
 Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
 Aus dem felsigten Kern hebt sich die türmende Stadt.
 In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein. 70
 Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird
 um ihn,

Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
 Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
 Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr Bund.
 Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend 75
 Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,

¹ Das „noch“ hier und B. 55 gibt zuerst den Übergang zu einer geschichtlichen Betrachtung, indem sich der Dichter durch den Anblick der noch jetzt bestehenden einfachen Verhältnisse in die alte Zeit zurückversetzt fühlt. Doch sind auch die folgenden Zeilen bis B. 68 noch Schilderung des wirklich Gesehenen; erst mit B. 69 überläßt er sich seiner Phantasie.

- Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geseze;
 Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
 Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
 80 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
 Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
 Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Auser herbei,
 Bacchus die Traube, Minerva des Olbaums grünnende Reiser,
 Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran;
 85 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.¹
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der Menschheit²,
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst;
 Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
 90 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
 Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die
 Mütter,
 Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
 Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
 Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
 95 Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
 Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
 „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du
 habest
 Uns hier liegen gesehn, wie das Gesez es befahl.“³
 Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
 100 Grünert der Olbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
 Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
 Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
 Zischend fliegt in den Baum die Art, es erseuzt die Dryade,
 Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
 105 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel besflügelt,
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
 Mulcibers⁴ Amboss tönt von dem Taft geschwungener Hämmer,
 Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls,

¹ Cybele wurde mit einer Mauerkrone und von einem Löwengespann gezogen dargestellt. Die Mauerkrone kennzeichnete sie als Städtegründerin.

² Hier so viel wie Menschlichkeit, menschliches Wesen, Bildung.

³ Gedacht ist an den Heldentod des Leonidas und der dreihundert Spartaner bei Thermopyla.

⁴ Name des Vulkan.

Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
 Durch die Saiten des Garns fauset das webende Schiff. 110
 Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
 Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne;
 Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem 115
 Leben,

Seltfamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
 Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
 Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
 Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn¹. 120
 Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
 Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust².
 Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
 Und vom Meißel befeelt, redet der fühlende Stein.
 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, ionischen Säulen, 125
 Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon³ ein.
 Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil
 von der Senne,

Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
 Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist, 130
 Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
 Folgt durch die Rüste dem Klang, folgt durch den Ather
 dem Strahl,
 Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
 Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
 Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken, 135
 Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende
 Blatt.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
 Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

¹ Das Horn des Überflusses, *Amaltheas κέρας*, entweder von der Ziege, aus deren Horn der junge Zeus auf Kreta genährt wurde, oder von der Nymphe, die ihm aus dem Horne die Nahrung reichte.

² Die schönen, Lust und Freude bereitenben Künste.

³ Gedacht ist an das berühmte Pantheon zu Rom (jetzt Santa Maria della rotonda).

Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte, zerriss' er
 140 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der
 Scham!

¹ „Freiheit!“ ruft die Vernunft, „Freiheit!“ die wilde Begierde,
 Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
 Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom.
 145 Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
 Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Rahn;
 Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche² Sterne,
 Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der
 Gott.³

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und
 Treue

150 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
 Drängt sich der Sykophant⁴, reißt von dem Freunde den
 Freund.

Auf die Unschuld schießt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
 Mit vergiftendem Biß tötet des Lasterers Zahn.

155 Teil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
 Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
 Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweicht,

Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
 160 Raum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
 Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
 Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,

165 Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
 An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
 Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,

Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Glends die Menschheit
 170 Und in der Asche der Stadt sucht die verlor'ne Natur.

¹ Die Darstellung verläßt die alte Welt und nimmt die Farben von der Auf-
 klärung und der sittlichen Verberbnis vor der französischen Revolution.

² Weil sie nie untergehen.

³ Selbst ein edles Gefühl verirrt sich.

⁴ Böswilliger Angeber.

O, so öffnet euch, Mauren, und gebt den Gefangenen¹ ledig!
 Zu der verlassenen Flur fehr' er gerettet zurück! —
 Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
 Hemmen mit gährender Kluft hinter mir, vor mir den
 Schritt.

Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung, 175
 Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.

Nur die Stoffe ſeh' ich getürmt, aus welchen das Leben
 Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand.
 Brauſend ſtürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felſen,
 Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüſtet ſich Bahn. 180
 Wild iſt es hier und ſchauerlich öd'. Im einſamen Luſtraum
 Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.²

Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
 Den verlorenen Schall menſchlicher Mühen und Luſt.
 Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem 185
 Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
 Der mich ſchaundernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde,
 Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſt're hinab.

Keiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
 Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück. 190
 Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
 Wiederholter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Chriſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz.
 Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne, 195
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling
 vertraut,

Nähreſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
 Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernern Geſchlechter,
 Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns. 200



¹ Den Menſchen, der in den unnatürlichen Verhältniſſen ſo entartet iſt. Der Dichter ſetzt, wie der früher von ihm ſo hochverehrte Rousseau, die Urſache der geſchilberten Verberbnis durchaus in die Abwendung von der Natur.

² Er bildet gewiſſermaßen eine Vermittelung zwiſchen der irdiſchen, feſtliegenden Welt und der höhern Region der Wolken und des Himmels.

71. Die Teilung der Erde.

1795.

Nehmt hin die Welt!“ rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein;
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein.“

- 5 Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker hirschte durch den Wald.

- Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
10 Der Abt wählt sich den edeln Firnewein¹,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „Der Zehente ist mein.“

- Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
15 Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

- „Weh' mir! so soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?“
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
20 Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume dich verweilst“,
Versetzt der Gott, „so had're nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?“ —
„Ich war“, sprach der Poet, „bei dir.“

- 25 „Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!“ —

- „Was thun?“ spricht Zeus. „Die Welt ist weggegeben,
30 Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“



¹ Firner Wein, eigentlich vorjähriger, daher alter, besonders kostbarer.

72. Die Weltweisen.¹

1795.

Der Saß², durch welchen alles Ding
 Bestand und Form empfangen,
 Der Nagel, woran Zeus den Ring
 Der Welt, die sonst in Scherben ging,
 Vorsichtig aufgehangen,
 Den nenn' ich einen großen Geist,
 Der mir ergründet, wie er heißt,
 Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
 Er heißt: Behn ist nicht Zwölfe.

5

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
 Der Mensch geht auf zwei Füßen,
 Die Sonne scheint am Firmament,
 Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
 Durch seine Sinne wissen.
 Doch wer Metaphysik studiert,
 Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
 Weiß, daß das Rasse feuchtet
 Und daß das Helle leuchtet.

10

15

Homerus singt sein Hochgedicht,
 Der Held besteht Gefahren;
 Der brave Mann thut seine Pflicht
 Und that sie, ich verhehl' es nicht,
 Eh' noch Weltweise waren;
 Doch hat Genie und Herz vollbracht,
 Was Lock³ und Des Cartes⁴ nie gedacht,

20

25

¹ Schiller am 16. Okt. 1795 an Goethe: „Bei diesem Stücke habe ich mich über den Saß des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eignen Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.“ — Str. 1 und 2 verspotten die Logik, Str. 3 die Ästhetik und Ethik, Str. 4 und 5 die Staats- und Völkerrechtslehre.

² Der Saß des Widerspruchs. Er gehört der Logik an und lautet: Zwei Urteile, die kontrabiktorisch entgegengesetzt sind (z. B. A ist B und A ist nicht B), können nicht beide wahr sein, oder: kein Ding ist gleich seinem kontrabiktorischen Gegensatz, z. B. kein A gleich nicht A.

³ John Locke (1632 - 1704), englischer Philosoph.

⁴ René Descartes, gewöhnlich Cartesius (1596 - 1650), französischer Philosoph.

Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

30 Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen troht der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, sing' der Plan
35 Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirkt er,
40 Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band!“
So lehren vom Katheder
45 Herr Puffendorf¹ und Feder².

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
50 Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.



¹ Samuel, Freiherr von Puffendorf oder Pufendorf (1632—94), Begründer des Natur- und Völkerrechts, Professor in Heidelberg, später in Stockholm.

² Johann Georg Heinrich Feder (1740—1821), Professor der Philosophie in Göttingen und anderwärts.

73. Theophanie.¹

1795.

Beigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des
Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

74. Einem jungen Freunde².

als er sich der Weltweisheit widmete.

1795.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Oh' das Eleusische Haus³ nun den Bewährten empfing.
Bist du bereit und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz⁴ Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie teuer du kaufest? 5
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen⁵ bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn? 10
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen⁶ nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur; 15
Sicher im Dämmerchein wandelt die Kindheit dahin.



¹ Gotteserscheinung. Wie der Mensch oft durch das eigene Unglück zu Gott geführt wird, den er im Glücke vergißt, so auch durch den Anblick des Leidens anderer.

² Ob an eine bestimmte Person gedacht ist, weiß man nicht.

³ Der Tempel zu Eleusis, das durch den Geheimdienst der Demeter und Proserpina hochberühmt war.

⁴ Die Wahrheit; sie ist verdächtig, weil es ungewiß ist, ob sie dem Empfänger Gutes oder Böses bringt.

⁵ Mit der unbefangenen, noch durch keine Zweifel getrübbten kindlichen Weltanschauung.

⁶ Der Kraft des Denkens und des Mutes der Überzeugung.

75. Archimedes und der Schüler.¹

1795.

Du Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
 „Weihe mich“, sprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunst,
 Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen

Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca* beschützt!“ —
 „Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's“, versetzte der Weise;
 „Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
 Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterb-
 liche zeugen;

Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“

76. Menschliches Wissen.²

1795.

Weil du liefst in ihr, was du selber in sie geschrieben,
 Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
 Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,

Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
 So beschreibst mit Figuren der Astronome den Himmel,

Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
 Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
 Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.

Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
 Weil ihm das Sternengewölb' sein Planiglobium zeigt?³



* Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.⁴

¹ Archimedes war nach Plutarch von so hoher Auffassung der Wissenschaft, daß er die „Mechanik und jede Kunst, die auf den Nutzen abzielt, als niedrig und handwerksmäßig betrachtete und seinen ganzen Ehrgeiz nur auf solche Gebiete setzte, die das Schöne und Große unvermischt mit der Rücksicht auf das praktische Bedürfnis enthalten“.

² Die Ordnung, unter der die menschliche Wissenschaft die Natur auffaßt, liegt nicht in dieser selbst; ihr wahres Wesen ist vielleicht ganz anders als unser wohlgeordnetes Fachwerk.

³ Sternengewölb' ist Subjekt, Planiglobium (die Himmelskugel als Fläche dargestellt, Sternkarte) Objekt: aus dem unendlichen Himmel blickt ihm das wohlbekannte, leicht übersichtliche Bild seines Planiglobiums entgegen.

⁴ Anmerkung Schillers in den „Horen“.

77. Die Sänger der Vorwelt.¹

1795.

Sagt, wo find die Vortrefflichen hin, wo find' ich die
Sänger,

Die mit dem lebenden Wort hrchen die Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen
gesungen

Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra 5

Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu
Munde

Flug, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrute jeder mit Andacht,

Was der Genius ihm, redend und bildend², erschuf. 10
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,

An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie, der Glückliche, dem in des Volkes

Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische 15
Gottheit,

Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

78. Die Führer des Lebens.³

1795.

Zweierlei Genien find's, die dich durchs Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.

¹ Elegische Klage, daß der neuere (sentimentalische) Dichter weder so jangeswhrbige Stoffe noch so empfängliche Hörer habe wie die alten (naiven) Sänger, die in einer poetischen Wirklichkeit lebten.

² „Redend“ geht auf den sprachlichen Ausdruck, „bildend“ auf die gestaltenschaaffende Phantasie des Dichters. An die bildende Kunst zu denken, wäre der Stelle ganz fremd.

³ Daß Schöne und das Erhabene.

- 5 Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Klust dich,
 Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche steht.
 Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend
 der andre,
 Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
 Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
 10 Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!



79. Karthago.

1795.

- A**usgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter¹,
 Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
 Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
 Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
 5 Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer
 erwarbst du
 Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.



80. Zenith und Nadir.²

1795.

- W**o du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith
 und Nadir
 An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
 Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der
 Wille,
 Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.



¹ Tyrus, Karthagos Mutterstadt, wird besser und menschlich genannt, weil es Waffengewalt mied und Bildung verbreitete.

² Scheitelpunkt und Fußpunkt. Unser Wille soll von oben (von Gott, vom Ideale) seine Kraft erhalten (den „Himmel berühren“), unsere That aber stets die Bedingungen der wirklichen, irdischen Welt berücksichtigen.

81. Das Mädchen aus der Fremde.¹

1796.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

5

Befeliegend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

10

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

15

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

20

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen aller schönste dar.



¹ Eine Allegorie: Das Mädchen ist die Poesie, das Thal die Erde, die armen Hirten die Menschen. Wenn die Natur im Frühling sich verjüngt, werden alle Menschen für die Gaben der Poesie empfänglicher, am meisten in der Zeit der Jugend und der Liebe.

82. Pompeji und Herkulanum.¹

1796.

- Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare
Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
5 Griechen², Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Hertules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
10 Sieben Mündungen³ sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn⁴, dem Drest folge der graufende Chor!⁵
Wohin führet der Bogen des Siegs?⁶ Erkennt ihr das
Forum?
Was für Gestalten find das auf dem kurulischen Stuhl⁷?
15 Traget, Littoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhtem Pflaster
Zieheth der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
20 Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Thüren geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schaudrichte Nacht falle der lustige Tag!

¹ Die Ausgrabung der 79 n. Chr. (unter Titus) verschütteten Städte wurde 1748 begonnen und nach längerer Unterbrechung 1796 wieder aufgenommen. Die allererste Spur, einige Säulen, fand man bereits 1711, als ein Brunnen bei Portici gegraben wurde. Der Dichter knüpft hieran gleich die ganze Ausgrabung an und schildert die Stadt (ohne Herkulanum und Pompeji voneinander zu scheiden), als wäre sie völlig ausgegraben und alles wohl erhalten, so daß nur die lebendigen Bewohner fehlen.

² Herkulanum hatte ursprünglich griechische Einwohner.

³ Das in Herkulanum ausgegrabene Theater hat sieben Ausgänge.

⁴ Agamemnon, der Iphigenie opfern will.

⁵ Die Furien. Gedacht ist also etwa an eine Aufführung von Euripides' „Iphigenie“ und Aeschylus' „Eumeniden“.

⁶ Der Triumphbogen, der in Pompeji zum Forum führt, wo Gericht gehalten wurde.

⁷ Ehrensessel für höhere Staatsbeamte.

Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein¹ schimmernd das Estrich sich
hebt!

Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben. 25

Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.

² Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der munt're Feston reizende Bildungen ein.

Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,

Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein; 30

Hochauf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie
schlummernd,

Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.

Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus
ihn an.

Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen 35
Geschirre.

Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphingen?

Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus
geprägt;

Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht. 40

Steket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,

Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!

Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam
sendet,

Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten³ zum
Schmuck.

Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die 45
Salben,

Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.

Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernstern Museum

Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.

Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;

Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt. 50

¹ Mosaikpflaster.

² Die folgenden vier Distichen schildern die Bilder, die sich an den Wänden befinden.

³ Abbrüde von Gemmen in Glas, Gips u. dgl.

Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
 Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
 Den Caduceus¹ schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
 Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
 55 Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
 Lang' schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!



83. Die beste Staatsverfassung.

1796.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
 Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.



84. An die Gesetzgeber.

1796.

Sehet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
 Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.



85. Würde des Menschen.

1796.

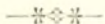
Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu
 wohnen;
 Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.



86. Das Ehrwürdige.

1796.

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten:
 Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.



¹ Seinen schlangenumwundenen Heroldstab. Wirklich hatte man in Herkulanum eine schöne Bronze statue des Hermes gefunden.

87. Klage der Ceres.¹

1796.

Ist der holde Lenz erschienen?
 Hat die Erde sich verjüngt?
 Die besonnten Hügel grünen,
 Und des Eises Rinde springt.
 Aus der Ströme blauem Spiegel
 Lacht der unbewölkte Zeus²,
 Milder wehen Zephyrs Flügel,
 Augen treibt das junge Reis.
 In dem Hain erwachen Lieder,
 Und die Dreade spricht:
 „Deine Blumen kehren wieder,
 Deine Tochter lehret nicht.“

5

10

Ach wie lang' ist's, daß ich walle
 Suchend durch der Erde Flur!
 Titan³, deine Strahlen alle
 Sandt' ich nach der teuren Spur;
 Keiner hat mir noch verkündet
 Von dem Lieben Angesicht,
 Und der Tag, der alles findet,
 Die Verlor'ne fand er nicht.
 Hast du, Zeus, sie mir entrißen?
 Hat, von ihrem Reiz gerührt,
 Zu des Orkus schwarzen Flüssen
 Pluto sie hinabgeführt?

15

20

Wer wird nach dem düstern Strande
 Meines Grames Bote sein?
 Ewig stößt der Rahn⁴ vom Lande,
 Doch nur Schatten nimmt er ein.

25

¹ Ceres, die Mutter der von Hades geraubten Persephone, erblickt in den Pflanzen „teure Boten“, die eine lebendige Verbindung zwischen ihr und der Tochter herstellen, indem sie mit den Wurzeln in die Unterwelt, mit Blättern und Blüten in das Licht des Tages reichen.

² Für: Himmel.

³ Helios, so genannt als Sohn des Titanen Hyperion. Nach der Sage hat Ceres ihre Tochter neun Tage vergeblich gesucht und am zehnten von dem allsehenden Helios erfahren, daß Hades sie entführt habe.

⁴ Des Charon.

Jedem sel'gen Aug' verschlossen
 Bleibt das nächtliche Gefild',
 Und solang' der Sthz geflossen,
 Trug er kein lebendig Bild.
 Nieder führen tausend Steige,
 Keiner führt zum Tag zurück,
 Ihre Thränen bringt kein Zeuge
 Vor der hangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
 Sterbliche geboren sind,
 Dürfen durch des Grabes Flamme
 Folgen dem geliebten Kind;
 Nur was Iovis Haus bewohnet,
 Nahet nicht dem dunkeln Strand,
 Nur die Seligen verschonet,
 Parzen, eure strenge Hand.
 Stürzt mich in die Nacht der Nächte
 Aus des Himmels goldnem Saal!
 Ehret nicht der Göttin Rechte,
 Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
 Freudlos thronet, stieg' ich hin,
 Träte mit den leisen Schatten
 Leise vor die Herrscherin.
 Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
 Sucht umsonst das goldne Licht,
 Irret nach entfernten Sphären,
 Auf die Mutter fällt es nicht,
 Bis die Freude sie entdecket¹,
 Bis sich Brust mit Brust vereint,
 Und, zum Mitgefühl erwecket,
 Selbst der raube Orkus weint.

Citler Wunsch, verlor'ne Klagen!
 Ruhig in dem gleichen Gleis
 Rollt des Tages sich'rer Wagen,
 Ewig steht der Schluß des Zeus.

¹ Bis ihre freudigen Gebärden sie (die Mutter) verraten.

Weg von jenen Finsternissen
 Wandt' er sein beglücktes Haupt;
 Einmal in die Nacht gerissen,
 Bleibt sie ewig mir geraubt,
 Bis des dunkeln Stromes Welle
 Von Aurorens Farben glüht,
 Iris mitten durch die Hölle
 Ihren schönen Bogen zieht.¹

65

70

Ist mir nichts von ihr geblieben?
 Nicht ein süß erinnernd Pfand,
 Daß die Fernen sich noch lieben,
 Keine Spur der teuren Hand?
 Knüpft sich kein Liebesknoten
 Zwischen Kind und Mutter an?
 Zwischen Lebenden und Toten
 Ist kein Bündnis aufgethan?
 Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
 Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
 Haben uns die ewig Hohen
 Eine Sprache doch vergönnt!

75

80

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
 Wenn von Nordes kaltem Hauch
 Blatt und Blume sich entfärben,
 Traurig steht der nackte Strauch,
 Nehm' ich mir das höchste Leben
 Aus Vertumnus'² reichem Horn,
 Opfernd es dem Styx zu geben,
 Mir des Samens goldnes Korn.
 Traurend senk' ich's in die Erde,
 Leg' es an des Kindes Herz,
 Daß es eine Sprache werde
 Meiner Liebe, meinem Schmerz.

85

90

95

Führt der gleiche Tanz der Horen
 Freudig nun den Lenz zurück,

¹ Bezeichnung des Unmöglichen, also: bis in Ewigkeit.

² Der italische Gott der sich verwandelnden Natur, des Wechsels der Jahreszeiten, erscheint etwas auffallend hier unter durchaus griechischen mythologischen Vorstellungen.

Wird das Tote neu geboren
 Von der Sonne Lebensblick.
 Reime, die dem Auge starben
 In der Erde kaltem Schoß,
 In das heit're Reich der Farben
 Ringen sie sich freudig los.
 Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
 Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
 Gleich in ihre Pflege theilet
 Sich des Ethers, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Toten,
 Halb der Lebenden Gebiet;
 Ach, sie sind mir teure Boten,
 Süße Stimmen vom Cocht¹!
 Hält er gleich sie selbst verschlossen
 In dem schauervollen Schlund,
 Aus des Frühlings jungen Sprossen
 Redet mir der holde Mund,
 Daß auch fern vom goldnen Tage,
 Wo die Schatten traurig ziehn,
 Liebend noch der Busen schlage,
 Bärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
 Kinder der verjüngten Au!
 Guer Kelch soll überfließen
 Von des Nektars reinstem Tau.
 Tauchen will ich euch in Strahlen,
 Mit der Iris schönstem Licht
 Will ich eure Blätter malen,
 Gleich Aurorens Angesicht.
 In des Lenzes heiterm Glanze
 Lese jede zarte Brust,
 In des Herbstes welkem Kranze
 Meinen Schmerz und meine Lust.

¹ Vgl. S. 9, Anm. 2.

88. Falscher Studiertrieb.

1796.

Die viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die
Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.



89. Quelle der Verjüngung.

1796.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend,
sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden
Kunst.

90. Die Geschlechter.¹

1796.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe
noch zu.

Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben, zu spielen, in wilder Begierde zu toben: 5
Nur die gesättigte Kraft lehret zur Anmut zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehndes Herz².
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz. 10

¹ Im Kind sind die Eigentümlichkeiten der beiden Geschlechter noch nicht entwickelt, die „Knospen“ der beiden „Blumen der Menschheit“ sind gleich; allmählich aber entfalten sie sich immer gegensätzlicher und treten im reifen Jugendalter zu einem schroffen, ja feindlichen Gegensatz auseinander, bis die Natur in ihnen die Sehnsucht naheinander weckt und sie durch die Liebe (Ergänzungsbedürfnis) vereinigt.

² Der Betrachter möchte gern die vollendete Menschheit erblicken.

Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn¹ durch die
Wälder verfolget,
Fliehet sie im Mann nur den Feind, haßet noch, weil sie
nicht liebt.

- Trozig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
15 Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Über da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite
20 Ruft du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallt, und leis' sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
25 Was erregt zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen
dir an?

Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beugte zur Erde die Last.²
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der
Jüngling,

- 30 Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigst!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.



91. Der Naturkreis.

1796.

Ales, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche: so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.



¹ Die Jungfrau wird als Jägerin gedacht, wie die jungfräuliche Göttin Diana.

² Das von Sehnsucht und unbestimmtem Liebesdrang volle und schwere Herz der Jungfrau.

92. Das Geschenk.¹

1796.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!

Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse,
die Muse

Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

93. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.²

1796.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.



94. Macht des Weibes.

1796.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen
Zauber;

Was die Stille nicht wirkt, wirkt die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und 5
der Thaten,

Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.



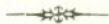
¹ Der Freiherr von Dalberg in Erfurt, Bruder des Mannheimer Theaterintendanten,oadjutor der Bistümer Mainz, Worms und Konstanz, mit dem Schiller in sehr freundschaftlicher Beziehung stand, hatte dem Dichter am 1. März 1796 als Erwiderung auf Übersendung des Musenalmanachs zwölf Flaschen Rheinwein zum Geschenk gemacht.

² Diese mythologische Gestalt war durch Lessings berühmte Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet?“ sehr bekannt geworden.

95. Tugend des Weibes.

1796.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins
 Leben,
 Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
 Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheint;
 Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

96. Weibliches Urteil.¹

1796.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist keine
 Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

97. Forum des Weibes.¹

1796.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten;
 Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

98. Das weibliche Ideal.²

An Amanda.

1796.

Überall weicht das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
 Weicht dem weiblichsten Weib immer der männlichste
 Mann.

Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
 Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.

¹ Die Gründe des Mannes beruhen auf dem logischen (diskursiven) Denken, die Empfindung der Frau auf der unmittelbaren (intuitiven) Anschauung; daher kann sie eine einzelne That des Mannes leicht verkennen, wird aber in dem Gesamturteil über die Persönlichkeit das Richtige treffen. Das erste Epigramm gibt also den Unterschied der urteilenden Subjekte an, das zweite die Verschiedenheit der beurteilten Objekte.

² In der Beschränkung auf das Gefühl liegt das Angebrochene, die innere Selbstgewißheit einer edlen weiblichen Natur. Daher ist die echte Weiblichkeit

Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,

Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig

Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.¹
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig
nur Eines,

Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst. 10
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.



99. Die schönste Erscheinung.

1796.

Siehst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehen.

Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehen.



100. Der griechische Genius

an Meher² in Italien.

1796.

Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn
fragen,

Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der
Geist.



der vollendeten Männlichkeit überlegen, weil sie in jener Sicherheit des Herzens (vgl. S. 151, Anm. 1) besteht, die Schiller hier „des Sieges ruhige Klarheit“ nennt. Vgl. auch die Schilderung des sittlichen „Genius“ in Gedicht 62.

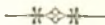
¹ Die innerliche, organische Notwendigkeit schließt das Gefühl einer äußeren Nötigung aus.

² Der Maler Heinrich Meyer aus Stäfa (1759 – 1832), Goethes vertrauter Freund.

101. Erwartung und Erfüllung.

1796.

In den Ozean schiffst mit tausend Masten der Jüngling;
 Still auf gerettetem Boot treibt in den Häfen der Greis.



102. Das gemeinsame Schicksal.

1796.

Siehe, wir haßen, wir streiten, es trennet uns Neigung
 und Meinung;
 Aber es bleichet indes dir sich die Locke wie mir.



103. Menschliches Wirken.

1796.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
 Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

104. Der Vater.¹

1796.

Wirke, soviel du willst, du stehest doch ewig allein da,
 Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.



105. Dithyrambe.

1796.

Nimmer, das glaubt mir,
 Erscheinen die Götter,
 Nimmer allein.

¹ Kurz vor Abfassung des Epigramms war Schiller zum zweiten Male Vater geworden.

Raum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.

5

Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

10

Sagt, wie bewirt' ich,
Der Erdegebor'ne,
Himmlischen Chor?
Schenk'et mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!

15

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

20

„Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Reich' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Daß er den Styx, den verhassten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein!“

25

Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

30

106. Liebe und Begierde.

1796.

Recht gesagt, Schlosser¹! Man liebt, was man hat;
man begehrt, was man nicht hat.
Denn nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt.

¹ Johann Georg Schlosser, Goethes Schwager, schrieb 1796 „Fortsetzung des Platonischen Gespräches über die Liebe“ (des „Gastmahls“), worin

107. Güte und Größe.

1796.

Nur zwei Tugenden gibt's — o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

—*~*—

108. Potivtafeln.¹

1.

1796.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben ge-
holfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

2. Die verschiedene Bestimmung.

1796.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Über durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum
einer

Früchte; zum Element² kehren die meisten zurück.

5 Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

3. Das Belebende.

1796.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

die Bemerkung vorkommt (S. 33), daß „wer liebt, schon alles hat, und daß nur, solange er noch zu lieben begehrt, ihm etwas werden kann“.

¹ Im Altertum pflegten die einer Gefahr, z. B. einem Schiffbruch, Entronnenen in dem Heiligtume des Gottes, dem sie ihre Rettung zuschrieben, ein kleines Gemälde (tabula votiva) aufzuhängen, auf dem die Gefahr abgebildet war. Der Dichter nennt die folgenden Sprüche „Potivtafeln“, weil sie ihn vor mancher Gefahr, in Leben und Kunst, bewahrt haben.

² Zur unorganischen Natur.

4. Zweierlei Wirkungsarten.

1796.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit¹ göttliche Pflanze;
 Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

5. Unterschied der Stände.

1796.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
 Zählen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was
 sie sind.

6. Das Werthe und Würdige.

1796.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was
 recht ist;
 Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

7. Die moralische Kraft.²

1796.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig
 zu wollen
 Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht
 vermagst.

8. Mitleidung.

1796.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch
 wirken;
 Bei dem Schönen allein macht das Gefäß³ den Gehalt.

¹ Menschlichkeit. Durch das Gute wird die schon vorhandene Pflanze der Sittlichkeit genährt; die Wirkung des Schönen ist nach Schiller insofern schöpferisch, als sie die Sittlichkeit aus sich erzeugt.

² Schön empfindet, wer das Gute aus freier Neigung des Herzens thut (vgl. Geb. 62 und 61, B. 105 ff.); er setzt die beiden Seiten der menschlichen Natur (Sittlichkeit und Sinnlichkeit) in Harmonie und ist also im wahrsten Sinne Mensch. Dem dies aber nicht gegeben ist, der kann darum doch, in einseitiger Beschränkung auf das Geistige, ein achtungswerter, pflichtmäßig handelnder Mensch sein.

³ Die Form.

9. An *¹

1796.

Teile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen.
Über du gibst mir dich selbst, damit verschone mich,
Freund.

10. An **¹

1796.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht
die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

11. An ***¹

1796.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges
Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

12. Jekige Generation.

1796.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht be-
greifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

13. An die Muse.

1796.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende find.

14. Der gelehrte Arbeiter.

1796.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam
erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

¹ An welche bestimmten Persönlichkeiten Schiller hierbei etwa gedacht hat, ist ungewiß.

15. Pflicht für jeden.

1796.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

16. Aufgabe.¹

1796.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem
Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

17. Das eigne Ideal.²

1796.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du
fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

18. An die Mystiker.

1796.

Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehen.

19. Der Schlüssel.

1796.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es
treiben;
Willst du die andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz.

20. Der Aufpasser.

1796.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

¹ Vgl. Geb. 67.² Vgl. Bot. Taf. Nr. 34 und Geb. 117.

21. Weisheit und Klugheit.

1795.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit
erfliegen,

Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger Flug.¹

22. Die Übereinstimmung.

1796.

Wahrheit suchen wir beide, du² außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.

Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

23. Politische Lehre.³

1796.

Alles sei recht, was du thust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhand'ne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

24. Majestas populi.⁴

1796.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Rieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

25. An einen Weltverbesserer.

1795.

„Alles opfert' ich hin“, sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“

¹ Das beste Beispiel hierfür ist Kolumbus (Geb. 58)

² Gemeint ist Goethe.

³ Gegen Fichte.

⁴ Vgl. Gebicht 86.

Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
 Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
 Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
 Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
 Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
 Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
 Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschen-
 geschlechter
 Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut. 10

26. Meine Antipathie.

1796.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
 Ist mir's, weil es so viel' schwachen von Tugend gemacht.
 „Wie, du haffest die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten sie alle,
 Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

27. An die Astronomen.

1796.

Schwähet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
 Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
 Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
 Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

28. Astronomische Schriften.¹

1796.

So unermößlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
 Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

29. Der beste Staat.

1796.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?“ Woran du die beste
 Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden
 nicht spricht.

¹ Gegen die „Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend“ des Professors Christian Ernst Bünsch (1744—1828).

30. Mein Glaube.¹

1796.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

31. Inneres und Äußeres.

1796.

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur
das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

32. Freund und Feind.

1796.

Feuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind,
was ich soll.

33. Licht und Farbe.²

1796.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

34. Schöne Individualität.³

1796.

Einig sollst du zwar sein, doch eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das
Herz.

Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

¹ Der Gegensatz ist: verstandesmäßiges religiöses Dogma und tiefes, unaussprechliches religiöses Gefühl, das sich in keinem Dogma wiedererkennt.

² Die Deutung auf Wahrheit und Schönheit liegt nahe.

³ Das „Ganze“, z. B. der Staat, die Familie, fordert Unterordnung der Individuen: eines mit ihm ist, wer sich so mit ihm identifiziert, daß er seine eigene Individualität verliert, einig dagegen, wer trotzdem eine Persönlichkeit bleibt, aber freiwillig, aus Neigung, mit dem Ganzen übereinstimmt. Das erste (den Zwang) lehrt uns die Vernunft, das zweite (die Liebe) ist Ausfluß des Herzens. Wohl dem, dessen Herz stets mit der Forderung der Vernunft „einig“ ist, sodaß er nie den Zwang des „Einsseins“ fühlt. Vgl. Bot. Taf. 17 und Gedicht 118.

35. Die idealische Freiheit.¹

1795.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
 Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
 Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
 Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

36. Die Mannigfaltigkeit.

1796.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für einen nur alle,
 Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
 Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden
 Formen
 Bringet er dürftig und leer ewig nur eine hervor.
 Aber von Leben raucht es und Lust, wo bildend die Schönheit 5
 Herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

37. Die drei Alter der Natur.²

1799 (?).

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelt,
 Schaffendes Leben aufs neu' gibt die Vernunft ihr zurück.

38. Der Genius.

1796.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
 Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
 Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
 Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

39. Der Nachahmer.

1796.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden;
 Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
 An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
 Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

¹ Wer sich zum Ideale erhebt, ist „frei in des Todes Reichen“ (Geb. 61, 12).

² Vgl. das in der allgemeinen Einleitung angeführte erste Gespräch zwischen Goethe und Schiller.

40. Genialität.

1796.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
 Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
 Klar ist der Äther und doch von unermesslicher Tiefe,
 Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

41. Die Forscher.

1796.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
 Wahrheit, wo rettetest du dich hin vor der wütenden Jagd?
 Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
 Aber mit Geistesritt schreitest du mitten hindurch.

42. Die schwere Verbindung.

1796.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
 Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Baum.

43. Korrektheit.

1796.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der
 höchste,
 Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

44. Das Naturgesetz.

1796.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben:
 die Ohnmacht
 Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

45. Wahl.

1796.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein
 Kunstwerk,
 Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

46. Tonkunst.

1799 (?).

Leben atme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polhymnia aus.

47. Sprache.

1796.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht
mehr.

48. An den Dichter.

1796.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

49. Der Meister.

1796.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

50. Der Gürtel.

1799 (?).

In dem Gürtel¹ bewahrt Aphrodite der Reize Geheimniß;
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

51. Dilettant.

1796.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

52. Die Kunstschwäher.

1796.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des
Guten,
Daß nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

¹ Der Anmut.

53. Die Philosophieen.

1796.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

54. Die Gunst der Musen.

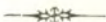
1796.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens¹ Schoß

55. Der Homeruskopf² als Siegel.

1796.

Treuer, alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.



109. Kleinigkeiten.

1. Der epische Hexameter.

1796.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden
Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

2. Das Distichon.

1796.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

3. Die achtzeilige Stanze.³

1796.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende —
dreimal
Fliehst du schamhaft und kehrt dreimal verlangend zurück.

¹ Mnemosyne (das Gedächtniß) ist die Mutter der Musen.

² Eines solchen Kopfes bediente sich Schiller oft zum Siegel.

³ Bekanntlich reimen sich bei der achtzeiligen Stanze (Ottave) die 1., 3. und 5., ebenso die 2., 4., und 6., endlich die 7. und 8. Verszeile.

4. Der Obelisk.

1796.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
 „Stehe“, sprach er, und ich steh’ ihm mit Kraft und mit Lust.

5. Der Triumphbogen.

1796.

„Fürchte nicht“, sagte der Meister, „des Himmels Bogen; ich
 stelle
 Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.“

6. Die schöne Brücke.

1796.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und
 gütig
 Könnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

7. Das Thor.

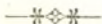
1796.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Geseze,
 Troh in die freie Natur führ’ es den Bürger heraus!

8. Die Peterskirche.¹

1796.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret;
 Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.



110. Das Regiment.

1796.

Das Gesez sei der Mann in des Staats geordnetem
 Haushalt,
 Aber mit weiblicher Guld herrsche die Sitte darin.



¹ In Rom. Vgl. Geb. 195, 35 und 36.

111. Philister und Schöngeist.

1796.

Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch
 der Wahrheit,
 Aber dieser bestiehl't Wahrheit und Schönheit zugleich.



112. Das Subjekt.

1796.

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu
 bewahren,
 Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.



113. Fragen.

1796.

Fromme, gesunde Natur, wie stellt die Moral¹ dich an
 Pranger!
 Heil'ge Vernunft, wie tief stürzt dich der Schwärmer¹
 herab!



114. Die Triebfedern.

1796.

Immers treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
 Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!



115. Wahrheit.

1796.

Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden;
 Daß es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.



¹ Gedacht ist wohl an Kant und Lavater.

116. Schönheit.

1796.

Schönheit ist ewig nur eine, doch mannigfach wechselt das
 Schöne;
 Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

117. Bedingung.¹

1796.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu
 machen,
 Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

118. Der Vorzug.²

1796.

Über das Herz zu siegen, ist groß; ich verehere den Tapfern,
 Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

119. Die Erzieher.³

1796.

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
 Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

120. Der Verstand.⁴

1796.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht
 befeelen;
 Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.



¹ Vgl. Bot. Taf. 17.

² Wer nicht über sein Herz zu siegen braucht, um der Vernunft zu gehorchen, sondern solchen Sieg über den sinnlichen Trieb durch die Reigung seines Herzens davonträgt, ist eine „schöne Natur“. Vgl. Bot. Taf. 34.

³ Richtet sich gegen dieselbe Übertreibung der Moralphilosophie wie Gebicht 64.

⁴ Der Verstand ordnet, gestaltet, disponiert den vorhandenen Stoff; die Phantasie ruft Leben hervor, aber ohne Ordnung. Nur die wahre, geniale Dichtungskraft vereinigt beides in sich und schafft daher lebende Gestalten.

121. Phantasie.¹

1796.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann
nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

122. Dichtungskraft.¹

1796.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.



123. Will und Verstand.

1796.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius
ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein.



124. Das Mittelmäßige und das Gute.

1796.

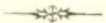
Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler,
Willst du dieses erhöhen, zähle die Tugenden ab².



125. Bedeutung.

1796.

Was bedeutet dein Werk?“ so fragt ihr den Bildner
des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.



¹ Vgl. S. 168, Anm. 4.

² „Abzählen“ hier nicht: abrechnen, „subtrahieren“, sondern: durch Zählen festsetzen, bestimmen. — Vgl. Vot. Taf. 43.

126. Deutscher Genius.

1796.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer
Schönheit!

Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung¹.

127. Der moralische Dichter.²

1796.

Ia, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch
das wollt' ich

Eben vergessen und kam, ach, wie gereut mich's, zu dir!

128. Das Verbindungsmittel.³

1796.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

129. Der Kunstgriff.³

1796.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen
gefallen?

Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

130. Der erhabene Stoff.⁴

1796.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?



¹ Die Leichtigkeit des Franzosen.

² Gegen Lavater gerichtet.

³ Gegen den Romanschriftsteller Johann Timotheus Hermes (1738 — 1821), den Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“.

⁴ Bezieht sich auf Klopstocks „Messias“.

131. Der Zeitpunkt.

1796.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.



132. Das Unverzehliche.

1796.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben,
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein.



133. Die Danaiden.¹

1796.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den
Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird
nicht voll.



134. Die neuesten Geschmacksrichter.

1796.

Dichter, ihr Armen, was müßt ihr nicht alles hören, da-
mit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!



135. Kant und seine Ausleger.

1796.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Seht! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu
thun.



¹ Gerichtet gegen die von Dyl herausgegebene „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Die jetzige Überschrift gibt dem Epigramm eine allgemeinere Bedeutung auf unfruchtbare Bestrebungen jeder Art. Das Ausbrüten eines Steines hängt mit der Danaidenfage nicht zusammen.

136. Der Geist und der Buchstabe.

1796.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
 Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel
 doch ziehen.



137. Wissenschaft.

1796.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
 Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

138. Das philosophische Gespräch.¹

1796.

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern,
 doch keiner
 Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Gespräch?



139. Das Deutsche Reich.

1796.

Deutschland? Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht
 zu finden,
 Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.



140. Ein deutsches Meisterstück.

1796.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
 Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch: es ist kein Gedicht.²



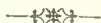
¹ Gegen Ernst Platners (1744—1818) „Gespräche über den Atheismus“.

² Es ist also ein Werk, bei welchem nur der „Verstand“ (Geb. 120), nicht aber die lebendige „Dichtungskraft“ (Geb. 122) thätig war, das daher formell fehlerlos, poetisch aber völlig wertlos ist. Vgl. auch Bot. Taf. 43.

141. Deutsches Lustspiel.

1796.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fragen die Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

142. Naturforscher und Transcendentalphilosophen.¹

1796.

Freundschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündnis
zu frühe:
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit
erkannt.

143. An die voreiligen Verbindungsstifter.¹

1796.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad', finden sich beide gewiß.

144. G. G.²

1796.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

145. Buchhändler-Anzeige.³

1796.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung
zu kennen:
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jezt verkauft.



¹ Naturforschung und Philosophie sollen sich nicht voneinander beeinflussen lassen; streben nur beide ehrlich nach der Wahrheit, so muß zuletzt ihr Ergebnis in einer einheitlichen Weltanschauung zusammenfallen. Vgl. auch Bot. Taf. 22.

² D. h. Gelehrte Gesellschaften.

³ Richtete sich ursprünglich gegen Johann Joachim Spaldings (1714–1804) Buch „über die Bestimmung des Menschen“ (1748).

146. Griechheit.¹

1796.

Raum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
 Bricht in der Gräomanie gar noch ein hitziges aus.
 Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!
 Drum dächt' ich,
 Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns
 sprecht!

Eine würdige Sache verfehlet ihr — nur mit Verstande, 5
 Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

147. Gefährliche Nachfolge.²

1796.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
 Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

148. Die Sonntagskinder.³

1796.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug
 thun;

Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschied.
 Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
 Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

149. Der Wolfsche Homer.⁴

1796.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
 Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.



¹ Gegen Friedrich Schlegels Schrift: „Die Griechen und Römer, historische und kritische Versuche über das klassische Altertum“.

² Gegen Friedrich Schlegel.

³ Gegen die Brüder August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich Schlegel (1772—1829), namentlich gegen den letztern, der damals erst 24 Jahre alt war.

⁴ Vgl. S. 125, Anm. 4.

150. Die Homeriden.¹

1796.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil 's ihm
so gut schmeckt,

Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.
„Mir her! ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die Schlacht
bei den Schiffen!“ —

„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!“ —
5 Friede! zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht
reichen.

Der sie schickte, er hat sich nur auf einen versehen.



151. Die Flüsse.

1796.

1. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens
Grenze;

Aber der Gallier häuft über den duldbenden Strom.

2. Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.²

3. Donau in **.³

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Phaiaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

4. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

¹ Gerichtet gegen Christian Gottlob Heyne (1729–1812), Professor in Göttingen, eifrigen Gegner der Wolffschen Hypothese. Es ist bemerkenswert, daß Schller hier so wenig wie in Ged. 68 Wolffs Ansicht bekämpft.

² Zwischen Mosel und Rhein hatte sich bisher nur geringe Fruchtbarkeit an geistigen Werken gezeigt.

³ D. h. in Österreich. Die Wiener waren damals wie heute als ein frohes, lebenslustiges Volk bekannt, wie es König Alkinoos im achten Buch der „Odyssee“ von seinen Phaaken sagt.

5. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker
 so viele;
 Aber die Fürsten¹ sind gut, aber die Völker sind frei.

6. Elbe.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
 Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

7. Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu
 durstig
 Meine Poeten mich, meine Prosaisler aus.

8. Elbe.²

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Rauderwelsch. — Unter
 den Flüssen
 Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur, deutsch.

9. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar³; da
 nahm ich
 Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

10. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
 Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

11. Gesundbrunnen zu **. ⁴

Seltames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die
 Quellen,
 Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

¹ Man denkt wohl zunächst an Karl August.

² Johann Christoph Adelung (1732—1806), Oberbibliothekar in Dresden, behauptete in seinem „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart“, die ober-sächsischen, insbesondere die Meissener Mundart sei die reinste.

³ Friedrich der Große, den Karl Wilhelm Ramler (1725—96) in schwülstigen, pomphaften Oden gepriesen hatte.

⁴ Karlsbad in Böhmen, wo Schiller 1791 den Brunnen getrunken hatte.

12. *Begnig.*

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.¹

13. *Die **chen² Flüsse.*

Unserer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

14. *Salzach.*

Aus Zubaviens³ Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

15. *Der anonyme Fluß.⁴*

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

16. *Les fleuves indiscrets.⁵*

Setzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's, ihr wißt
euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schächchen gethan.

152. *Jeremiade.⁶*

1796.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen ver-
schlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durch's Leben
nicht mehr.

¹ Gedacht ist an den 1644 gegründeten „Hirten- und Blumenorden an der Begnig“.

² D. h. geistlichen, die durch geistlicher Herren Länder fließen.

³ Zuvavia, der alte Name für Salzburg an der Salzach.

⁴ Herber Spott auf den Bischof von Fulda.

⁵ Anspielung auf Diderots frivolen Roman „Les bijoux indiscrets“, worin die Edelsteine die unsauberen Geschichten ihrer Herrin verraten.

⁶ Ein ironisches Klagegedicht über die verschwundene alte gute Zeit aus dem Sinne von Männern wie Gleim oder Nicolai

Aus der Ästhetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend¹,
 Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
 Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
 Platt, und genießen wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
 Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
 Komm doch wieder, o komm, wißige Einfalt, zurück!
 Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite²,
 Siegmund³, du süßer Amant, Mascarill⁴, spaßhafter Knecht!
 Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
 Und du, Menuettschritt unsers geborgten Rothurns!
 Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
 Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt!
 Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich herausragt,
 Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
 Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen ver-
 schlimmert,
 Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

153. Die Philosophen.⁵

1796.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde;
 Denn das eine, was not, treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Zenaer
 Zeitung⁶

Hier in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

¹ Der Vermischung der Ästhetik und Moral waren vor allem Kant und Schiller selbst entgegengetreten.

² Gedacht ist an das Lustspiel „Die Wochenstube“ von dem dänischen Dichter Ludwig von Holberg (1684—1754).

³ Ein Liebhaber in Gellerts „Zärtlichen Schwestern“.

⁴ Der Bediente in Lessings „Schaz“. Danach werden auch die „Stubenmädchen zu Leipzig“ auf die Lustspiele der damaligen Zeit gehen, wie z. B. bei Elias Schlegel, Chr. Felix Weiße und auch in Lessings Jugendstücken die „Lisetten“ und „Kathrinen“ eine besondere Rolle spielen.

⁵ Zu einer in der Unterwelt unter Aristoteles' Vorfig tagenden Versammlung der neuern Philosophen tritt ein „Lehrling“ und bittet um schnellen und sichern Aufschluß über Gott und die Welt.

⁶ Die Zenaer Litteratur = Zeitung.

Schrling.

- 5 Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Halse,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.¹

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß.

Schrling.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch
denken?

- 10 Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.²

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Dritter.³

Just das Gegenteil sprech' ich. Es gibt kein Ding als mich
selber;
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.⁴

- 15 Zweierlei Dinge lass' ich passieren, die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf eins.

Fünfter.⁵

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von
der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.⁶

- 20 Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.⁷

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drei.

¹ Cartesius, vgl. S. 134, Anm. 4.

² Spinoza, 1632—77: Das „Ding aller Dinge“ ist die unendliche Substanz.

³ Berkeley, 1684—1753, der die Wirklichkeit der Körperwelt leugnete.

⁴ Leibniz, 1646—1716: Prätabilierte Harmonie.

⁵ Kant, 1724—1804, „Kritik der reinen Vernunft“ 1781.

⁶ Fichte, 1762—1814.

⁷ Reinhold, 1758—1823: „Neue Theorie des Vorstellungsvermögens“ 1795

Lehrling.

Damit loß' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was sezt!

Achter.¹

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden; 25
Aber der praktische Satz gilt doch: du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu
erwidern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.²

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret.
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich. 30

Rechtsfrage.³

Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissensstrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit 35
Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebet.



¹ Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ (1787), Erhard Schmid, 1761—1813.

² 1711—76, der entschiedene Skeptiker, der die Möglichkeit einer Erkenntnis der Wahrheit überhaupt leugnete.

³ Die folgenden Disticha sind nur lose angefügt: zuerst wird eine Frage aus dem Naturrecht, dann aus der Tugendlehre aufgeworfen; die erste Antwort verspottet die Spigfindigkeit gewisser Juristen (Puffendorf; vgl. S. 135, Anm. 1), die andre Kants rigorose Strenge.

154. Shakespeares Schatten.

Parodie.¹

1796.

- Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
- 5 Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.²
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jezo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!“ —
„Wegen Tiresias³ mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
10 Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.“ —
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
„O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.“ —
15 „Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht⁴?“ —
„Nichts mehr von diesem tragischen Spuk! Raum einmal im
Jahre
Geht dein geharnischter Geist⁵ über die Bretter hinweg.“ —
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
20 Und vor dem heitern Humor flieheth der schwarze Affect.“ —
„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.“ —
„Also siehst man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernstern Gang, welchen Melpomene geht?“ —
25 „Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische
rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.“ —

¹ Des 11. Buches der „Odyssee“, wo Odysseus in der Unterwelt den Schatten des Herakles erblickt; Shakespeare ist gleichsam der Herakles der dramatischen Dichter.

² Er trifft noch heute sicher das Herz des Hörers.

³ Gemeint ist Lessing, wie durch die Anführung der „Dramaturgie“ (Vers 12) klar ist.

⁴ D. h. in die tiefsten Tiefen der tragischen Kunst (wie Herakles der Sage nach den Cerberus aus dem Tartarus holte)

⁵ Anspielung auf den Geist von Hamlets Vater.

„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?
 Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?“ —
 „Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
 Fährndriche, Sekretärs oder Husarenmajors¹.“ — 30
 „Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere²
 Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie ge-
 schehn?“ —
 „Was? Sie machen Rabale³, sie leihen auf Pfänder⁴, sie stecken
 Silberne Löffel ein⁵, wagen den Pranger⁶ und mehr.“ —
 „Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal, 35
 Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zer-
 malmt?“ —
 „Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
 Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier.“ —
 „Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
 Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ — 40
 „Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Kasus:
 Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.“ —
 „Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
 Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
 „Der Poet ist der Wirt und der letzte Aktus die Beche; 45
 Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“



155. Das Spiel des Lebens.

1796.

Wollt ihr in meinen Kasten⁷ sehn?
 Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
 Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen,
 Nur müßt ihr nicht zu nahe sehn,

¹ Die „Pfarrer“ und „Kommerzienräte“ deuten auf Iffland, die „Fährndriche“ auf Schröder, „Sekretärs“ und „Husarenmajors“ aber offenbar auf Schillers eigenes Stück „Rabale und Liebe“.

² Hier s. v. m. jämmerliche Gesellschaft.

³ Wie in „Rabale und Liebe“.

⁴ Wie in Ifflands „Hagestolzen“.

⁵ Wie in Schröders „Fährndrich“.

⁶ Wie in Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht“ und in Rozebues „Kind der Liebe“.

⁷ Das Gebicht wurde am 11. Oktober 1796 an Spener nach Berlin für den „Guckkastenmann“ geschickt, durch welchen der Buchhändler zu Reunjahr dem Publikum einen Glückwunsch darzubringen pflegte.

5 Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpfet, der Jüngling stürmt einher,
10 Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held bringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
15 Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen steht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

— * * * —

156. Die Begegnung.

1796.

Noch seh' ich sie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen, stand sie da;
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah'.
5 Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens finn' ich nach.
Ein neu' Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, jahrelang gebunden,
10 Durch alle Fesseln jezt auf einmal brach
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schiefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
 Die Seele endlich mir zurücke kam,
 Da sah ich in den engelgleichen Zügen
 Die Liebe ringen mit der holden Scham, 20
 Und alle Himmel glaubt' ich zu erschliegen,
 Als ich das leise, süße Wort vernahm —
 O droben nur in sel'ger Geister Chören
 Wird' ich des Tones Wohl laut wieder hören!

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
 Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
 Ich kenne den ihm selbst verborg'nen Wert,
 Am rohen Glück will ich das edle rächen.
 Dem Armen sei das schönste Los beschert,
 Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen. 30
 Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
 Das ihn erwidern und empfinden kann.“



157. Das Geheimnis.

1796.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
 Zu viele Lauscher waren wach,
 Den Blick nur durst' ich schüchtern fragen,
 Und wohl verstand ich, was er sprach.
 Leis' komm' ich her in deine Stille, 5
 Du schön belaubtes Buchenzelt.
 Verbirg in deiner grünen Hülle
 Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Von ferne mit verworr'nem Sausen
 Arbeitet der geschäft'ge Tag, 10
 Und durch der Stimmen hohles Brausen
 Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
 So sauer ringt die kargen Lose
 Der Mensch dem harten Himmel ab;
 Doch leicht erworben, aus dem Schoße
 Der Götter fällt das Glück herab. 15

Daß ja die Menschen nie es hören,
 Wie treue Lieb' uns nist beglückt!
 Sie können nur die Freude stören,
 Weil Freude nie sie selbst entzückt.
 Die Welt wird nie das Glück erlauben,
 Als Beute wird es nur gehascht;
 Entwenden mußt du's oder rauben,
 Oh' dich die Mißgunst überrascht.

Leis' auf den Behen kommt's geschlichen,
 Die Stille liebt es und die Nacht;
 Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
 Wo des Verräters Auge wacht.
 O schlinge dich, du sanfte Quelle,
 Ein breiter Strom um uns herum
 Und drohend mit empörter Welle
 Verteidige dies Heiligtum!



158. Die Erwartung.

1796.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
 Hat nicht der Riegel geklirrt?
 Nein, es war des Windes Wehen,
 Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
 Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!
 Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
 Mit holder Nacht sie heimlich zu umfängen!
 Und all ihr Schmeichellüste, werdet wach
 Und scherzt und spielt um ihre Rosentwangen,
 Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
 Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
 Raschelnd mit eilendem Lauf?

Nein, es scheuchte nur der Schrecken
 Aus dem Busch den Vogel auf.

O lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
 Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
 Breit' um uns her den purpurroten Flor,
 Umspinn' uns mit geheimnisvollen Zweigen. 20
 Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
 Sie flieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen;
 Nur Hesper, der verschwiegene, allein
 Darf still herblickend ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise, 25
 Flüsternden Stimmen gleich?
 Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
 Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
 Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen, 30
 Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
 Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
 Die Traube winkt, die Pflirsche zum Genuß,
 Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
 Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut, 35
 Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
 Rauscht's nicht den Laubgang daher?
 Nein, die Frucht ist dort gefallen,
 Von der eignen Fülle schwer. 40

Des Tages Flammenauge selber bricht
 In süßem Tod, und seine Farben blassen;
 Rühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
 Die Kelche schon, die seine Gluten lassen.
 Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht, 45
 Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
 Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
 Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
 Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
 Nein, es ist der Säule Flimmern
 An der dunkeln Taguswand. 50

55 O sehnen Herz, ergöze dich nicht mehr,
 Mit süßen Bildern weifenlos zu spielen!
 Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
 Kein Schattenglück kann diesen Busen fühlen.
 O führe mir die Lebende daher,
 Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
 60 Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
 Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leif', wie aus himmlischen Höhen
 Die Stunde des Glückes erscheint,
 So war sie genakt, ungefehen,
 Und weckte mit Küffen den Freund.



159. An Emma.

1796.

5 **W**eit in nebelgrauer Ferne
 Liegt mir das vergang'ne Glück,
 Nur an einem schönen Sterne
 Weilt mit Liebe noch der Blick;
 Aber wie des Sternes Pracht
 Ist es nur ein Schein der Nacht.

10 Deckte dir der lange Schlummer,
 Dir der Tod die Augen zu,
 Dich besäße doch mein Kummer,
 Meinem Herzen lebtest du.
 Aber ach! du lebst im Licht,
 Meiner Liebe lebst du nicht.

15 Kann der Liebe süß Verlangen,
 Emma, kann's vergänglich sein?
 Was dahin ist und vergangen,
 Emma, kann's die Liebe sein?
 Ihrer Flamme Himmelsglut,
 Stirbt sie wie ein irdisch Gut?



160. Am Geburtstage der Frau Griesbach.¹Im Namen seines kleinen Sohnes Karl.²

1797.

Mach' auf, Frau Griesbach! ich bin da
 Und klopf' an deine Thüre.
 Mich schickt Papa und die Mama,
 Daß ich dir gratuliere.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
 Zu deines Tages Feier;
 Denn alles, wie die Mutter spricht,
 Ist so entseßlich teuer.

Sag' selbst, was ich dir wünschen soll;
 Ich weiß nichts zu erdenken.
 Du hast ja Küch' und Keller voll,
 Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
 Die Spargeln und die Schoten;
 Die Stachelbeeren blühen frisch,
 Und so die Reneglotten.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
 Die schmecken gar zu süße;
 Und wenn sie werden zeitig sein,
 So Sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du
 Und gibst den Hühnern Futter,
 Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
 Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
 Die Alten und die Jungen,
 Und deinem lieben, braven Herrn
 Ist alles wohl gelungen.

¹ Schiller wohnte in Jena im Hause des Kirchenraths Griesbach, und es entstand bald ein herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Familien. Frau Griesbach war am 28. April 1755 geboren.

² Geboren am 14. September 1793, also im vierten Jahre.

30 Du bist wohl auf, Gott Lob und Dank!
 Mußt's auch fein immer bleiben;
 Ja höre! werde ja nicht krank,
 Daß sie dir nichts verschreiben.

35 Nun lebe wohl! ich sag' ade.
 Geld? ich war heut' bescheiden.
 Doch könntest du mir, eh' ich geh',
 'ne Butterbemme schneiden.



161. Die Worte des Glaubens.

1797.

5 **D**rei Worte nenn' ich euch, inhaltlichwer,
 Sie gehen von Munde zu Munde;
 Doch stammen sie nicht von außen her,
 Das Herz nur gibt davon Kunde.
 Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
 Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

10 ¹ Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
 Und würd' er in Ketten geboren.
 Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
 Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
 Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
 Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

15 ² Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
 Der Mensch kann sie üben im Leben,
 Und sollt' er auch straucheln überall,
 Er kann nach der göttlichen streben,

¹ Der Mensch ist so geschaffen, daß er es vermag, sich von äußerem Zwange wie von den sinnlichen Trieben frei zu machen und nur dem Gebote des in ihm lebenden Vernunftgesetzes zu folgen. Wer unter der Herrschaft seines sinnlichen Triebes steht, von Mut und Leidenschaft erfüllt ist, der „mißbraucht“ die Freiheit; so der „Pöbel“ und die „rasenden Thoren“, wobei an die Blutmenschen der französischen Revolution, an Sklavenaufstände und dergleichen zu denken ist. Vor solchen Menschen hat man also Ursache zu „zittern“. Wir sollen uns aber dadurch nicht in dem Glauben an den Wert der sittlichen Freiheit irre machen lassen.

² Wäre der Mensch nicht im Sinne von Str. 2 frei, so könnte er auch nicht „die Tugend üben“. Das erste Wort ist also die Bedingung für das zweite.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltsschwer,
Sie pflanzt von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Guer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.



162. Licht und Wärme.

1797.

Der bess're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen
Und weilt, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Gut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zählen!
Dum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!



163. Breite und Tiefe.

1797.

Es glänzen viele in der Welt,
 Sie wissen von allem zu sagen,
 Und wo was reizet und wo was gefällt,
 Man kann es bei ihnen erfragen;
 Man dünkt, hört man sie reden laut,
 Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
 Ihr Leben war verloren.
 Wer etwas Treffliches leisten will,
 Hätt' gern was Großes geboren,
 Der sammle still und unerschläfft
 Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
 Mit üppig prangenden Zweigen,
 Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
 Doch können sie Früchte nicht zeugen;
 Der Kern allein im schmalen Raum
 Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.



164. Der Taucher.

1797.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
 Zu tauchen in diesen Schlund?
 Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
 Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
 Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
 Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
 Der Klippe, die schroff und steil
 Hinaushängt in die unendliche See,
 Den Becher in der Charybde Geheul.
 „Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
 Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
 Vernehmen's und schweigen still,
 Sehen hinab in das wilde Meer,
 Und keiner den Becher gewinnen will.
 Und der König zum drittenmal wieder fraget:
 „Ist keiner, der sich hinunter waget?“

15

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
 Und ein Edelknecht, sanft und fest,
 Tritt aus der Knappen jagendem Chor,
 Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
 Und alle die Männer umher und Frauen
 Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

20

Und wie er tritt an des Felsen Hang
 Und blickt in den Schlund hinab,
 Die Wasser, die sie hinunterschlang,
 Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
 Und wie mit des fernen Donners Getöse
 Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

25

30

Und es wasset und siedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischts,
 Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

35

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
 Und schwarz aus dem weißen Schaum
 Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
 Grundlos, als ging's in den Hölle Raum,
 Und reißend sieht man die brandenden Wogen
 Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

40

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiedertehrt,
 Der Jüngling sich Gott befiehlt,
 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
 Und schon hat ihn der Wirbel hinwegespült,
 Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
 Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

45

Und stille wird's über dem Wassertschlund,
 50 In der Tiefe nur brauset es hohl,
 Und bebend hört man von Mund zu Mund:
 „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
 Und hohler und hohler hört man's heulen,
 Und es¹ harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

55 „Und wärst du die Krone selber hinein
 Und sprächst: ‚Wer mir bringet die Kron‘,
 Er soll sie tragen und König sein‘ —
 Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
 Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
 60 Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

„Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
 Schoß gäh in die Tiefe hinab;
 Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
 Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.“
 65 Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
 Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und fiedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,
 70 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
 Und wie mit des fernen Donners Getöse
 Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
 Da hebet sich's schwanenweiß,
 75 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
 Und es rudert mit Kraft und mit eifigem Fleiß,
 Und er ist's, und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief
 80 Und begrüßte das himmlische Licht.
 Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
 „Er lebt! er ist da! es beiehlt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
 Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

¹ Das Wasser, das noch immer zurückzukehren säumt.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
 Zu des Königs Füßen er sinkt,
 Den Becher reicht er ihm knieend dar,
 Und der König der lieblichen Tochter winkt;
 Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
 Und der Jüngling sich also zum König wandte:

85

90

„Lang lebe der König! Es freue sich,
 Wer da atmet im rosigten Licht!
 Da unten aber ist's fürchterlich,
 Und der Mensch versuche die Götter nicht
 Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
 Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

95

„Es riß mich hinunter blitzeschnell,
 Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
 Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
 Mich packte des Doppelfstroms wütende Macht,
 Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
 Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

100

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
 In der höchsten, schrecklichen Not
 Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff;
 Das erfäßt' ich behend' und entrann dem Tod.
 Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
 Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

105

„Denn unter mir lag's noch bergetief
 In purpurner Finsternis da,
 Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
 Das Auge mit Schauern hinunter sah,
 Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
 Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

110

„Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch,
 Zu scheußlichen Klumpen geballt,
 Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
 Des Hammers greuliche Ungehalt,
 Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
 Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

115

120

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
 Von der menschlichen Hilfe so weit,
 Unter Larven die einzige fühlende Brust,
 Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
 125 Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
 Bei den Ungeheuern der traurigen Ode.

„Und schauernd dacht' ich's, da froh's heran,
 Regte hundert Gelenke zugleich,
 Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
 130 Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig.
 Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
 Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier
 Und spricht: „Der Becher ist dein,
 135 Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
 Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
 Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
 Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
 140 Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
 „Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel!
 Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
 Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
 So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
 In den Strudel ihn schleudert hinein:
 „Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
 So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
 Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
 150 Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgevalt,
 Und es blickt aus den Augen ihm kühn,
 Und er siehet erröten die schöne Gestalt
 Und sieht sie erbleichen und sinken hin.
 155 Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
 Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
 Sie verkündigt der donnernde Schall;
 Da bückt sich's¹ hinunter mit liebendem Blick,
 Es kommen, es kommen die Wasser all,
 Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
 Den Jüngling bringt keines wieder².

160



165. Der Handschuh.

Erzählung.

1797.

Vor seinem Löwengarten,
 Das Kampfspiel zu erwarten,
 Saß König Franz³,
 Und um ihn die Großen der Krone
 Und rings auf hohem Balkone
 Die Damen in schönem Kranz.

5

Und wie er winkt mit dem Finger,
 Auf thut sich der weite Zwinger,
 Und hinein mit bedächtigem Schritt
 Ein Löwe tritt;
 Und sieht sich stumm
 Rings um
 Mit langem Gähnen
 Und schüttelt die Mähnen
 Und streckt die Glieder
 Und legt sich nieder.

10

15

Und der König winkt wieder,
 Da öffnet sich behend'
 Ein zweites Thor,
 Daraus rennt
 Mit wildem Sprunge
 Ein Tiger hervor.

20

¹ Gemeint ist die Königs-tochter.

² Dieser (letzte) Vers hat nicht etwa einen Fuß zu wenig, sondern es fehlt nur zwischen „bringt“ und „keines“ die Senkung, so daß die Stimme auf „bringt“ etwas länger ruhen muß, was gerade vor dem Wort „keines“ sehr ausdrucks-voll ist.

³ Franz I. von Frankreich (1515—47).

Wie der den Löwen erschaut,
 Brüllt er laut,
 25 Schlägt mit dem Schweif
 Einen furchtbaren Reif
 Und reckt die Zunge,
 Und im Kreise scheu
 Umgeht er den Leu,
 30 Grimmig schnurrend;
 Drauf streckt er sich murrend
 Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
 Da speit das doppelt geöffnete Haus
 35 Zwei Leoparden auf einmal aus.
 Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
 Auf das Tigertier;
 Das packt sie mit seinen grimmigen Taten,
 Und der Leu mit Gebrüll
 40 Richtet sich auf — da wird's still,
 Und herum im Kreis,
 Von Mordsucht heiß,
 Lagern die greulichen Raken.

Da fällt von des Altans Rand
 45 Ein Handschuh von schöner Hand
 Zwischen den Tiger und den Leu
 Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges, spottender Weiß',
 Wendet sich Fräulein Kunigund':
 50 „Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
 Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
 Ei, so hebt mir den Handschuh auf!“

Und der Ritter in schnellem Lauf
 Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
 55 Mit festem Schritte,
 Und aus der Ungeheuer Mitte
 Nimmt er den Handschuh mit festem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
 Sehen's die Ritter und Edelfrauen,

Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
 Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
 Aber mit zärtlichem Liebesblick —
 Er verheißt ihm sein naheß Glück —
 Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
 Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
 „Den Dank, Dame, begeh’ ich nicht!“
 Und verläßt sie zur selben Stunde.

60

65



166. Der Ring des Polykrates.¹

Ballade.

1797.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
 Er schaute mit vergnügten² Sinnen
 Auf das beherrschte Samos hin.
 „Dies alles ist mir unterthänig“,
 Begann er zu Agyptens König³,
 „Gestehe, daß ich glücklich bin.“ —

5

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
 Die vormalß deinesgleichen waren⁴,
 Sie zwingt jezt deines Zepters Macht.
 Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
 Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
 Solang’ des Feindes⁵ Auge wacht.“

10

Und eh’ der König noch geendet,
 Da stellt sich, von Milet gesendet,
 Ein Bote dem Tyrannen dar:
 „Laß, Herr, des Opfers Düste steigen
 Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
 Bekränze dir dein festlich Haar!“

15

¹ Polykrates hatte sich 540 vor Chr. zum Alleinherrscher („Tyrannen“) von Samos aufgeschwungen.

² Hier wohl nach dem alten Sprachgebrauch f. v. w. zufriedenen.

³ Amasis.

⁴ Die Gegenpartei (Aristokraten) in Samos.

⁵ Etwa das Haupt jener aristokratischen Gegner (vgl. Anm. 4), die in Milet Unterstützung gefunden.

20 „Getroffen sank dein Feind vom Speere,
 Mich sendet mit der frohen Märe
 Dein treuer Feldherr Polydor —“
 Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
 Noch blutig, zu der beiden Schreden,
 Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

25 Der König tritt zurück mit Grauen.
 „Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen“,
 Versetzt er mit besorgtem Blick.
 „Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
 30 Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
 Schwimmt deiner Flotte¹ zweisehend Glück.“

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
 Hat ihn der Jubel unterbrochen,
 Der von der Reede jauchzend schallt.
 Mit fremden Schätzen² reich beladen,
 35 Kehrt zu den heimischen Gestaden
 Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
 „Dein Glück ist heute gut gelaunet,
 Doch fürchte seinen Unbestand!
 40 Der Kreter waffenkund'ge Scharen
 Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
 Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
 Da sieht man's von den Schiffen wallen,
 45 Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
 Von Feindesnot sind wir befreiet,
 Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
 Vorbei, geendet ist der Krieg!“

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
 50 „Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
 Doch“, spricht er, „zittre' ich für dein Heil.

¹ Hier die Handels-, nicht die Kriegsflotte.

² Mit Waren, nicht etwa mit Kriegsbeute.

Mir grauet vor der Götter Reide¹;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

„Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

55

60

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

65

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergözen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

70

Und jener spricht, von Furcht bewegt:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen² weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

75

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“

80

¹ Hier im Sinne von Mißgunst.

² Nichtiger Erinnen; sie sind die Rächerinnen jeder Verletzung der Naturordnung, und als solche ist Polykrates' übermäßiges Glück anzusehen.

85

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
 Kommt er bestürzt herbeigeeilet
 Und ruft mit hocheerstauntem Blick:
 „Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
 90 Ihn fand ich in des Fisches Magen,
 O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

90

95

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
 „So kann ich hier nicht ferner hausen,
 Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
 Die Götter wollen dein Verderben,
 Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“¹
 Und sprach's und schiffte schnell sich ein.



167. Nadowessische² Totenklage.

1797.

Sieht, da sitzt er auf der Matte,
 Aufrecht sitzt er da,
 Mit dem Anstand, den er hatte,
 Als er's Licht noch sah.

5

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
 Wo des Atems Hauch,
 Der noch jüngst zum großen Geiste
 Blies der Pfeife Rauch?

10

Wo die Augen, falkenhelle,
 Die des Renntiers Spur
 Zählten auf des Grases Welle,
 Auf dem Tau der Flur?

15

Diese Schenkel, die behender
 Flohen durch den Schnee
 Als der Hirsch, der Zwanzigender,
 Als des Berges Reh?

¹ Polykrates wurde 522 von dem persischen Satrapen Ortes nach Sardes gelodt und ans Kreuz geschlagen.

² Nadowessier, ein nordamerikanischer Indianerstamm zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

20

Wohl ihm! er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträucher,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

25

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

30

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

35

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

40

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

45



168. Ritter Toggenburg.

Ballade.

1797.

Ritter, treue Schwesterliebe
 Widmet Euch dies Herz;
 Todert keine andre Liebe,
 Denn es macht mir Schmerz.
 Ruhig mag ich Euch erscheinen,
 Ruhig gehen sehn;
 Eurer Augen stilles Weinen
 Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harne,
 Reißt sich blutend los,
 Preßt sie heftig in die Arme,
 Schwingt sich auf sein Roß,
 Schickt zu seinen Mannen allen
 In dem Lande Schweiz;
 Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
 Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
 Durch der Helden Arm,
 Ihres Helmes¹ Büsche wehen
 In der Feinde Schwarm,
 Und des Toggenburgers Name
 Schreckt den Muselmann;
 Doch das Herz von seinem Grame
 Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
 Trägt's nicht länger mehr,
 Ruhe kann er nicht erjagen
 Und verläßt das Heer;
 Sieht ein Schiff an Joppes² Strande,
 Das die Segel bläht,
 Schiffet heim zum teuren Lande,
 Wo ihr Atem weht.

¹ Sehr kühner Gebrauch des kollektiven Singulars.

² Später Jaffa, die berühmte Hafenstadt Syriens.

Und an ihres Schlosses Pforte
 Klopft der Pilger an,
 Ach, und mit dem Donnerworte
 Wird sie aufgethan:
 „Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
 Ist des Himmels Braut,
 Gestern war des Tages Feier,
 Der sie Gott getraut.“

35

40

Da verläßet er auf immer
 Seiner Väter Schloß,
 Seine Waffen schießt er nimmer,
 Noch sein treues Roß.
 Von der Toggenburg hernieder
 Steigt er unbekannt,
 Denn es deckt die edeln Glieder
 Härenes Gewand.

45

Und erbaut sich eine Hütte
 Jener Gegend nah',
 Wo das Kloster aus der Mitte
 Düst'rer Linden sah;
 Harrend von des Morgens Lichte
 Bis zu Abends Schein,
 Stille Hoffnung im Gesichte,
 Saß er da allein.

50

55

Blicke nach dem Kloster drüben,
 Blicke stundenlang
 Nach dem Fenster seiner Lieben,
 Bis das Fenster klang,
 Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das teure Bild
 Sich ins Thal herunter neigte,
 Ruhig, engelmild.

60

Und dann legt' er froh sich nieder,
 Schließ getröstet ein,
 Still sich freuend, wenn es wieder
 Morgen würde sein.

65

70

Und so saß er viele Tage,
 Saß viel Jahre lang,
 Harrend ohne Schmerz und Klage,
 Bis das Fenster klang,

75

Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das teure Bild
 Sich ins Thal herunter neigte,
 Ruhig, engelmild.
 Und so saß er, eine Leiche,
 Eines Morgens da,
 Nach dem Fenster noch das bleiche,
 Stille Antlitz sah.

80



169. Die Kraniche des Ibykus¹.

Ballade.

1797

5

Zum Kampf der Wagen und Gefänge²,
 Der auf Korinthus³ Landesenge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 Zog Ibykus, der Götterfreund.
 Ihm schenkte des Gefanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund Apoll;
 So wandert' er an leichtem Stabe
 Aus Rhegium, des Gottes voll.

10

15

Schon winkt auf hohem Bergesrüden
 Akrokorinth³ des Wandrers Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Tritt er mit frommem Schauder ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Südens Wärme
 In graulichem Geschwader ziehn.

¹ Epiischer Dichter aus Rhegium in Unteritalien um 530 v. Chr.

² Zu den sogenannten Isthmischen Spielen, die alle vier Jahre bei Korinth zu Ehren des Poseidon gefeiert wurden.

³ Die Burg (Akropolis) von Korinth.

„Seid mir begrüßt, befreund'te Scharen
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
 Mein Loß, es ist dem euren gleich: 20
 Von fernher kommen wir gezogen
 Und flehen um ein wirtlich Dach.
 Sei uns der Gastliche¹ gewogen,
 Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte 25
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;
 Da sperren auf gedrängem² Steg
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muß er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand, 30
 Sie hat der Leier zarte Saiten,
 Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
 Sein Flehen bringt zu keinem Retter;
 Wie weit er auch die Stimme schickt, 35
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.
 „So muß ich hier verlassen sterben,
 Auf fremdem Boden, unbeweint,
 Durch böser Buben Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“ 40

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
 Da rauscht der Kraniche Gefieder;
 Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
 Die nahen Stimmen furchtbar krähn. 45
 „Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und bald, obgleich entstellt³ von Wunden, 50

¹ Zeus, der Schützer des Gastrechts.

² Engem.

³ Die Beziehung auf das Objekt „Züge“ ist grammatisch ungenau.

Erkennt der Gastfreund in Korinth
 Die Züge, die ihm teuer sind.
 „Und muß ich so dich wieder finden,
 Und hoffte mit der Fichte Kranz
 55 Des Sängers Schläfe zu umwinden,
 Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
 Versammelt bei Poseidons Feste,
 Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
 60 Verloren hat ihn jedes Herz.
 Und stürmend drängt sich zum Prytanen¹
 Das Volk, es fodert seine Wut,
 Zu rächen des Erschlag'nen Mianen,
 Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
 65 Der Völker flutendem Gedränge,
 Gelockt von der Spiele Pracht,
 Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
 Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
 70 That's neidisch ein verborg'ner Feind?
 Nur Helios vermag's zu sagen,
 Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
 75 Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
 Und während ihn die Rache sucht,
 Genießt er seines Frevels Frucht.
 Auf ihres eignen Tempels Schwelle
 Trozt er vielleicht den Göttern, mengt
 Sich dreist in jene Menschenwelle,
 80 Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen,
 Es brechen fast der Bühne Stützen,
 Herbeigeströmt von fern und nah,
 Der Griechen Völker wartend da.
 85 Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
 Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau

¹ Der höchsten obrigkeitlichen Person.

In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau¹.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt², von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Rüste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauer Melodie,

90

95

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.³
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß⁴ der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

100

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.

105

110

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.

115

¹ Die griechischen Theater waren oben offen.

² Athen

³ Daß der Chor aus dem Hintergrunde kommt und das Theater „umwandelt“, entspricht nicht der Einrichtung des antiken Theaters, wo er vielmehr durch einen der seitlichen Eingänge in die Orchestra zog und die eigentliche Bühne meist gar nicht betrat.

⁴ Die riesenhafte Gestalt erreichten die Schauspieler der Alten durch den Rothurn, einen Schuh mit sehr hoher Sohle.

Befinnungsgraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang.
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:¹

120

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahen,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

125

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

130

135

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit² nahe wär'.
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

140

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Räuel slicht,

145

150

¹ Er ist so grausig, daß der liebliche Klang der Leier dazu nicht paßt.

² Nicht die Eumeniden, sondern allgemein die Macht der Götter, als deren Vollstreckerinnen die Eumeniden galten

Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:

„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Jbyfus!“

155

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehen.

160

„Des Jbyfus!“ — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:

165

„Des Jbyfus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blißesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!“

170

Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

175

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren —

Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.

180

Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.



170. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ballade.

1797.

Ein frommer Knecht war Fridolin
 Und in der Furcht des Herrn
 Ergeben der Gebieterin,
 Der Gräfin von Sabern¹.
 5 Sie war so sanft, sie war so gut;
 Doch auch der Launen übermut
 Hätt' er geeifert zu erfüllen
 Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
 10 Bis spät die Vesper schlug,
 Lebte er nur ihrem Dienst allein,
 That nimmer sich genug.
 Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!“
 Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
 15 Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
 Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
 Die Gräfin ihn erhob,
 Aus ihrem schönen Munde floß
 20 Sein uner schöpf tes Lob.
 Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
 Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
 Ihr klares Auge mit Vergnügen
 Hing an den wohlgestalteten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
 25 Des Jägers, gift'ger Groll,
 Dem längst von böser Schadenlust
 Die schwarze Seele schwoll.
 Und trat zum Grafen, rasch zur That
 30 Und offen des Verführers Rat²,
 Als einst vom Jagen heim sie kamen,
 Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

¹ Sabern im Baisgau. *² Die grammatisch ungenaue Anfügung ist hier um so härter, als das erste Glied „rasch zur That“ auch ganz gut auf Robert passen würde.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf“,
 Hub er voll Arglist an,
 „Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
 Des Zweifels gift'ger Bahn.
 Denn Ihr besitzet ein edles Weib,
 Es gürtet Scham den keuschen Leib;
 Die fromme Treue zu berücken,
 Wird nimmer dem Versucher glücken.“

35

40

Da rollt der Graf die finstern Brau'n;
 „Was red'st du mir, Gesell?
 Werd' ich auf Weibestugend haun,
 Beweglich wie die Well'?
 Leicht locket sie des Schmeichlers Mund,
 Mein Glaube steht auf festerm Grund:
 Vom Weib des Grafen von Saberne
 Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.“

45

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
 Nur Euren Spott verdient
 Der Thor, der, ein gebor'ner Knecht,
 Ein solches sich erkühnt
 Und zu der Frau, die ihm gebeut,
 Erhebt der Wünsche Lüsternheit.“ —
 „Was?“ fällt ihm jener ein und bebet,
 „Red'st du von einem, der da lebet?“ —

50

55

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
 Das bärg' sich meinem Herrn?
 Doch weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
 So unterdrück' ich's gern.“ —
 „Du bist des Todes, Bube, sprich!“
 Ruft jener streng und fürchterlich.
 „Wer hebt das Aug' zu Runigonden?“ —
 „Nun ja, ich spreche von dem Blonden.“

60

„Er ist nicht häßlich von Gestalt“,
 Führt er mit Arglist fort,
 Indem's den Grafen heiß und kalt
 Durchrieselt bei dem Wort.
 „Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
 Wie er nur Augen hat für sie?“

65

70

Bei Tafel Gurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

„Seht da die Berse, die er schrieb
Und seine Blut gesteht“ —

„Gesteht!“ — „Und sie um Gegenlieb’,
Der freche Bube! fleht.

Die gnäd’ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie’s Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir’s entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

Da ritt in seines Bornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Ofen Glut
Die Eisenstufe schmolz.

Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft’ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält’ es, Felsen zu verglasen¹.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt’gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe
Und ihn mein Aug’ nicht weiter sehe!“

¹ In Glas zu verwandeln. Bezeichnung der ungeheuern Hitze, da bei der Glasbereitung Minerale wie Kiesel und Quarz geschmolzen werden.

Des freut sich das entmenschte Paar
 Mit roher Henkerslust,
 Denn fühllos wie das Eisen war
 Das Herz in ihrer Brust.
 Und frischer mit der Bälge Hauch
 Erhitzen sie des Ofens Bauch
 Und schicken sich mit Mordverlangen,
 Das Todesopfer zu empfangen.

105

110

Drauf Robert zum Gesellen spricht
 Mit falschem Heuchelschein:
 „Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
 Der Herr begehret dein.“
 Der Herr, der spricht zu Fridolin:
 „Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
 Und frage mir die Knechte dorten,
 Ob sie gethan nach meinen Worten.“

115

120

Und jener spricht: „Es soll geschehn!“
 Und macht sich flugs bereit.
 Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
 „Ob sie mir nichts gebeut?“
 Und vor die Gräfin stellt er sich:
 „Hinaus zum Hammer schickt man mich,
 So sag', was kann ich dir verrichten?
 Denn dir gehören meine Pflichten.“

125

Darauf die Dame von Sabern
 Versetzt mit sanftem Ton:
 „Die heil'ge Messe hört' ich gern,
 Doch liegt mir krank der Sohn.
 So gehe denn, mein Kind, und sprich
 In Andacht ein Gebet für mich,
 Und denkst du reuig deiner Sünden,
 So laß auch mich die Gnade finden!“

130

135

Und froh der vielwillkomm'nen Pflicht
 Macht er im Flug sich auf;
 Hat noch des Dorfes Ende nicht
 Erreicht im schnellen Lauf,
 Da tönt ihm von dem Glockenstrang
 Hellschlagend des Geläutes Klang,

140

Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente¹ festlich ladet.

145 „Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!“ —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernte war's, und heiß
150 Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan².
155 „Das“, spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmeln.“
Die Stola³ und das Cingulum⁴
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
160 Geheiligt zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
165 Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Wink's,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.⁵

170 Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hoherhab'ner⁶ Hand,

¹ Hier: zur Messe

² Meßdiener; dasselbe nachher „Ministrant“.

³ Schmäler Überwurf aus Seide oder Goldstoff, den der Priester über dem weißen Unterkleide trägt.

⁴ Weiße Schnur, die als Gürtel dient.

⁵ Das Gebet zur Vorbereitung der Brot- und Weinverwandlung schließt der Priester mit dreimaligem „Sanctus“, wozu der Diener ebenso oft schellt.

⁶ Für höherhab'ner, nach altem, besonders biblischem Gebrauch.

Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

175

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn';
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

180

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligtum,
Und dann entfernt er sich;
Und eilt in des Gewissens Ruh'
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im stillen.

185

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?“
Und grinzend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“

195

200

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Raum traut er seinem Blick.
„Unglücklicher! wo kommst du her?“ —
„Vom Eisenhammer.“ — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?“ —
„Herr, nur so lang', bis ich gebetet.“

205

„Denn als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, vergeiht,

210

Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
 Bei der, die mir gebeut.
 Die Messe, Herr, befohl sie mir
 Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
 Und sprach der Rosenkränze viere
 Für Euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
 Der Graf, entsetzt sich¹:
 „Und welche Antwort wurde dir
 Am Eisenhammer? sprich!“ —
 „Herr, dunkel war der Rede Sinn,
 Zum Ofen wies man lachend hin:
 Der ist besorgt und aufgehoben,
 Der Graf wird seine Diener loben.“ —

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
 Es überläuft ihn kalt,
 „Sollt' er dir nicht begegnet sein?
 Ich sandt' ihn doch zum Wald.“ —
 „Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
 Fand ich von Robert eine Spur.“ —
 „Nun“, ruft der Graf und steht vernichtet²,
 „Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
 Nimmt er des Dieners Hand,
 Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
 Die nichts davon verstand.
 „Dies Kind, kein Engel ist so rein,
 Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
 Wie schlimm wir auch beraten waren,
 Mit dem ist Gott und seine Scharen.“



¹ Weil ihn aus Fribolins Worten die Unschuld so klar anspricht: er erschrickt, daß er einen so kindlich frommen Knaben so gräßlich hat hinrichten wollen. An Roberts Ende kann er noch nicht denken, darauf bringt ihn erst V. 221 f.

² Er fühlt die völlige Nichtigkeit alles menschlichen Wissens und Wollens gegenüber der göttlichen Vorsehung.

171. An Demoiselle Elevoigt.¹

Bei ihrer Verheirathung mit Herrn Dr. Sturm, von einer mütterlichen und fünf schweesterlichen Freundinnen.

10. Oktober 1797.

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
 Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
 Wir sahen mit entzücktem Blick
 Der Seele Anmut sich entfalten,
 Die jungen Reize sich gestalten
 Und blühen für der Liebe Glück.
 Dein schönes Loß, du hast's gefunden,
 Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
 Dem süßen Gott, der dich gebunden;
 Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu teuren Pflichten, zarten Sorgen,
 Dem jungen Busen noch verborgen,
 Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
 Der Kindheit tändelnde Gefühle,
 Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
 Sie bleiben fliehend hinter dir,
 Und Hymens ernste Fessel bindet,
 Wo Amor leicht und flatternd hüpfet.
 Doch für ein Herz, das schön empfindet,
 Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimnis wissen,
 Das immer grün und unzerrissen
 Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
 Es ist des Herzens reine Güte,
 Der Anmut unverwelkte Blüte,
 Die mit der holden Scham sich paart,
 Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
 In alle Herzen Wonne lacht,
 Es ist der sanfte Blick der Milde
 Und Würde, die sich selbst bewacht.



¹ Tochter des Buchhändlers Elevoigt zu Jena.

172. Hoffnung.

1797.

Es reden und träumen die Menschen viel
 Von bessern künftigen Tagen,
 Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
 Sieht man sie rennen und jagen.
 Die Welt wird alt und wird wieder jung,
 Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung¹ führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
 Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
 Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
 Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
 Erzeugt im Gehirne des Thoren,
 Im Herzen kündet es laut sich an:
 Zu was Besserm sind wir geboren.²
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.

173. Das Glück.³

1798.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
 Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
 Welchem Phöbus⁴ die Augen, die Lippen Hermes⁵ gelöst
 Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

¹ Der Eltern.² Daß wir trotz aller Enttäuschungen beständig hoffen, gilt dem Dichter als ein Beweis, daß wir „zu etwas Besserem“ geboren sind, das, unabhängig von äußeren Schicksalen und selbst vom Tode, unverlierbar in uns lebt.³ Zwei Haupttheile: 1) (V. 1—36) Das Glück ist eine freie Gunst des Himmels, ohne Verdienst. 2) (V. 37—66) Wir dürfen über solche Gunst, die dem einen verliehen, dem anderen versagt ist, nicht jähnen, da das Glückliche und Schöne göttlichen, geheimnisvollen Ursprungs ist. — Als Glücksgüter dieser Art werden (V. 2—4) genannt: äußere Schönheit, klarer geistiger Blick, die Gabe der Rebe, endlich eine mächtige Persönlichkeit.⁴ Der Seher, der fernhin Treffende.⁵ Der Beredte.

Ein erhabenes Loß, ein göttliches, ist ihm gefallen,
 Schon vor des Kampfes Beginn find ihm die Schläfe
 bekränzt. 5

Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
 Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis¹ erlangt.
 Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigener Bildner
 und Schöpfer,

Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt; 10
 Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
 Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
 Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
 Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben, 15

Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.

Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend

Losigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,

Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut. 20

Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,

In das bescheid'ne Gefäß schließen sie Göttliches ein.

Ungehofft sind sie da, und² täuschen die stolze Erwartung,

Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.

Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter 25

Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.³

Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches

Haupt ihm gefället, um das flucht er mit liebender Hand

Setzt den Lorbeer und setzt die herrschaftgebende Binde,

Krönte doch selber den Gott⁴ nur das gewogene Glück. 30

Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische⁵ Sieger,

Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.

Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes

Riel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück⁶.

¹ Den Dank oder Lohn für die Mühe (B. 56), d. h. die Gunst der Götter, B. 11 personifiziert.

² Abversatio: und täuschen dagegen.

³ Ganymeds Erhebung in den Olymp als Bild höchsten Glücks.

⁴ Zeus siegte im Kampfe gegen Kronos und im Streit mit seinen Brüdern ebenfalls durch das Glück, durch das „Siegel der Macht“ auf seiner Stirn.

⁵ So heißt Apollon bei den Alten nach seinem Heiligtum zu Pytho (Delphi). Der Ausdruck erinnert zugleich an den Sieger bei den pythischen Kampfspiele.

⁶ Cäsar sagte bei einer stürmischen Fahrt zu dem ängstlichen Bootsmann: „Fürchte nichts, du führst den Cäsar und sein Glück.“

35 Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin¹
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken
ihm an.

² Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die
Götter

Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
40 Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.

War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert?
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich bewegt?

Das verherrlicht ihn, daß ihn die Götter geliebt,
45 Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu
geben,

Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

³ Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie ver-
dienstlos

Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte,
50 Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzückt sie dich.

Freue dich, daß die Gabe des Liebs vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

¹ Anspielung auf Arion. Die Betonung Delphin ist auch sonst nicht selten; einzeln dagegen steht der Gebrauch des Wortes als Neutrum.

² Der zweite Teil des Gebichts, die Warnung vor Unmut über die dem „Glücklichen“ gewährte parteiische Gunst der Götter, spricht zuerst (B. 37—46) von dem Sieger in äußerem Kampfe, sodann von der siegreichen Wirkung des Schönen, die den besonderen herrlichen Vorzug hat, daß hier der Sieger nicht bloß selbst glücklich ist, sondern auch andere glücklich macht. Diesen Vorzug hat der Sieger im Kampfe nicht, da hier notwendig Unterliegenbe vorhanden sind. Aber auch dann sollen wir ohne Unmut das „Glück“ des Götterlieblings sehen, der, wie Paris, jeder Gefahr entrückt wird oder wie Achill durch seine Helbenkraft unwiderstehlich ist. Wir sollen diesem nicht die Gunst der Götter von seiner „Herrlichkeit“ abrechnen, denn in dieser Gunst besteht gerade seine Herrlichkeit.

³ Die „Schönheit“ und das „Lied des Sängers“ sind „Bunber“, denn sie entstehen nicht auf gewöhnliche, menschlich begreifliche Weise, sondern sind plötzlich da: die Schönheit des Menschen, vor allem der Liebreiz weiblicher Gestalt („jede irdische Venus“, B. 63) entsteht durch ein glückliches Zusammentreffen organischer Bedingungen, die uns ebenso geheimnisvoll sind wie Aphrodites Ursprung aus dem Wellenschaume; jeder Lichtgedanke in Kunst und Wissenschaft kommt so fertig und unbegreiflich aus dem Kopfe des schaffenden Genius, wie einst Minerva aus Zeus' Haupt. Vgl. Gebicht 193, 23.

Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage, 55
 Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
 Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
 Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
 Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit; 60
 Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
 Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
 Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Agis gerüstet, 65
 Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.



174. Der Kampf mit dem Drachen.¹

Romanze.

1798.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
 Die langen Gassen brausend fort?
 Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
 Es rottet sich im Sturm zusammen,
 Und einen Ritter, hoch zu Roß, 5
 Gewahr' ich aus dem Menschentroß.
 Und hinter ihm — welch Abenteuer! —
 Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
 Ein Drache scheint es von Gestalt
 Mit weitem Krokodilsrachen, 10
 Und alles blickt verwundert bald
 Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
 „Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
 Der Hirt und Herden uns verschlungen! 15
 Das ist der Held, der ihn bezwungen!

¹ Die Geschichte spielt auf der Insel Rhodus, wo der geistliche Ritterorden des Hospitales des heiligen Johannes (Johanniter, Hospitalbrüder) seit 1309 seinen Hauptsitz hatte.

Viel andre zogen vor ihm aus,
 Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
 Doch keinen sah man wiederkehren;
 Den kühnen Ritter soll man ehren!"
 Und nach dem Kloster geht der Zug,
 Wo Sankt Johannis des Täufers Orden,
 Die Ritter des Spitals, im Flug
 Zu Räte sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister¹ tritt
 Der Jüngling mit bescheid'nem Schritt;
 Nach drängt das Volk mit wildem Rufen,
 Erfüllend des Geländers Stufen.
 Und jener nimmt das Wort und spricht:
 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
 Der Drache, der das Land verödet,
 Er liegt von meiner Hand getödet;
 Frei ist dem Wanderer der Weg,
 Der Hirte treibe ins Gefilde,
 Froh walle auf dem Felsensteg
 Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
 Und spricht: „Du hast als Held gethan;
 Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
 Du hast den kühnen Geist bewähret.
 Doch sprich! was ist die erste Pflicht
 Des Ritters, der für Christum ficht,
 Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen²?"
 Und alle rings herum erblichen.
 Doch er mit edelm Anstand spricht,
 Indem er sich errötend neiget:
 „Gehorsam ist die erste Pflicht,
 Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“ —

„Und diese Pflicht, mein Sohn“, versetzt
 Der Meister, „hast du frech verlegt.

¹ Den Großmeister des Ordens, nachher Fürst genannt.

² Die Johanniter trugen ein weißes Kreuz auf schwarzem Mantel. Die drei Klostergeübde sind: Gehorsam, Armut, Keuschheit.

Den Kampf, den das Gesetz versaget,
 Hast du mit freblem Mut gewaget!" —
 „Herr, richte, wenn du alles weißt“,
 Spricht jener mit gesetztem Geist,
 „Denn des Gesetzes Sinn und Willen
 Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
 Nicht unbedachtsam zog ich hin,
 Das Ungeheuer zu bekriegen;
 Durch List und klaggewandten Sinn
 Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

55

60

„Fünf unsers Ordens waren schon,
 Die Zierden der Religion,¹
 Des kühnen Mutes Opfer worden:
 Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
 Doch an dem Herzen nagte mir
 Der Unmut und die Streitbegier,
 Ja selbst im Traum der stillen Nächte
 Fand ich mich keuchend im Gefechte;
 Und wenn der Morgen dämmernd kam
 Und Kunde gab von neuen Plagen,
 Da sagte mich ein wilder Gram,
 Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

65

70

„Und zu mir selber sprach ich dann:
 „Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
 Was leisteten die tapfern Helden,
 Von denen uns die Lieder melden,
 Die zu der Götter Glanz und Ruhm
 Erhub das blinde Heidentum?
 Sie reinigten von Ungeheuern
 Die Welt in kühnen Abenteuern,
 Begegneten im Kampf dem Leu'n²
 Und rangen mit dem Minotaur³,
 Die armen Opfer zu befreien,
 Und ließen sich das Blut nicht dauern.

75

80

¹ D. h. des Ordens, denn dieser wird im Französischen oft kurzweg „la Religion“ genannt.

² Herkules.

³ Theseus.

85

„Ist nur der Sarazen es wert,
 Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
 Bekriegt er nur die falschen Götter?
 Gesandt ist er der Welt zum Retter,
 Von jeder Not und jedem Harm
 Befreien muß sein starker Arm;
 90 Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
 Und List muß mit der Stärke¹ streiten.
 So sprach ich oft und zog allein,
 Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
 95 Da flößte mir der Geist es ein,
 Froh rief ich aus: „Ich hab's gefunden!“

100

„Und trat zu dir und sprach dies Wort:
 „Mich zieht es nach der Heimat fort.
 Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
 Und glücklich war das Meer durchschnitten.
 Raum stieg ich aus am heim'schen Strand,
 Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
 Getreu den wohlbemerkten Zügen,
 Ein Drachenbild zusammenfügen.
 105 Auf kurzen Füßen wird die Last
 Des langen Leibes aufgetürmet;
 Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
 Den Rücken, den es furchtbar schirmt.

105

110

„Lang stretchet sich der Hals hervor,
 Und gräßlich wie ein Höllenthor,
 Als schnappt' es gierig nach der Beute,
 Eröffnet sich des Rachens Weite,
 Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
 Der Zähne stachelichte Reih'n;
 115 Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
 Die kleinen Augen sprühen Blitze;
 In eine Schlange endigt sich
 Des Rückens ungeheure Länge,
 Rollt um sich selber fürchterlich,
 120 Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

115

120

¹ Mit ihr im Bunde.

„Und alles bild' ich nach genau
 Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
 Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
 Gezeuget in der gift'gen Lache.
 Und als das Bild vollendet war,
 Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
 Gewaltig, schnell, von flinken Läusen,
 Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
 Die heß' ich auf den Lindwurm an,
 Erhiße sie zu wildem Grimme,
 Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
 Und lenke sie mit meiner Stimme.

125

130

„Und wo des Bauches weiches Bließ
 Den scharfen Bissen Blöße ließ,
 Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
 Die spitzen Zähne einzuhacken.
 Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,
 Besteige mein arabisch Roß,
 Von adelicher Zucht entstammet,
 Und als ich seinen Zorn entflammet,
 Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
 Und stachl' es mit den scharfen Sporen
 Und werfe zielend mein Geschöß,
 Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

135

140

„Ob auch das Roß sich grauend bäumt
 Und knirscht und in den Zügel schäumt
 Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
 Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
 So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
 Bis dreimal sich der Mond erneut,
 Und als sie jedes recht begriffen,
 Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
 Der dritte Morgen ist es nun,
 Daß mir's gelungen, hier zu landen;
 Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
 Bis ich das große Werk bestanden.

145

150

155

„Denn heiß erregte mir das Herz
 Des Landes frisch erneuter Schmerz:

160 Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
 Die nach dem Sumpfe sich verirrtten.
 Und ich beschließe rasch die That,
 Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
 Flugs unterricht' ich meine Knappen,
 Besteige den versuchten Rappen,
 165 Und von dem edeln Doggenpaar
 Begleitet, auf geheimen Wegen,
 Wo meiner That kein Zeuge war,
 Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

170 „Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
 Auf eines Felsenberges Joch,
 Der weit die Insel überschauet,
 Des Meisters kühner Geist erbauet.
 Verächtlich scheint es, arm und klein,
 175 Doch ein Mirakel schließt es ein,
 Die Mutter mit dem Jesusknaben,
 Den die drei Könige begaben.
 Auf dreimal dreißig Stufen steigt
 Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
 Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
 180 Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
 Ist eine Grotte eingesprengt,
 Vom Tau des nahen Moors besuchtet,
 Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
 185 Hier haufete der Wurm und lag,
 Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
 So hielt er wie der Höllenbrache
 Am Fuß des Gotteshauses Wache;
 Und kam der Pilgrim hergewallt
 190 Und lenkte in die Unglücksstraße,
 Hervor brach aus dem Hinterhalt
 Der Feind und trug ihn fort zum Trage.

„Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
 Gh' ich den schweren Strauß begann;
 195 Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
 Und reinigte mein Herz von Sünde.

Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
 Den blanken Schmuck der Waffen um,
 Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
 Und nieder steig' ich zum Gefechte.
 Zurücke bleibt der Knappen Troß;
 Ich gebe scheidend die Befehle
 Und schwing' mich behend aufs Roß,
 Und Gott befehl' ich meine Seele.

200

„Raum seh' ich mich im eb'nen Plan,
 Flugs schlagen meine Doggen an,
 Und bang' beginnt das Roß zu keuchen
 Und bäumet sich und will nicht weichen;
 Denn nahe liegt, zum Knäuel geballt,
 Des Feindes scheußliche Gestalt
 Und sonnet sich auf warmem Grunde.
 Auf jagen ihn die flinken Hunde;
 Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
 Als es den Rachen gähmend theilet
 Und von sich haucht den gift'gen Wind
 Und winselnd wie der Schakal heulet.

205

210

215

„Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut,
 Sie fassen ihren Feind mit Wut,
 Indem ich nach des Tieres Lende
 Aus starker Faust den Speer versende;
 Doch machtlos, wie ein dünner Stab
 Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
 Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
 Da bäumet sich mein Roß und scheuet
 An seinem Basiliskenblick
 Und seines Atems gift'gem Wehen,
 Und mit Entsetzen springt's zurück,
 Und jeho war's um mich geschehen.

220

225

„Da schwing' ich mich behend vom Roß,
 Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
 Doch alle Streiche sind verloren,
 Den Felsenharnisch zu durchbohren.
 Und wütend mit des Schweißes Kraft
 Hat es zur Erde mich gerafft;

230

235 Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
 Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
 Als meine Hunde, wutentbrannt,
 An seinen Bauch mit grim'm'gen Bissen
 240 Sich warfen, daß es heulend stand,
 Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
 Entwindet, rasch erheb' ich mich,
 Erspähe mir des Feindes Blöße
 Und stoße tief ihm ins Gefröße,
 245 Nachbohrend bis ans Hest, den Stahl.
 Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;
 Hin sinkt es und begräbt im Falle
 Mich mit des Leibes Riesenballe,
 250 Daß schnell die Sinne mir vergehn;
 Und als ich neugestärkt erwache,
 Seh' ich die Knappen um mich stehn,
 Und tot im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
 Befreit jetzt aller Hörer Brust,
 255 Sowie der Ritter dies gesprochen;
 Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
 Wälzt der vermischten Stimmen Schall
 Sich brausend fort im Widerhall.
 Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
 260 Daß man die Heldenstirne kröne,
 Und dankbar im Triumphgepräng'
 Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
 Da faltet seine Stirne streng
 Der Meister und gebietet Schweigen.

265 Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
 Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
 Ein Gott bist du dem Volke worden,
 Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
 Und einen schlimmern Wurm gebär
 270 Dein Herz, als dieser Drache war.
 Die Schlange, die das Herz vergiftet,
 Die Zwietracht und Verderben stiftet,

Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

275

„Mut zeigt auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmutz;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße¹,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“

280

285

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder.
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der här't're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

290

295

300



¹ Der Orden war zu Jerusalem gestiftet worden.

175. Die Bürgschaft.

Ballade.

1798.

Zu Dionys¹, dem Tyrannen, schlich
 Möros, den Dolch im Gewande;
 Ihn schlugen die Häscher in Bande.
 „Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!“
 5 Entgegnet ihm finster der Wüterich.
 „Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ —
 „Das sollst du am Kreuze bereuen.“ —

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
 Und bitte nicht um mein Leben;
 10 Doch willst du Gnade mir geben,
 Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
 Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

15 Da lächelt der König mit arger List
 Und spricht nach kurzem Bedenken:
 „Drei Tage will ich dir schenken;
 Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
 20 Eh' du zurück mir gegeben bist,
 So muß er statt deiner erblassen,
 Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebet,
 Daß ich am Kreuz mit dem Leben
 25 Bezahle das frevelnde Streben.
 Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 So bleib' du dem König zum Pfande,
 Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

30 Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
 Und liefert sich aus dem Tyrannen;
 Der andere ziehet von dannen.

¹ Dionysios der ältere, 406—367 Tyrann von Syrakus.

Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
 Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
 Gilt heim mit sorgender Seele,
 Damit er die Frist nicht verfehle.

35

Da gießt unendlicher Regen herab,
 Von den Bergen stürzen die Quellen,
 Und die Bäche, die Ströme schwellen.
 Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
 Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
 Und donnernd sprengen die Wogen
 Des Gewölbes krachenden Bogen.

40

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
 Wie weit er auch spähet und blicket
 Und die Stimme, die rufende, schicket,
 Da stößet kein Rachen vom sichern Strand,
 Der ihn setze an das gewünschte Land,
 Kein Fischer lenket die Fähr,
 Und der wilde Strom wird zum Meere.

45

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
 Die Hände zum Zeus erhoben:
 „O hemme des Stromes Toben!
 Es eilen die Stunden, im Mittag steht
 Die Sonne, und wenn sie niedergeht
 Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
 So muß der Freund mir erbleichen.“

50

55

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
 Und Welle auf Welle zerrinnet,
 Und Stunde an Stunde entrinnet.
 Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
 Und wirft sich hinein in die brausende Flut
 Und teilt mit gewaltigen Armen
 Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

60

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
 Und danket dem rettenden Gotte.
 Da stürzt die raubende Rote
 Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
 Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord

65

Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, für Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwähig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig blüßt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blüht durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsezt den Gebieter:

„Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr,
 So rette das eigene Leben!
 Den Tod erleidet er eben.
 Von Stunde zu Stunde gewartet' er
 Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
 Ihm konnte den mutigen Glauben
 Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

110

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
 Ein Retter, willkommen erscheinen,
 So soll mich der Tod ihm vereinen.
 Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
 Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
 Er schlachte der Opfer zweie
 Und glaube an Liebe und Treue!“

115

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
 Und sieht das Kreuz schon erhöht,
 Das die Menge gaffend umstehet;
 An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
 Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
 „Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
 Da bin ich, für den er gebürget!“

120

125

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
 In den Armen liegen sich beide
 Und weinen für Schmerzen und Freude.
 Da sieht man kein Auge thränenleer,
 Und zum Könige bringt man die Wundermär;
 Der fühlt ein menschliches Rühren,
 Läßt schnell vor den Thron sie führen.

130

Und blicket sie lange verwundert an.
 Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
 Ihr habt das Herz mir bezwungen;
 Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
 So nehmet auch mich zum Genossen an:
 Ich sei, gewährt mir die Bitte,
 In eurem Bunde der dritte.“

135

140



176. Das Eleusische Fest.¹

1798.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
 Flechtet auch blaue Cynanen hinein!
 Freude soll jedes Auge verklären,
 Denn die Königin ziehet ein,
 Die Bezähmerin wilder Sitten,
 Die den Menschen zum Menschen gesellt
 Und in friedliche, feste Hütten
 Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
 Barg der Troglodyte sich,
 Der Nomade ließ die Triften
 Wüste liegen, wo er strich.
 Mit dem Wurffpieß, mit dem Bogen
 Schritt der Jäger durch das Land;
 Weh' dem Fremdling, den die Wogen
 Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
 Irrend nach des Kindes Spur,
 Ceres die verlass'ne Küste;²
 Ach, da grünte keine Flur!
 Daß sie hier vertraulich weile,
 Ist kein Obdach ihr gewährt;
 Keines Tempels heit're Säule
 Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
 Lädt zum reinen Mahl sie ein;

¹ Das Gedicht ist als ein Chorgesang zur Feier der Eleusinen (eleusischen Mysterien, Geheimdienst der Demeter und ihrer Tochter Persephone oder Kore) gedacht. Doch hat der Dichter keinen bestimmten Teil des attischen Festes im Auge. Er denkt sich wohl nur ein Erntefest, bei welchem die Göttin als Begründerin des Ackerbaues und der Gesittung gefeiert wird. — Das Gedicht besteht aus zwei Hauptteilen von je zwölf Strophen, welche von drei Strophen in anderem Versmaße (1, 14, 27) eingerahmt werden. Die erste Hälfte stellt die Gründung des Ackerbaues unter den bisherigen wilden Höhlenbewohnern („Troglodyten“), Hirten („Nomaden“) und Jägern dar; die zweite die daraus sich entwickelnde Gesittung und bürgerliche Ordnung.

² Die alte Sage läßt Demeter (Ceres) auf ihrer Irrfahrt (vgl. Gedicht 87) nach Attika kommen und dort ihren Dienst sowie den Ackerbau gründen.

Nur auf gräßlichen Altären
 Dorret menschliches Gebein.
 Ja, so weit sie wandernd kreiste,
 Fand sie Elend überall,
 Und in ihrem großen Geiste
 Jammert sie des Menschen Fall.

30

„Find' ich so den Menschen wieder,
 Dem wir unser Bild geliehn,
 Dessen schöngestalte Glieder
 Droben im Olympus blühen?¹
 Gaben wir ihm zum Besitze
 Nicht der Erde Götterschoß²,
 Und auf seinem Königsitze
 Schweift er elend, heimatlos?

35

40

„Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
 Keiner aus der Sel'gen Chor
 Hebet ihn mit Wunderarmen
 Aus der tiefen Schmach empor?
 In des Himmels sel'gen Höhen
 Rühret sie nicht fremder Schmerz;
 Doch der Menschheit Angst und Wehen³
 Fühlet mein gequältes Herz.

45

„Daß der Mensch zum Menschen werde,
 Stift' er einen ew'gen Bund⁴
 Gläubig mit der frommen Erde,
 Seinem mütterlichen Grund,
 Ehre das Geseß der Zeiten
 Und der Monde heil'gen Gang,
 Welche still gemeßen schreiten
 Im melodischen Gesang.“⁵

50

55

¹ Sofern die Göttergestalt ein Idealbild der menschlichen ist. Vgl. Gedicht 61, 33.

² Den göttlichen Schoß der Erde, der alles Leben gebiert.

³ Ungewöhnlicher Plural zu dem sonst nur im Singular gebräuchlichen „das Weh“.

⁴ Den Ackerbau, durch welchen Mensch und Erde sich gegenseitig verpflichten: er ist an die Scholle gebunden, die er bebaut, sie verheißt ihm den Segen der Frucht. Ist sie „fromm“, d. h. zuverlässig, so muß er „gläubig“ sein, wenn er seine Saat „dem dunklen Schoß der heil'gen Erde“ vertraut.

⁵ Er muß nun auf den Wechsel der Jahreszeiten achten.

Und den Nebel teilt sie leise,
 Der den Blicken sie verhüllt;
 Plötzlich in der Wilden Kreise
 Steht sie da, ein Götterbild.
 60 Schwelgend bei dem Siegesmahle
 Findet sie die rohe Schar,
 Und die blutgefüllte Schale
 Bringt man ihr zum Opfer dar.

65 Aber schauernd, mit Entsetzen
 Wendet sie sich weg und spricht:
 „Blut'ge Tigermahle nehen
 Eines Gottes Lippen nicht.
 Keine Opfer will er haben,
 70 Früchte, die der Herbst beschert,
 Mit des Feldes frommen Gaben
 Wird der Heilige verehrt.“

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
 Aus des Jägers rauher Hand;
 75 Mit dem Schaft des Mordgewehres
 Furchet sie den leichten Sand,
 Nimmt von ihres Kranzes Spitze
 Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
 Senkt ihn in die zarte Rize,
 80 Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
 Sich der Boden alsobald,
 Und so weit das Auge blicket,
 Wogt es wie ein goldner Wald.
 85 Lächelnd segnet sie die Erde,
 Flicht der ersten Garbe Bund,
 Wählt den Feldstein sich zum Herde,
 Und es spricht der Göttin Mund:

„Vater Zeus, der über alle
 90 Götter herrscht in Athers Höh'n,
 Daß dies Opfer dir gefalle,
 Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
 Und dem unglücksel'gen Volke,
 Das dich, Hoher, noch nicht nennt,

Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!“

95

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen fein geschwinder Nar.

100

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

105

110

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzt selbst der Grenze Stein¹,
Und des Styx verborg'ne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

115

120

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erzt und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

125

¹ Das erste, wozu der Ackerbau führt, ist die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, das Eigentum.

130 Und Minerva, hoch vor allen
 Ragend mit gewicht'gem Speer,
 Läßt die Stimme mächtig schallen
 Und gebeut dem Götterheer.
 Feste Mauren will sie gründen,
 Jedem Schutz und Schirm zu sein,
 135 Die zerstreute Welt zu binden
 In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
 Durch des Feldes weiten Plan,
 Und an ihres Fußes Tritte
 140 Hestet sich der Grenzgott an.
 Messend führet sie die Kette
 Um des Hügels grünen Saum;
 Auch des wilden Stromes Bette
 Schließt sie in den heil'gen Raum.

145 Alle Nymphen, Dreaden,
 Die der schnellen Artemis
 Folgen auf des Berges Pfaden,
 Schwingend ihren Jägerspieß,
 Alle kommen, alle legen
 150 Hände an, der Jubel schallt,
 Und von ihrer Arte Schlägen
 Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
 Steigt der schilfbekränzte Gott,
 155 Wälzt den schweren Floß¹ zur Stelle
 Auf der Göttin Machtgebot;
 Und die leichtgeschürzten Stunden²
 Fliegen ans Geschäft gewandt,
 Und die rauhen Stämme runden
 160 Bierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
 Rasch mit des Tridentes³ Stoß

¹ Das eben von den Nymphen gefällte Bauholz.

² Die Horen, die hier, wie auch sonst, Dienerinnen der Götter sind.

³ Dreizack.

Bricht er die granitnen Säulen
 Aus dem Erdgerippe los,
 Schwingt sie in gewalt'gen Händen
 Hoch wie einen leichten Ball,
 Und mit Hermes, dem behenden,
 Türmet er der Mauren Wall.

165

Aber aus den goldnen Saiten
 Lockt Apoll die Harmonie
 Und das holde Maß der Zeiten
 Und die Macht der Melodie.
 Mit neunstimmigem Gesange
 Fallen die Kamönen ein;
 Reize nach des Liedes Klänge
 Flüget sich der Stein zum Stein.

170

175

Und der Thore weite Flügel
 Setzt mit erfahrner Hand
 Cybele und fügt die Riegel
 Und der Schöffers festes Band.
 Schnell durch rasche Götterhände
 Ist der Wunderbau vollbracht,
 Und der Tempel heit're Wände
 Glänzen schon in Festes Pracht.

180

Und mit einem Kranz von Myrten
 Naht die Götterkönigin,
 Und sie führt den schönsten Hirten
 Zu der schönsten Hirtin hin.
 Venus mit dem holden Knaben
 Schmücket selbst das erste Paar,
 Alle Götter bringen Gaben
 Segnend den Vermählten dar.¹

185

190

Und die neuen Bürger ziehen,
 Von der Götter sel'gem Chor
 Eingeführt, mit Harmonieen
 In das gastlich offene Thor.
 Und das Priesteramt verwaltet
 Ceres am Altar des Zeus,

195

¹ Einsegnung der Ehe.

Segnend ihre Hand gefaltet¹,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.“²

Windet zum Kranze die goldenen Ähren
Flechtet auch blaue Chanan hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.



177. Reiterlied.

1798.

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;

¹ Auffallend beim Segen.

² Weber das Tier noch der Gott fühlt eine aus sittlicher Selbstbestimmung hervorgehende Beschränkung: ohne inneren Kampf, ohne die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden folgen sie dem Antrieb der Natur und finden nur in sich die Schranke ihres Begehrens. Beide bilden daher keine staatliche Gemeinschaft, der Gott, weil er über, das Tier, weil es unter dieser Lebensform steht.

Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

10

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen fest,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so laßet uns heut
Noch schlürfen die Reize der köstlichen Zeit!

15

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loß,
Braucht's nicht mit Müß' zu erstreben.
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

20

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

25

30

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

35

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gesechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

40



178. Des Mädchens Klage.

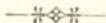
1798.

Der Eichwald brauset,
 Die Wolken ziehn,
 Das Mägdlein sitzt
 An Ufers Grün,
 5 Es bricht sich die Welle mit Macht. mit Macht,
 Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
 Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz ist gestorben,
 Die Welt ist leer,
 10 Und weiter gibt sie
 Dem Wunsche nichts mehr.
 Du Heilige¹, rufe dein Kind zurück²,
 Ich habe genossen das irdische Glück,
 Ich habe gelebt und geliebet!“ —

³„Es rinnet der Thränen
 Vergeblicher Lauf,
 Die Klage, sie wecket
 Die Toten nicht auf;
 15 Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
 Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
 20 Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.“ —

„Laß rinnen der Thränen
 Vergeblichen Lauf,
 Es wecke die Klage
 25 Den Toten nicht auf!
 Das süßeste Glück für die traurende Brust
 Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
 Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“



¹ Die Mutter Gottes oder eine sonstige Schutzheilige des Mädchens.

² Laß mich sterben.

³ Erwiderung der Heiligen.

179. Nänie.¹

1799.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter
bezwinget,

Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus².
Einmal nur erweichte die Liebe³ den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein
Geschenk.

Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde, 5
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.⁴
Nicht errettet den göttlichen Held⁵ die unsterbliche Mutter⁶,
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal er-
füllt.

Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des
Nereus⁷,

Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn. 10
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen
alle,

Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist
herrlich,

Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.



¹ Lateinisch naenia oder nenia, Totenlied, Klagegesang bei der Leiche.

² Hades (Jupiter Stygius).

³ Die rührende Klage des Orpheus um Eurydike. Hades versprach ihm, die Gattin solle ihm zur Oberwelt folgen, unter der Bedingung, daß er sich unterwegs nicht nach ihr umsehe. Da er aber, von Sehnsucht bezwungen, sich umwandte, wurde sie ihm „an der Schwelle noch“ der Oberwelt wieder entzissen.

⁴ Abonias, von Aphrodite geliebt, fand auf der Jagd durch einen Eber seinen Tod.

⁵ Achill. Vgl. S. 54, Anm. 3.

⁶ Thetis.

⁷ Wie es im 24. Buche der „Odyssee“ geschildert wird.

180. Das Lied von der Glocke.¹

1799.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
 Steht die Form², aus Lehm gebrannt.
 Heute muß die Glocke werden,
 Frisch, Gefellen, seid zur Hand!
 Von der Stirne heiß
 Rinnen muß der Schweiß,
 Soll das Werk den Meister loben;
 Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;

¹ Das Gedicht, das vom Meister gesprochen wird, besteht aus zwei Bestandteilen: den zehn durchweg in gleichem Versmaß gehaltenen Arbeitsprüchen, die das Geschäft des Glockengießens vorführen, und den dazwischenstehenden neun Betrachtungen. Von diesen gibt die erste die Absicht des Meisters an, die Arbeit mit „guten Neben“ zu begleiten, während die zweite das Thema des Gedichtes ausspricht, daß die Glocke in engem Zusammenhang mit jedem Menschenschicksal stehe. Die folgenden vier Betrachtungen umfassen das menschliche Leben in der Familie: Kindheit und Jugend (3), Ehe und Wohlstand (4), Zerstörung des Wohlstandes (5), Tod (6). Die beiden folgenden schildern das Leben der staatlichen Gemeinschaft: den Wohlstand eines friedlichen Staates (7), blutigen Umsturz (8). Die neunte Betrachtung endlich schildert den „Beruf“ der Glocke, indem das Gottesreich den beiden vorher genannten menschlichen Gemeinschaften gegenübergestellt wird. — In den Betrachtungen 3—8 tritt die künstlerische Einheit dreifach hervor, denn sie sind verknüpft 1) untereinander, indem jedesmal am Schluß auf die folgende Betrachtung hingedeutet ist, 2) mit den Arbeitsprüchen, indem jedesmal an den vorausgehenden Spruch angeknüpft wird, die Betrachtung also in fortwährendem Zusammenhang mit der Arbeit des Glockengießens bleibt, 3) mit dem Thema des Gedichtes, da in jeder das Läuten der Glocke vorkommt. Nur am Schluß der sechsten Betrachtung fehlt die Vordeutung auf die folgende, weil hier der Hauptabschnitt des Gedichtes ist und zugleich auch die Arbeit zu einem Ruhepunkt gelangt ist. Im siebenten Abschnitt ist das Läuten deresperglocke nicht in der Betrachtung, sondern schon in dem Arbeitspruch erwähnt.

² Sie wird in der Dammgrube vor dem Gießofen hergerichtet, und es sind in ihr ursprünglich drei Teile zu unterscheiden: 1) der Kern, der die Gestalt der inneren Glocke hat, aus Backsteinen gemauert, mit Lehm überstrichen, 2) die Dide aus Lehm, die auf dem Kern aufliegt, genau von der Gestalt der zu gießenden Glocke, 3) der Mantel aus Lehm und anderen Bestandteilen. Die Dide ist vom Mantel und vom Kern durch Asche oder durch Talg getrennt, so daß sie nicht festkleben kann. Ist alles trocken gebrannt, so nimmt man den Mantel ab, hämmert die Dide los und stülpt den Mantel alsdann wieder über den Kern, so daß zwischen beiden nunmehr die zur Aufnahme des flüssigen Metalls erforderliche Höhlung entsteht. So weit ist das Geschäft beim Beginn unseres Gedichtes gebiegen.

Wenn gute Reden sie begleiten,
 Dann fließt die Arbeit munter fort.
 So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
 Was durch die schwache Kraft entspringt;
 Den schlechten Mann muß man verachten,
 Der nie bedacht, was er vollbringt.
 Das ist's ja, was den Menschen zieret,
 Und dazu ward ihm der Verstand,
 Daß er im innern Herzen spüret,
 Was er erschafft mit seiner Hand.

15

20

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
 Doch recht trocken laßt es sein,
 Daß die eingepreßte Flamme
 Schlage zu dem Schwalch¹ hinein!
 Kocht des Kupfers Brei,
 Schnell das Zinn herbei,
 Daß die zähe Glockenspeise
 Fließe nach der rechten Weise!

25

Was in des Dammes tiefer Grube
 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
 Hoch auf des Turmes Glockenstube,
 Da wird es von uns zeugen laut.
 Noch dauern wird's in späten Tagen
 Und rühren vieler Menschen Ohr
 Und wird mit dem Betrübten klagen
 Und stimmen zu der Andacht Chor.
 Was unten tief dem Erdensohne
 Das wechselnde Verhängnis bringt,
 Das schlägt an die metall'ne Krone,
 Die es erbaulich weiter klingt.

30

35

40

Weißer Blasen seh' ich springen;
 Wohl! die Massen sind im Fluß.
 Laßt's mit Aschensalz durchbringen,
 Das befördert schnell den Guß.
 Auch von Schaume rein
 Muß die Mischung sein,

45

¹ Schwalch ist die Öffnung im Schmelzofen, wodurch die Flamme über das Metall streicht.

Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklänge
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lese;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe.
Fremd lehrt er heim ins Vaterhaus;
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilde Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen¹ bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.

¹ Windpfeifen, Zuglöcher am Gießofen, deren Gelb- oder Bräunlichwerden anzeigt, daß das Metall flüssig genug ist.

Jetzt, Geiellen, frisch!
 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Weichen
 Sich vereint zum guten Zeichen!

85

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
 Wo Starres sich und Mildes paarten,
 Da gibt es einen guten Klang.
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!
 Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
 Lieblich in der Bräute Locken
 Spielt der jungfräuliche Kranz,
 Wenn die hellen Kirchenglocken
 Laden zu des Festes Glanz.
 Ach! des Lebens schönste Feier
 Endigt auch den Lebensmai,
 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahn entzwei.
 Die Leidenschaft flieht,
 Die Liebe muß bleiben;
 Die Blume verblüht,
 Die Frucht muß treiben.
 Der Mann muß hinaus
 Ins feindliche Leben,
 Muß wirken und streben
 Und pflanzen und schaffen,
 Erlisten, erraffen,
 Muß wetten und wagen,
 Das Glück zu erjagen.
 Da strömet herbei die unendliche Gabe,
 Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
 Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
 Und drinnen waltet
 Die züchtige Hausfrau,
 Die Mutter der Kinder,
 Und herrschet weise,
 Im häuslichen Kreise
 Und lehret die Mädchen
 Und wehret den Knaben,

90

95

100

105

110

115

120

Und reget ohn' Ende
 Die fleißigen Hände,
 125 Und mehrt den Gewinn
 Mit ordnendem Sinn;
 Und füllet mit Schätzen die duftenden Raden
 Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 130 Die schimmernde Wolle, den schneeeigten Lein,
 Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
 Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
 Von des Hauses weitschauendem Giebel
 135 Überzählet sein blühend Glück;
 Siehet der Pfosten¹ ragende Bäume
 Und der Scheunen gefüllte Räume
 Und die Speicher, vom Segen gebogen,
 Und des Kornes bewegte Wogen;
 140 Rühmt sich mit stolzem Mund:
 „Fest wie der Erde Grund,
 Gegen des Unglücks Macht
 Steht mir des Hauses Pracht!“
 Doch mit des Geschicks Mächten
 145 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
 Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
 Schön gezacket ist der Bruch².
 Doch bevor wir's lassen rinnen,
 150 Betet einen frommen Spruch.
 Stoßt den Zapfen³ aus!
 Gott bewahr' das Haus!
 Rauchend in des Henkels Bogen
 Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

¹ Die in der Mitte eines Getreidebühlers errichteten hervorragenden Balken oder Baumstämme.

² Etwas von der Metallmischung wird in einen gehöhlten Stein geschöpft und, wenn es erkaltet ist, zerbrochen. Zeigt der Bruch zu kleine Raden, so muß noch Kupfer, im anderen Falle noch Zinn zugelegt werden.

³ Das Gießloch des Ofens ist durch einen Zapfen verschlossen, der beim Beginn des eigentlichen Gusses in den Ofen hineingestoßen wird, so daß das Metall durch eine Rinne in den Henkelbogen und von da in die Form abfließt.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 Und was er bildet, was er schafft,
 Das dankt er dieser Himmelskraft;
 Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
 Einhertritt auf der eignen Spur,
 Die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie losgelassen,
 Wachsend ohne Widerstand,
 Durch die volkbelebten Gassen
 Wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente hassen
 Das Gebild der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 Quillt der Segen,
 Strömt der Regen;
 Aus der Wolke ohne Wahl
 Zuckt der Strahl.
 Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
 Das ist Sturm!
 Rot wie Blut
 Ist der Himmel;
 Das ist nicht des Tages Glut!
 Welch Getümmel
 Straßen auf!
 Dampf wallt auf!
 Flackernd steigt die Feuerfäule,
 Durch der Straße lange Zeile
 Wächst es fort mit Windeseile.
 Kochend, wie aus Ofens Rachen,
 Glühn die Lüfte, Balken krachen,
 Pfosten stürzen, Fenster klirren,
 Kinder jammern, Mütter irren,
 Tiere wimmern
 Unter Trümmern;
 Alles rennet, rettet, flüchtet,
 Taghell ist die Nacht gelichtet.
 Durch der Hände lange Kette
 Um die Wette

155

160

165

170

175

180

185

190

195 Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
 Spritzen Quellen, Wassermogen.
 Heulend kommt der Sturm geflogen,
 Der die Flamme brausend sucht;
 Prasselnd in die dürre Frucht
 200 Fällt sie, in des Speichers Räume,
 In der Sparren dürre Bäume,
 Und als wollte sie im Wehen
 Mit sich fort der Erde Wucht
 Reißen in gewalt'ger Flucht,
 205 Wächst sie in des Himmels Höhen
 Riesengroß!
 Hoffnungslos
 Weicht der Mensch der Götterstärke,
 Müßig sieht er seine Werke
 210 Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
 Ist die Stätte,
 Wilder Stürme rauhes Bette.
 In den öden Fensterhöhlen
 215 Wohnt das Grauen,
 Und des Himmels Wolken schauen
 Hoch hinein.

Einen Blick
 Nach dem Grabe
 220 Seiner Habe
 Sendet noch der Mensch zurück —
 Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
 Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
 Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
 225 Er zählt die Häupter seiner Dieben,
 Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
 Glücklich ist die Form gefüllt.
 Wird's auch schön zu Tage kommen,
 230 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
 Wenn der Guß mißlang?
 Wenn die Form zerprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loß.

235

240

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.

245

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebär,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

250

255

260

265

Bis die Glocke sich verfühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielt,
Mag sich jeder gütlich thun.

270

Winkt der Sterne Licht,
 Ledig aller Pflicht,
 Hört der Bursch die Vesper schlagen;
 Meister muß sich immer plagen.

275

Munter fördert seine Schritte
 Fern im wilden Forst der Wand'rer
 Nach der lieben Heimathütte.

280

Blökend ziehen heim die Schafe,
 Und der Kinder

285

Breitgestirnte, glatte Scharen
 Kommen brüllend,
 Die gewohnten Ställe füllend.
 Schwer herein
 Schwankt der Wagen,
 Kornbeladen;
 Bunt von Farben
 Auf den Garben
 Liegt der Kranz,
 Und das junge Volk der Schnitter
 Fliegt zum Tanz.

290

Markt und Straße werden stiller,
 Um des Lichts gesell'ge Flamme
 Sammeln sich die Hausbewohner,
 Und das Stadthor schließt sich knarrend.
 Schwarz bedeckt

295

Sich die Erde;
 Doch den sichern Bürger schreckt
 Nicht die Nacht,
 Die den Bösen gräßlich wecket;
 Denn das Auge des Gesetzes wacht.

300

Heil'ge Ordnung, gegenreiche
 Himmelstochter, die das Gleiche
 Frei und leicht und freudig bindet,
 Die der Städte Bau gegründet,
 Die herein von den Gefilden
 Rief den ungesell'gen Wilden,
 Eintrat in der Menschen Hütten,
 Sie gewöhnt zu sanften Sitten

305

Und das teuerste der Bande
Woh, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Betwegen
Werden alle Kräfte kund.

310

Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schuß,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Truß.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

315

320

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

325

330

Nun zerbricht mir das Gebäude,
Seine Absicht¹ hat's erfüllt,
Daß² sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.

335

Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

340

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;

¹ Seltener Gebrauch für Zweck.

² Angehängen an „Zerbricht mir das Gebäude“.

Doch wehe, wenn in Flammenbächen
 Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
 Blindwütend, mit des Donners Krachen
 Zersprengt es das geborst'ne Haus,
 Und wie aus offnem Höllenrachen
 Speit es Verderben zündend aus.
 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
 Da kann sich kein Gebild gestalten;
 Wenn sich die Völker selbst befreien,
 Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
 Der Feuerzunder still gehäuft,
 Das Volk, zerreißend seine Kette,
 Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
 Da zerret an der Glocke Strängen
 Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
 Die Losung anstimmt zur Gewalt.

„Freiheit und Gleichheit!“ hört man schallen;
 Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
 Die Straßen füllen sich, die Hallen,
 Und Bürgerbanden ziehn umher.
 Da werden Weiber zu Hyänen
 Und treiben mit Entsetzen Scherz;
 Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
 Zerreißen sie des Feindes Herz.
 Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
 Sich alle Bande frommer Scheu;
 Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
 Und alle Laster walten frei.
 Gefährlich ist's, den Teufel zu wecken,
 Verderblich ist des Tigers Zahn,
 Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
 Das ist der Mensch in seinem Wahn.
 Weh denen, die dem Ewigblinden
 Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

¹ Die folgende Schilderung lehnt sich deutlich an die französische Revolution an.

Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

380

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern.

385

Von dem Helm zum Kranz¹
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahr'nen Bilder.²

Herein! herein!

390

Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke tausend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die Liebende Gemeine.

395

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte³ Jahr.
Nur ewigen und ernstesten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.⁴
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.

400

405

410

¹ „Helm“ oder „Haube“ ist der oberste, „Kranz“ der unterste Teil der Glocke.

² Für Bildner, sprachlich richtig abgeleitet, wie Schreiber, Leser, Wähler 2c.

³ Weil die Toren und Jahreszeiten bekränzt dargestellt werden.

⁴ „Zeit“ ist Subjekt: sie berührt stündlich die Glocke, so daß diese beim Stundenschlage erklingt.

Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr enthallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jeko mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.

Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.¹



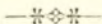
181. Spruch des Konfucius.²

1799.

Dreifach ist des Raumes Maß,
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.



¹ „Ihr erst Geläute“ ist Subjekt sowohl zu „bedeute Freude“ als auch zu „sei Friede“. Es ist also im vorletzten Verse keineswegs „sie“ ausgelassen.

² Vgl. Geb. 45.

182. Die Worte des Wahns.¹

1799.

Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten;
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang' er die Schatten zu haschen sucht.

5

Solang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen;
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.²

10

Solang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

15

Solang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen;
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand
Wir können nur raten und meinen.
Du ferkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

20

Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!

25

¹ Das Gebicht steht in deutlicher Beziehung zu Geb. 161, die drei Worte dort und hier entsprechen sich: 1) Glaube, daß wir frei sind, also unabhängig von allem Bösen außer uns und in uns, aber wähne nicht, daß das Böse in der wirklichen Welt jemals völlig besiegt werden könne. 2) Glaube, daß wir Tugend üben können, aber wähne nicht, daß dem Tugendhaften das (äußere) Glück folge. 3) Glaube, daß es einen Gott gibt, aber wähne nicht, daß wir die Wahrheit (deren letzter Grund in Gott liegt) voll erkennen können. Wer sich solchem Wahne hingibt, sucht „Schatten zu haschen“ (B. 6.).

² Anspielung auf den Riesen Antäos, der aus der Erbe, seiner Mutter, immer neue Kraft sog, bis ihn Herakles in die Luft hob und so erstickte.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
 Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
 Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
 Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.¹



183. An Goethe,

als er den „Mahomet“ von Voltaire auf die Bühne brachte.²

1800.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
 Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
 Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
 Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
 Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
 Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
 Du opferst auf zertrümmerten Altären
 Der Astermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
 Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
 Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
 Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
 Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
 Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
 Und auf der Spur des Griechen und des Britten
 Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

¹ Wer das Schöne und Wahre „draußen“ sucht, der unterliegt eben dem „Wahne“, wer es in sich fühlt, hat den „himmlischen Glauben“.

² Im Januar 1800 wollte Goethe den von ihm übersehten „Mahomet“ Voltaire's zur Aufführung bringen, hauptsächlich, um die Schauspieler „zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemessenen Vortrage, zu einer gehaltreichen Aktion“ zu veranlassen. Es war vorauszu sehen, daß sich im Publikum eine starke Befremdung über den Versuch einer Wiederbelebung dieser prunkenden und steifen Kunstform zeigen werde. Darum wünschte Goethe, daß die Zuschauer auf den richtigen Gesichtspunkt hingewiesen würden, und bat Schiller, einige Strophen zu diesem Zwecke zu dichten. Schiller ist der Ansicht, daß die sogenannte klassische Tragödie der Franzosen uns zwar nicht mehr Muster sein, wohl aber dazu dienen könne, durch ihre Regelmäßigkeit und strenge Kunstform der allzu freien naturalistischen Richtung der Gegenwart (eines Roberue u. a.) entgegenzutreten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
 Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
 Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
 Von keinem Ludwig wird es ausgefät;
 Aus eigener Fülle muß es sich entfalten,
 Es borget nicht von ird'scher Majestät,
 Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
 Und seine Blut durchflammt nur freie Seelen.

20

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
 Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
 Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
 Charakterloser Minderjährigkeit.
 Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
 Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
 Geflügelt fort entführen es die Stunden,
 Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

25

30

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
 In seinem Raume drängt sich eine Welt;
 Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
 Nur der Natur getreues Bild gefällt;
 Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
 Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
 Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
 Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

35

40

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
 Und er ist gleich dem acheront'schen Rahn;
 Nur Schatten und Idole kann er tragen,
 Und drängt das rohe Leben sich heran,
 So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
 Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
 Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
 Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.¹

45

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
 Wird eine Idealwelt aufgethan.

50

¹ Wenn die Kunst auch nach der Wahrheit strebt, so darf sie diese doch nicht in der bloßen Nachahmung der Wirklichkeit suchen; ihre Gestalten müssen stets Ideale („Schatten und Idole“) bleiben.

Nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne,
 Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.¹
 Aufrichtig ist die wahre Melpomene²,
 Sie kündigt nichts als eine Fabel an
 55 Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
 Die falsche stellt sich wahr, um zu verücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
 Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
 Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
 60 Das Niedrigste und Höchste mengt sie.
 Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
 Er schwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
 Gebannt in unveränderlichen Schranken
 Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene;
 Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
 Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
 Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
 Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
 70 In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
 Zum ernstestn Tempel füget sich das Ganze,
 Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
 Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
 75 Des falschen Anstands prunkende Gebärden
 Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
 Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
 Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
 Zu reinigen die oft entweihte Szene
 80 Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

¹ Was die Kunst gibt, ist alles in dem bezeichneten Sinne „unwirklich“, beruht auf Illusion, auf „Täuschung“. Aber die Wirkung, die Rührung der Herzen, ist Wirklichkeit.

² Die Betonung hier und B. 80 wohl nach dem Französischen.

184. Gesang des Pförtners.

1800.

Verschwunden ist die finst're Nacht,
 Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
 Die Sonne kommt mit Prangen
 Am Himmel aufgegangen.
 Sie scheint in Königs Brunn'gemach,
 Sie scheint durch des Bettlers Dach,
 Und was in Nacht verborgen war,
 Das macht sie kund und offenbar.

5

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
 Der über diesem Haus gewacht,
 Mit seinen heiligen Scharen
 Uns gnädig wollt' bewahren.
 Wohl mancher schloß die Augen schwer
 Und öffnet sie dem Licht nicht mehr,
 Drum freue sich, wer neu belebt
 Den frischen Blick zur Sonn' erhebt.

10

15



185. Die deutsche Muse.

1800.

Kein Augustisch Alter blühte,
 Keines Medicäers Güte
 Lächelte der deutschen Kunst;
 Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
 Sie entfaltete die Blume
 Nicht am Strahl der Fürstengunst.

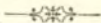
5

Von dem größten deutschen Sohne,
 Von des großen Friedrichs Throne
 Ging sie schutzlos, ungeehrt.
 Rühmend darf's der Deutsche sagen,
 Höher darf das Herz ihm schlagen:
 Selbst erschuf er sich den Wert.

10

Darum steigt in höherm Bogen,
 Darum strömt in vollern Bogen

15
 Deutscher Barden Hochgesang;
 Und in eigener Fülle schwellend
 Und aus Herzens Tiefen quellend,
 Spottet er der Regeln Zwang.

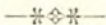


186. Die Antiken zu Paris.

1800.

5
Was der Griechen Kunst erschaffen,
 Mag der Franke mit den Waffen
 Führen nach der Seine Strand,
 Und in prangenden Museen
 Zeig' er seine Siegstrophäen
 Dem erstaunten Vaterland!

10
 Ewig werden sie ihm schweigen,
 Nie von den Gestellen steigen
 In des Lebens frischen Reih'n.
 Der allein besitzt die Musen,
 Der sie trägt im warmen Busen,
 Dem Vandalen sind sie Stein.



187. Stammbuchblatt für August von Goethe,¹

vom 17. Dezember 1800.

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
 Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun.
 Jeko kennest du nur des Freundes liebende Seele,
 Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
 5 Dann erst kehrest du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
 An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
 Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
 Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
 Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
 10 Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.



¹ Goethes einziger Sohn, geb. am 25. Dezember 1789.

188. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

1801.

Eder Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
 Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
 Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
 Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
 Und die alten Formen stürzen ein;
 Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
 Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
 Um der Welt alleinigen Besitz;
 Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
 Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.¹

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
 Und, wie Brennus² in der rohen Zeit,
 Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
 In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
 Gierig wie Polypenarme aus,
 Und das Reich der freien Amphitrite³
 Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
 Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,

¹ Wie die beiden weltbeherrschenden Götter Poseidon und Zeus.

² Der Gallierkönig, der, als sich die besiegten Römer beim Abwägen des Löfegeldes über falsches Gewicht beklagten, mit den Worten: „Vae victis!“ noch sein Schwert in die Waagschale warf.

³ Der Gattin des Meergottes

Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

30 Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermüdet sie kaum,
Doch auf ihrem unermess'nen Rücken
Ist für zehnen Glückliche nicht Raum.

35 In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.



189. Sehnsucht.¹

1801.

5 Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Köunt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün;
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

10 Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düste Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkeln Laub,
15 Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,

¹ Das Gedicht beruht auf demselben Gegensatz zwischen Wirklichkeit und idealer Welt, den Schiller so oft, am eingehendsten in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ ausgesprochen hat.

Und die Luft auf jenen Höhen,
 O wie labend muß sie sein!
 Doch mir wehrt des Stromes Toben,
 Der ergrimmt dazwischen braust,
 Seine Wellen sind gehoben,
 Daß die Seele mir ergraut.

20

Einen Nachen seh' ich schwanen,
 Aber ach! der Fährmann fehlt.¹
 Frisch hinein und ohne Wanken!
 Seine Segel sind beseelt.
 Du mußt glauben, du mußt wagen,
 Denn die Götter leihn kein Pfand;
 Nur ein Wunder kann dich tragen
 In das schöne Wunderland.

25

30



190. Das Mädchen von Orleans.²

1801.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
 Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.
 Krieg führt der Wiß auf ewig mit dem Schönen,
 Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
 Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
 Den Wahn bekriegt er und verlegt den Glauben.

5

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
 Selbst eine fromme Schäferin wie du,
 Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
 Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
 Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
 Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

10

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
 Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;

¹ Es kann dich keine fremde Kraft hinüberführen.

² Voltaires „La Pucelle d'Orléans“ (1757) hatte die Gestalt der Jungfrau mit niedrigem und unsauberem Spott überschüttet; Schiller war sich bewußt, sie für immer mit einer „Glorie“ umgeben zu haben.

15 Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus¹ unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

191. Hero und Leander.

Ballade.

1801.

5 Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser² sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
10 Asien riß sie von Europaen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

15 Heros³ und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend,
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbund'ne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
20 Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos⁴ Felsenturme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,

¹ Gott des Tabels und Spottes.

² Die sogenannten „alten Schlösser“ am Eingange der Dardanellenstraße, die übrigens erst nach der Eroberung von Konstantinopel gebaut sind.

³ Hero war Priesterin der Aphrodite, wie erst B. 248 erwähnt wird; Leander hatte sie am Feste der Göttin kennen gelernt.

⁴ In Europa.

Nach Abydos¹ Küste schauend,
 Wo der Heißgeliebte wohnt. 25
 Ach, zu dem entfernten Strande
 Baut sich keiner Brücke Steg,
 Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
 Doch die Liebe fand den Weg. 30

Aus des Labyrinthes Pfaden
 Leitet sie mit sicherem Faden²,
 Auch den Blöden macht sie klug,
 Beugt ins Joch die wilden Tiere³,
 Spannt die feuersprüh'nden Stiere 35
 An den diamantnen Pflug⁴.
 Selbst der Styr, der neunfach fließet,
 Schließt die wagende nicht aus;
 Mächtig raubt sie das Geliebte
 Aus des Pluto finstern Haus.⁵ 40

Auch durch des Gewässers Gluten
 Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
 Stachelt sie Leanders Mut.
 Wenn des Tages heller Schimmer
 Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer 45
 In des Pontus finst're Flut,
 Teilt mit starkem Arm die Woge,
 Strebend nach dem teuren Strand,
 Wo auf hohem Söller leuchtend
 Winkt der Fackel heller Brand. 50

Und in weichen Liebesarmen
 Darf der Glückliche erwarmen
 Von der schwer bestand'nen Fahrt
 Und den Götterlohn empfangen,

¹ In Asien.

² Anspielung auf die Sage von Theseus und Ariadne.

³ Abmetos mußte, um seine Gattin Alkestis zu gewinnen, einen Löwen und einen Eber zusammen an einen Wagen spannen.

⁴ Zu den Aufgaben Jasons, durch die er das goldene Vließ und Medeas Hand gewann, gehörte auch die, zwei feuerspeiende Stiere vor einen „diamanten“, d. h. stählernen Pflug zu spannen (im Griechischen bezeichnet dasselbe Wort *ἀδάμας* Stahl und Diamant).

⁵ Anspielung auf die Sage von Orpheus und Eurydike.

55 Den in seligem Umfängen
 Ihm die Liebe aufgespart,
 Bis den Säumenden Aurora
 Aus der Wonne Träumen weckt
 Und ins kalte Bett des Meeres
 60 Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
 Schnell im Raub verstoh'ner Wonnen
 Dem beglückten Paar dahin,
 Wie der Brautnacht süße Freuden,
 65 Die die Götter selbst beneiden,
 Ewig jung und ewig grün.
 Der hat nie das Glück gekostet,
 Der die Frucht des Himmels nicht
 Raubend an des Höllenflusses
 70 Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
 Wechselnd auf am Himmelsbogen;
 Doch die Glücklichen, sie sahn
 Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
 75 Nicht aus Nord's beeisten Hallen
 Den ergrimten Winter nah'n.
 Freudig sahen sie des Tages
 Immer kürzern, kürzern Kreis;
 Für das läng're Glück der Nächte
 80 Dankten sie bethört¹ dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
 An dem Himmel Nacht' und Tage²,
 Und die holde Jungfrau stand
 Harrend auf dem Felsenflosse,
 85 Sah hinab die Sonnenrosse
 Fliehen an des Himmels Rand.
 Und das Meer lag still und eben,
 Einem reinen Spiegel gleich,

¹ Ohne zu bedenken, daß die Herbst- und Winterzeit ihnen größere Gefahr bringen mußte.

² In das Zeichen der Wage tritt die Sonne bei der Herbst-Tag- und Nacht-gleiche. Wenn es also B. 76 hieß, daß der Winter nahe, so ist damit nur überhaupt das Näherkommen bezeichnet.

Keines Windes leises Wehen
Regte das kristall'ne Reich.

90

Lustige Delphinenscharen
Scherzten in dem silberklaren
Keinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Lethys buntes Heer¹.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstoßnen Liebesbund,
Aber ihnen schloß auf ewig
Hefate² den stummen Mund³.

95

100

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott, du solltest trügen?
Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.

105

110

„In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern
Und verblühen in ew'gem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken
Ohne Rachen, ohne Brücken
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauensvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldennut.

115

120

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Gros' mächt'ger Wogen,

¹ Die Fische; Lethys ist die Gemahlin des Okeanos.

² Die über die geheimen Kräfte der Natur im Himmel, auf der Erde und im Meere waltet.

³ Proleptisch: den Mund, so daß er stumm ist.

Als des goldnen Widders Flug
 Helle, mit dem Bruder fliehend,
 Schön in Jugendfülle blühend,
 Über deine Tiefe trug.¹
 Schnell, von ihrem Reiz besieget,
 Griffst du aus dem finstern Schlund,
 Zogst sie von des Widders Rücken
 Nieder in den Meeresgrund.

„Eine Göttin mit dem Gotte,
 In der tiefen Wassergrotte,
 Lebt sie jetzt unsterblich fort;
 Hilfreich der verfolgten Liebe,
 Zähmt sie deine wilden Triebe,
 Führt den Schiffer in den Port.
 Schöne Helle! Holde Göttin!
 Selige, dich fleh' ich an:
 Bring' auch heute den Geliebten
 Mir auf der gewohnten Bahn!“

Und schon dunkelten die Fluten,
 Und sie ließ der Fackel Gluten
 Von dem hohen Söller wehn.
 Leitend in den öden Reichen
 Sollte das vertraute Zeichen
 Der geliebte Wandrer sehn.
 Und es saust und dröhnt von ferne,
 Finster kräuselt sich das Meer,
 Und es löscht² das Licht der Sterne,
 Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
 Legt sich Nacht, und Wetterbäche
 Stürzen aus der Wolken Schoß;
 Blicke zucken in den Lüften,
 Und aus ihren Felsengrüften
 Werden alle Stürme los,

¹ Helle wollte mit ihrem Bruder Phrixos auf dem goldenen Widder nach Kolchis fliehen, ertrank aber in der Meeresstraße, die danach Hellespont (Meer der Helle) genannt wurde.

² Transitiv; Subjekt ist das unbestimmte „es“.

Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserichlund;
Gähnend wie ein Höllenrachen
Öffnet sich des Meeres Grund.

160

„Wehe! Weh mir!“ ruft die Arme
Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erslehn!¹
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preisgab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sich'rer Bucht.

165

170

„Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wut,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut!

175

180

„Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrates Hülle,
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Läßest du auf den Verrat'nen
Alle deine Schrecken los!“

185

190

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,

¹ Bezieht sich auf B. 139 und 140.

195 Schwillt das Meer, die Brandung bricht
 Schäumend sich am Fuß der Klippen;
 Selbst das Schiff mit Eichenrippen
 Nahte unzerschmettert nicht.
 Und im Wind erlischt die Fackel,
 Die des Pfades Leuchte war;
 Schrecken bietet das Gewässer,
 200 Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
 Daß sie dem Orkan gebiete,
 Sänftige der Wellen Zorn,
 205 Und gelobt, den strengen Winden
 Reiche Opfer anzuzünden,
 Einen Stier mit goldnem Horn.
 Alle Göttinnen der Tiefe,
 Alle Götter in der Höh'
 210 Fleht sie, lindernd Öl zu gießen
 In die sturmbewegte See.¹

„Höre meinen Ruf erschallen,
 Steig' aus deinen grünen Hallen,
 Selige Leukothea“,
 215 Die der Schiffer in dem öden
 Wellenreich, in Sturmesnöten
 Rettend oft erscheinen sah.
 Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
 Der, geheimnißvoll gewebt,
 220 Die ihn tragen, unverleßlich
 Aus dem Grab der Fluten hebt!“

Und die wilden Winde schweigen;
 Hell an Himmels Rande steigen
 Cos' Pferde in die Höh'.
 Friedlich in dem alten Bette
 225 Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
 Heiter lächeln Luft und See.
 Sanfter brechen sich die Wellen
 An des Ufers Felsenwand,

¹ Daß Öl stürmische Wellen besänftigt, wußten schon die Alten.

² Durch deren Schleier Odysseus aus dem Sturme gerettet wurde.

Und sie schwimmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

230

Ja, er ist's, der, auch entseelt,
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn.
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer¹ rötet
Das erbleichte Angesicht.

235

240

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!“

245

250

Und mit fliegender Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Blütenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der uner schöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.²

255

260



¹ Sie fühlt sich in der Freiheit ihres Entschlusses dem Schicksal überlegen.

² Das ewig gleiche, unendliche Wesen der Natur gibt auch hier dem Dichter den letzten beruhigenden Gedanken.

192. Parabeln¹ und Rätsel.

1801—1804.

1.

Don Perlen baut sich eine Brücke
 Hoch über einen grauen See,
 Sie baut sich auf im Augenblicke,
 Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

5 Der höchsten Schiffe höchste Masten
 Ziehn unter ihrem Bogen hin,
 Sie selber trug noch keine Lasten
 Und scheint, wie du ihr nahest, zu fliehn.

10 Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
 Sowie des Wassers Flut versiegt.
 So sprich, wo sich die Brücke findet,
 Und wer sie künstlich hat gefügt?

Auflösung.

Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
 Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
 15 Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet,
 Und über die kein Wanderer noch gezogen,
 Am Himmel siehst du sie, sie heißt der Regenbogen.

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
 Und bleibt doch stets an seinem Ort;
 Es hat nicht Flügel auszuspannen
 Und trägt dich durch die Lüfte fort.
 5 Es ist die allerschnellste Fähr, die
 Die jemals einen Wanderer trug,
 Und durch das größte aller Meere
 Trägt es dich mit Gedankenflug;
 Ihn ist ein Augenblick² genug!

¹ Hier nicht, wie sonst in der Poetik, gleichnißartige Erzählungen, sondern wörtlich: Vergleichen, bei denen aber der verglichene Gegenstand nicht genannt wird, sondern geraten werden muß.

² Das Fernrohr.

³ Mit absichtlichem Doppelsinn: ein überaus kurzer Zeitraum und ein Blick des Auges durch das Fernrohr.

3.

¹Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerälteste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

5

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

10

Ein treuer Hund² hilft sie ihm leiten,
Ein muntre Widder² geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

15

4.

³Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.⁴
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein⁵;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5

10

¹ Die Sterne und der Mond.

² Bekannte Sternbilder.

³ Das Weltgebäude, wie es unserem Blicke erscheint, die Erde als Boden der großen Kugel gedacht, der Himmel als ihr Dach.

⁴ Sofern der Mensch sterben muß.

⁵ Der klare, unbewölkte, im Sonnenlicht strahlende Himmel ist wie aus einem einzigen ungeheuern Diamant geschnitten.

5.

¹Zwei Eimer sieht man ab und auf
 In einem Brunnen steigen,
 Und schwebt der eine voll herauf,
 Muß sich der andre neigen.
 Sie wandern rastlos hin und her,
 Abwechselnd voll und wieder leer,
 Und bringst du diesen an den Mund,
 Hängt jener in dem tiefsten Grund;
 Nie können sie mit ihren Gaben
 In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
 Es gibt sich selber Licht und Glanz;
 Ein andres ist's zu jeder Stunde,
 Und immer ist es frisch und ganz.
 Im engsten Raum ist's ausgeführt,
 Der kleinste Rahmen faßt es ein,
 Doch alle Größe, die dich rühret,
 Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen?
 Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
 Er leuchtet, ohne je zu brennen,
 Das ganze Weltall saugt er ein.
 Der Himmel selbst ist abgemalet
 In seinem wundervollen Ring,
 Und doch ist, was er von sich strahlet,
 Noch schöner, als was er empfing.

Auflösung.

Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
 Gesaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
 Und der Kristall, in dem dies Bild sich malt,
 Und der noch Schön'res von sich strahlt,
 Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
 Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trogte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es nekt sich im Meer. 5

Nicht eitle Prahlucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand. 10

Auflösung.

Das alte, festgegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrogt,
Das sich unendlich, unabsehblich leitet
Und Tausende beschirmt, die große Mauer¹ ist's, 15
Die China von der Tartarwüste scheidet.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß. 5

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Kiegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an. 10

¹ Daß die ursprüngliche, im dritten Jahrhundert begonnene Mauer in Trümmer zerfiel und im 15 Jahrhundert eine neue erbaut wurde, läßt der Dichter unbeachtet

15 Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

20 Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tötet, ist es tot!

Auflösung.

Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel bringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
25 Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt, —
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt.

9.

Wir stammen, unsrer sechs¹ Geschwister,
Von einem wunderbaren Paar,
Die Mutter² ewig ernst und düster,
Der Vater² fröhlich immerdar.

5 Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

10 Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauber Schlag.

15 Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
Und führen seinen muntern Reih'n;
Drum fliehen wir das Haus der Toten,
Denn um uns her muß Leben sein.

¹ Gewöhnlich nimmt man sieben Farben an. Schiller folgt hier Goethes Farbenlehre, der (unter Fortlassung von Indigo) nur Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Violet anerkante.

² Nacht und Tag, da nach Goethe alle Farben aus Mischung von Licht und Schatten entstehen.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
 Wir sind dabei, wo man sich freut,
 Und läßt der Kaiser sich verehren,
 Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

20

Auflösung.

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
 Die mit des Vaters feuriger Gewalt
 Der Mutter sanften Sinn vermählen,
 Die alle Welt mit Lust befeelen,
 Die gern der Freude dienen und der Pracht
 Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
 Die Farben find's, des Lichtes Kinder und der Nacht.

25

10.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
 Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
 Es ist gemacht, um zu verletzen,
 Am nächsten ist's dem Schwert verwandt

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
 Niemand beraubt's und macht doch reich;
 Es hat den Erdfreis überwunden,
 Es macht das Leben sanft und gleich.

5

Die größten Reiche hat's gegründet,
 Die ält'sten Städte hat's erbaut;
 Doch niemals hat es Krieg entzündet,
 Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

10

Auflösung.

Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
 Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
 Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,¹
 Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
 Dem frommen Fleiß den Erdfreis unterworfen —
 Wer träte aus den öden wüsten Steppen
 Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
 Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land

15

20

¹ An dem zu Beginn des Jahres gefeierten Himbum- (Ackerbau-) Feste pflügt der Kaiser von China.

Und sähe rings die Saatgefilde grünen
 Und hundert vollbelebte Städte steigen,
 Von friedlichen Gesezen still beglückt,
 Und ehrte nicht das köstliche Geräte,
 25 Daß allen diesen Segen schuf — den Pflug?

11.

¹Ich wohn' in einem steinernen Haus,
 Da lieg' ich verborgen und schlase;
 Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
 Gefodert mit eiserner Wasse.
 5 Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
 Mich kann dein Atem bezwingen,
 Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
 Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
 Wenn die mächtige Schwester² sich zu mir gesellt,
 10 Erwachst' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
 Ich wandle ohne Last und Ruh'.
 Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
 Du deckst es mit zwei Händen zu.
 5 Doch brauch' ich³ viele tausend Meilen,
 Bis ich das kleine Feld durchzogen,
 Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
 Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

Auflösung.

Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen,
 10 Und, dreht sich's auch auf kleiner Scheibe nur,
 Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
 Eh' es den kleinen Raum durchzogen,
 Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.

¹ Der Funke.² Der Wind.³ Dieses „ich“ kann unmöglich der „Schatten“ sein, sondern es ist vielmehr die Sonne, die (nach ihrer scheinbaren Bewegung) viele tausend Meilen zurücklegen und mit Sturmes Eilen fliegen muß, um die Bewegung des Schattens über das kleine Feld zuwege zu bringen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
 Buhlt es mit eines Adlers Flug;
 Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
 Die noch kein größres Untier trug;
 Ein Elefant ist's, welcher Türme
 Auf seinem schweren Rücken trägt;
 Der Spinnen kriechendem Gewürme
 Gleicht es, wenn es die Füße regt.
 Und hat es fest sich eingebissen
 Mit seinem spitzen Eisenzahn,
 So steht's gleichwie auf festen Füßen
 Und trotzt dem wütenden Orkan.

5

10

193. Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.²

22. Februar 1802.

So bringet denn die letzte volle Schale
 Dem lieben Wandrer dar,
 Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale
 Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
 Aus lieben Armen los,
 Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
 Vom Raub der Länder groß.

5

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
 Gefesselt ist der Krieg,³
 Und in den Krater darf man niedersteigen,
 Aus dem die Lava stieg.

10

¹ Das Schiff.² Der Erbprinz Karl Friedrich reiste am 23. Februar 1802 nach Paris und wurde zum Abschied noch in Goethes Mittwochsfränzchen begrüßt. Das Gebicht wurde nach der Melodie von Glaubius' Lied „Betränzt mit Laub den lieben vollen Becher“ gesungen.³ Im Februar 1801 war der Friede zu Luneville geschlossen worden.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
 Ein gnädiges Geschick!
 Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
 O bring' es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
 Geßpann des Kriegs zertrat;
 Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
 Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
 Der deines großen Rhns¹
 Gedenken wird, so lang' sein Strom wird fließen
 Ins Bett des Ozeans.

Dort huldige des Helden großen Manen
 Und opfere dem Rhein,
 Dem alten Grenzhüter der Germanen,
 Von seinem eignen Wein,

Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
 Wenn dich das schwanke Brett
 Hinüberträgt auf jene linke Seite,
 Wo deutsche Treu' vergeht.



194. Die Gunst des Augenblicks.

1802.

Und so finden wir uns wieder
 In dem heitern bunten Reih'n²,
 Und es soll der Kranz der Lieder
 Frisch und grün geflochten sein.

Aber wem der Götter bringen
 Wir des Lieder's ersten Zoll?
 Ihn vor allen laßt uns singen,
 Der die Freude schaffen soll.

¹ Des aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Herzogs Bernhard von Weimar, der am Rhein 1637 und 1638 Siege erfocht und die Festung Breisach eroberte.

² In Goethes Mittwochskränzchen, für das das Lied gedichtet ist.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpurfaß der Neben
Bacchus in die Schale drückt?

10

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergezt.

15

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

20

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

25

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

30

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

35



² Wenn während des Regens die Sonne plötzlich durchbricht, so webt sich auf der Landschaft ein „Farbenteppich“, in der Wolke erscheint der Regenbogen; beides verschwindet, sobald die Sonne sich wieder verhüllt.

195. An die Freunde.¹

1802.

Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten
 Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
 Und ein edler Volk hat einst gelebt.
 Könnte die Geschichte davon schweigen,
 Tausend Steine würden redend zeugen,
 Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
 Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
 Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
 Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
 Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
 Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
 Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
 Aber hat Natur uns viel entzogen,
 War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
 Unser Herz erwärmt an ihrem Licht.
 Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
 Wird die Myrte unsers Winters Raub,
 Grünet doch, die Schläfe zu bekronen,
 Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerem Leben mag es rauschen,
 Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
 An der Themse, auf dem Markt der Welt.
 Tausend Schiffe landen an und gehen;
 Da ist jedes Köstliche zu sehen,
 Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
 Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
 Der von wilden Regengüssen schwillt,
 Auf des stillen Baches ebner Fläche
 Spiegelt sich das Sonnenbild.

¹ Wie die beiden vorausgehenden Gedichte für das Mittwochsfränzchen. Die Gegenwart, in der der Dichter zu Weimar lebt, wird mit schöneren Zeiten (Griechentum), schöneren Himmelsstrichen (Süden), mit dem Plage des größten lebendigen Verkehrs (London), mit der Stätte der herrlichsten Kunstschöpfungen der Vergangenheit (Rom), endlich mit den Schauplätzen der großen Weltbegebenheiten verglichen, und überall wird hervorgehoben, was das „kleinere Leben“ Schönes, wahrhaft Menschliches vor jenem größeren voraus hat.

Prächtiger als wir in unserm Norden
 Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
 Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
 Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
 Und ein zweiter Himmel in den Himmel
 Steigt Sanct Peters wunderbarer Dom.

35

Aber Rom in allem seinem Glanze
 Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
 Leben duftet nur die frische Pflanze,
 Die die grüne Stunde streut.

40

Größ'reß mag sich anderswo begeben,
 Als bei uns in unserm kleinen Leben;
 Neues — hat die Sonne nie gesehn.¹
 Sehn wir doch das Große aller Zeiten
 Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
 Sinnvoll still an uns vorübergehn.

45

Alles wiederholt sich nur im Leben,
 Ewig jung ist nur die Phantasie;
 Was sich nie und nirgends hat begeben,
 Das allein veraltet nie!²

50

196. Die vier Weltalter.³

1802.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
 Wohl glänzen die Augen der Gäste;
 Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
 Zu dem Guten bringt er das Beste;
 Denn ohne die Feier im himmlischen Saal
 Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

5

⁴ Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
 Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;

¹ Der Vers ist Parenthese; das folgende begründende „doch“ knüpft nicht an ihn, sondern an den vorausgehenden Gedanken an.

² Nicht die Wirklichkeit, sondern ihr verklärtes Abbild, die Kunst, ist das Bleibende.

³ Auch dies Gebicht war für Goethes Mittwochskränzchen bestimmt.

⁴ Der geniale Blick des Dichters (Künstlers) bringt in das geheimste Wesen der Dinge ein, sieht ihnen so auf den Grund, daß auch das Verborgene unb Zu-

10 Er hat alles gesehen, was auf Erden geschieht,
 Und was uns die Zukunft versiegelt.
 Er saß in der Götter uraltestem Rat
 Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

15 Er breitet es lustig und glänzend aus,
 Das zusammengefaltete Leben;
 Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
 Ihm hat es die Muse gegeben.
 Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
 Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

20 Und wie der erfindende Sohn des Zeus¹
 Auf des Schildes einfachem Runde
 Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
 Gebildet mit göttlicher Kunde,
 So drückt er ein Bild des unendlichen All
 In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

25 Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
 Wo die Völker sich jugendlich freuten;
 Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
 Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
 Vier Menschenalter hat er gesehen
 30 Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
 Da war es heute wie morgen,
 Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
 Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
 35 Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
 Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
 Mit Ungeheuern und Drachen,
 Und die Helden fingen, die Herrscher an,
 40 Und den Mächtigen suchten die Schwachen.

künftige ihm klar ist (Str. 2; vgl. Ged. 58). — Daher ist er fähig, die Wirklichkeit künstlerisch zu gestalten (zu idealisieren): 1) in dem Gemirr des Geschehens, das für den gewöhnlichen Blick ununterschieden, „zusammengefaltet“ daliegt, erkennt sein Blick das Schöne, selbst im Kleinsten und Niedrigsten (Str. 3); 2) er faßt die einzelnen, flüchtigen Erscheinungen als ein Sinnbild des Ewigen (Str. 4).

¹ Hephästos.

Und der Streit zog in des Skamanders Feld¹,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor, 45
Da erhuben sich Göttergebilde.
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es lehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen, 50
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich, 55
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergerißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild. 60

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen.
Die Flamme des Liebes entbrannte neu 65
An der schönen Minne und Liebestreu.²

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sängere umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand, 70
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.



¹ Wo der Kampf um Troja stattfand.

² Die vier Alter sind danach 1) das kindlich harmlose in der Vorzeit, 2) das heroische, 3) die Blütezeit griechischer Kunst, das Zeitalter der Phantasie, 4) das christlich ernste Mittelalter. Die neue Zeit, die Gegenwart, ist das fünfte, welchem der Sängere die andern vier vorführt (W. 30).

197. Rassandra.¹

1802.

Freude war in Trojas Hallen,
 Oh' die hohe Feste fiel,
 Jubelhymnen hört man schallen
 In der Saiten goldnes Spiel.
 Alle Hände ruhen müde
 Von dem thränenvollen Streit,
 Weil der herrliche Pelide
 Priams schöne Tochter freit.²

Und geschmückt mit Lorbeerreißern,
 Festlich wallet Schar auf Schar
 Nach der Götter heil'gen Häusern
 Zu des Thymbriers³ Altar.
 Dumpf erbrausend durch die Gassen
 Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
 Und in ihrem Schmerz verlassen
 War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
 Ungejellig und allein,
 Wandelte Rassandra stille
 In Apollos Lorbeerhain.
 In des Waldes tiefste Gründe
 Flüchtete die Seherin,
 Und sie warf die Priesterbinde
 Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
 Alle Herzen sind beglückt,
 Und die alten Eltern hoffen,
 Und die Schwester steht geschmückt.“

¹ Rassandra, die Tochter des Priamos, hatte von Apollon, dessen Priesterin sie war, die Gabe der Weissagung erhalten, fand aber bei allen ihren Vorhersagungen nur Unglauben und Verhöhnung.

² Achill wollte sich mit Polyxena, einer Schwester der Rassandra, vermählen, und so sollte der Krieg beendet werden.

³ So hieß Apollon von der troischen Stadt Thymbra, wo er verehrt wurde.

Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

30

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

35

40

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz;
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

45

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

50

55

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit
Mir vom Aug', den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

60

65 „Meine Blindheit gib mir wieder
 Und den fröhlich dunkeln Sinn!
 Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
 Seit ich deine Stimme bin.
 Zukunft hast du mir gegeben,
 70 Doch du nahmst den Augenblick,
 Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
 Nimm dein falsch Geschenk zurück!

„Nimmer mit dem Schmutz der Bräute
 Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
 75 Seit ich deinem Dienst mich weihte
 An dem traurigen Altar.
 Meine Jugend war nur Weinen,
 Und ich kannte nur den Schmerz,
 Jede herbe Not der Meinen
 80 Schlug an mein empfindend Herz.

„Fröhlich seh' ich die Gespielen;
 Alles um mich lebt und liebt
 In der Jugend Lustgefühlen,
 85 Mir nur ist das Herz getrübt.
 Mir erscheint der Lenz vergebens,
 Der die Erde festlich schmückt;
 Wer erfreute sich des Lebens,
 Der in seine Tiefen blickt?

„Selig preis' ich Polhreneu
 90 In des Herzens trunk'nem Wahn,
 Denn den besten der Hellenen
 Hoffst sie bräutlich zu umfahn.
 Stolz ist ihre Brust gehoben,
 Ihre Wonne faßt sie kaum,
 95 Nicht euch Himmlische dort oben
 Neidet sie in ihrem Traum.

„Und auch ich hab' ihn¹ gesehen,
 Den das Herz verlangend wählt;
 Seine schönen Blicke flehen,
 100 Von der Liebe Blut beseelt.

¹ Der phrygische Fürst Koräbos warb um Rassandra.

Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein sthg'scher Schatten¹
Nächtlich zwischen mich und ihn.

„Ihre bleichen Larben alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

105

110

„Und den Mordstahl² seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn.
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unterwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land.“³

115

120

Und noch hallen ihre Worte —
Horch, da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,⁴
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Iliou.

125



¹ Eine dunkle Todesahnung

² Des Paris, der mitten in dem Festjubil den Achill tötete, von Apoll angetrieben und unterstützt.

³ Vorahnung des eigenen Todes: sie wurde dem Agamemnon als Sklavin übergeben und bei dessen Ermordung von der eifersüchtigen Klytännestra mit getötet.

⁴ Das Verderben bricht nun ungesäumt auf Troja herein; darum verlassen die Götter die dem Untergang geweihte Stadt.

198. Thella.¹

Eine Geisterstimme.

1802.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatte² dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?³

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang' sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.⁴

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;⁵
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

¹ Thellas Schicksal im „Wallenstein“ war insofern unbestimmt geblieben, als man fragen konnte, ob sie wirklich an Ragens Grab den Tod gefunden habe. Solche Fragen lehnt der Dichter hier ab, da mit ihrer Liebe auch der Inhalt ihres Lebens erschöpft sei, gemäß ihrem eigenen Worte: „Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.“

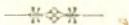
² Die rasch vorüberauschende Erscheinung auf der Bühne.

³ Hinweis auf Thellas Lieb („Des Mädchens Klage“, Geb. 178).

⁴ Dort werden alle vereinigt sein, deren Gefühl stark und rein genug war, um das äußere Schicksal, „die Angst des Irdischen“, siegreich zu überwinden; zu solchen zählt sie auch Wallenstein, der durch seinen Tod sein Unrecht gebüßt habe.

⁵ Sein astrologischer Glaube war freilich in allem Einzelnen Wahn und Aberglaube (wie die Tragödie zweifellos zeigt), aber es lag doch darin die tief-sinnige Vorstellung eines inneren Zusammenhanges der Welt, einer sittlichen Weltordnung: dieser heilige Glaube findet für ihn hier Bestätigung, gerade wie der Glaube der Liebenden an die weltüberwindende Kraft ihrer Liebe.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
 Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
 Wage du, zu irren und zu träumen;
 Hoher Sinn liegt oft in kind'schem¹ Spiel.



199. Der Jüngling am Bache.

1803.

An der Quelle saß der Knabe,
 Blumen wand er sich zum Kranz.
 Und er sah sie, fortgerissen,
 Treiben in der Wellen Tanz.
 „Und so fliehen meine Tage
 Wie die Quelle rastlos hin!
 Und so bleichet meine Jugend,
 Wie die Kränze schnell verblühen!

5

„Traget nicht, warum ich traure
 In des Lebens Blüthenzeit!
 Alles freuet sich und hoffet,
 Wenn der Frühling sich erneut.
 Aber diese tausend Stimmen
 Der erwachenden Natur
 Wecken in dem tiefen Busen
 Mir den schweren Kummer nur.

10

15

„Was soll mir die Freude frommen,
 Die der schöne Genz mir beut?
 Eine nur ist's, die ich suche,
 Sie ist nah und ewig weit.
 Sehrend breit' ich meine Arme
 Nach dem teuren Schattenbild,
 Ach, ich kann es nicht erreichen,
 Und das Herz bleibt ungestillt!

20

„Komm herab, du schöne Holbe,
 Und verlaß dein stolzes Schloß!

25

¹ Hier im Sinne von: kindlichem, wie Geb. 36, 45.

30 Blumen, die der Lenz geboren,
 Streu' ich dir in deinen Schoß.
 Horch, der Hain erschallt von Liedern,
 Und die Quelle rieselt klar!
 Raum ist in der kleinsten Hütte
 Für ein glücklich liebend Paar."



200. Der Pilgrim.¹

1803.

Noch in meines Lebens Lenz
 War ich, und ich wandert' aus,
 Und der Jugend frohe Tänze
 Rief ich in des Vaters Haus.

5 All mein Erbteil, meine Habe
 Warf ich fröhlich glaubend hin,
 Und am leichten Pilgerstabe
 Zog ich fort mit Kinderfinn.

10 Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
 Und ein dunkles Glaubenswort:
 „Wandle“, rief's, „der Weg ist offen,
 Immer nach dem Ausgang fort.

15 „Bis zu einer goldnen Pforten
 Du gelangst; da gehst du ein,
 Denn das Irdische wird dorten
 Himmlisch, unvergänglich sein.“

20 Abend ward's und wurde Morgen,
 Nimmer, nimmer stand ich still;
 Aber immer blieb's verborgen,
 Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
 Ströme hemmten meinen Fuß,
 Über Schlünde baut' ich Stege,
 Brücken durch den wilden Fluß.

¹ Das Gedicht spricht, wie „Sehnsucht“ (Geb. 189) und ebenfalls in allegorischer Einkleidung, die Sehnsucht nach einem idealen Gute aus, nur mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß ein völliges Erreichen des Ideals auf Erden unmöglich ist.

Und zu eines Stroms Gestaden
 Kam ich, der nach Morgen floß;
 Froh vertrauend seinem Faden,
 Werf' ich mich in seinen Schoß.

25

Hin zu einem großen Meere
 Trieb mich seiner Wellen Spiel.
 Vor mir liegt's in weiter Deere,
 Näher bin ich nicht dem Ziel.

30

Ach, kein Steg will dahin führen,
 Ach, der Himmel über mir
 Will die Erde nie berühren,
 Und das Dort ist niemals hier.

35



201. Punschlied.¹

1803.

Vier Elemente,
 Innig gefellt,
 Bilden das Leben,
 Bauen die Welt.

Preßt der Zitrone
 Saftigen Stern!
 Herb ist des Lebens
 Innerster Kern.

5

Setzt mit des Zuckers
 Sinderndem Saft
 Zähmet die herbe,
 Brennende Kraft!

10

¹ Das Gedicht führt drei Begriffsreihen vor: 1) Die vier Bestandteile des Punsches; damit werden verglichen 2) die vier sogenannten Elemente, welche „die Welt bauen“; 3) Elemente unseres Gemütslebens, welche „das Leben bilden“: die Herbeheit und die Süßigkeit des Lebens, die Seelenruhe und der feurig angeregte Geist. Der Dichter hebt aber nur die Vergleichungspunkte hervor, die sich ungezwungen darbieten, und verzichtet z. B. darauf, der Zitrone und dem Zucker ein Gegenbild unter den materiellen Elementen zu geben, läßt auch die Gleichstellung des allumschließenden Wassers mit der tiefen Ruhe eines befriedigten Gemütes eben nur ahnen.

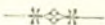
15

Gießet des Wassers
 Sprudelnden Schwall!
 Wasser umfänget
 Ruhig das All.

20

Tropfen des Geistes
 Gießet hinein!
 Leben dem Leben
 Gibt er allein.

Gh' es verdüftet,
 Schöpft es schnell!
 Nur wenn er glühet,
 Labet der Quell.



202. Punschlied.¹

Im Norden zu singen.

1803.

Auf der Berge freien Höhen,
 In der Mittagsonne Schein,
 An des warmen Strahles Kräften
 Zeugt Natur den goldnen Wein.

5

Und noch niemand hat's erkundet,
 Wie die große Mutter schafft;
 Unergründlich ist das Wirken,
 Unerforschlich ist die Kraft.

10

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
 Wie des Lichtes Feuerquell,
 Springt er perlend aus der Tonne,
 Purpurn und kristallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
 Und in jede bange Brust

¹ Das Gedicht wendet den Gegensatz von Natur und Kunst auf den natürlichen Wein und den künstlich bereiteten Punsch an, zum Preise der menschlichen Erfindungskraft. Da aber die Bestandteile des Punsches, außer dem Wasser, insgesamt ebensowenig wie der Wein im Norden erzeugt werden, so verbindet der Dichter damit den Preis der menschlichen Handelsthätigkeit, die er im weiteren Sinne unter Kunst mitbegreift.

Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust. 15

Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht. 20

Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Gleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar. 25

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Glut. 30

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich. 35

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes Flammen
Nach den hohen Sonnengott.¹ 40

Fernhin zu den sel'gen Inseln²
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

¹ Im Weine sind die „vier Elemente“ vereinigt: Wasser, Zucker, Säure, Geist. Die Kunst stellt dieselben einzeln her und vollbringt ihre Vereinigung, die in der Natur die Sonne vollzieht, durch die „Flammen des Herdes“.

² Die Alten sprechen von den „Inseln der Seligen“, die sie sich weit entfernt im Ozean dachten. Man glaubt, daß damit die Kanarischen Inseln gemeint waren, von denen die schönsten Zitronen und Orangen kommen.

45

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
 Sei uns dieser Feuersaft,
 Was der Mensch sich kann erlangen
 Mit dem Willen¹ und der Kraft².



203. Der Graf von Habsburg.

1803.

5

10

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
 Im altertümlichen Saale,
 Saß König Rudolfs³ heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmahle.
 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
 Und alle die Wähler, die sieben⁴,
 Wie der Sterne Chor⁵ um die Sonne sich stellt,
 Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
 Die Würde des Amtes zu üben.

15

20

Und rings erfüllte den hohen Balkon
 Das Volk in freud'gem Gedränge;
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge.
 Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
 War die kaiserlose, die schreckliche Zeit⁶,
 Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
 Des Mächtigen Beute zu werden.⁷

¹ In der Herbeischaffung der Früchte des Südens durch die Schifffahrt.

² Erfindungskraft, in der Herstellung des Punschess.

³ Rudolf I. von Habsburg (1218—91), am 24. Oktober 1273 in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt.

⁴ Die sieben Kurfürsten.

⁵ Die Erde, der Mond und die fünf vor Entdeckung des Fernrohrs bekannten Planeten.

⁶ Das Interregnum.

⁷ Rudolf suchte dem Fehde- und Raubritterwesen zu steuern.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzücken;
 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust, 25
 Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
 Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,
 Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
 Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“ 30

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
 Trat der Sänger im langen Talare;
 Ihm glänzte die Locke silberweiß,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.
 „Süßer Wohl laut schläft in der Saiten Gold, 35
 Der Sänger singt von der Minne Sold,
 Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
 Doch sage, was ist des Kaisers wert
 An seinem herrlichsten Feste?“ — 40

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger“, spricht
 Der Herrscher mit lächelndem Munde,
 „Er steht in des größeren Herren Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde¹:
 Wie in den Lüften der Sturmwind faust, 45
 Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
 Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
 So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
 Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schließen.“ 50

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
 Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
 Den flüchtigen Gemshock zu jagen.
 Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß, 55
 Und als er auf seinem stattlichen Roß

¹ Der Begeisterung des Augenblicks.

In eine Au kommt geritten,
 Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
 Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
 60 Voran kam der Mesner geschritten.

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
 Das Haupt mit Demut entblößet,
 Zu verehren mit gläubigem¹ Christensinn,
 Was alle Menschen erlöset.
 65 Ein Bächlein aber rauchte durchs Feld,
 Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
 Das hemmte der Wanderer Tritte;
 Und beiseit' legt jener das Sakrament,
 Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
 70 Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
 Der ihn verwundert betrachtet.
 „Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
 Der nach der Himmelskost schmachtet;
 75 Und da ich mich nahe des Baches Steg,
 Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
 Im Strudel der Wellen gerissen.
 Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
 So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
 80 Durchwaten mit nackenden Füßen.“

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
 Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
 Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
 Und die heilige Pflicht nicht versäume.
 85 Und er selber auf seines Knappen Tier
 Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
 Der andre die Reise vollführet.
 Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
 Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
 90 Bescheiden am Bügel geführt.

„Nicht wolle das Gott“, rief mit Demut'sinn
 Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen

¹ Alttertümlich für gläubigem.

Das Roß ich beschritte fürderhin,
 Das meinen Schöpfer getragen!
 Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
 95 So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
 Denn ich hab' es dem ja gegeben,
 Von dem ich Ehre und irdisches Gut
 Zu Lehen trage und Leib und Blut
 Und Seele und Atem und Leben.' — 100

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
 Der das Flehen der Schwachen erhöret,
 Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
 So wie Ihr jezt ihn geehret.
 Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt 105
 Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
 Euch blühen sechs liebliche Töchter.
 So mögen sie', rief er begeistert aus,
 Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
 Und glänzen die spä'tsten Geschlechter!“ 110

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
 Als dächt' er vergangener Zeiten;
 Jezt, da er dem Säng'er ins Auge sah,
 Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
 Die Züge des Priesters erkennt er schnell 115
 Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
 In des Mantels purpurnen Falten.
 Und alles blickte den Kaiser an
 Und erkannte den Grafen, der das gethan,
 Und verehrte das göttliche Walten. 120

Anmerkung. Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte.



204. Das Siegesfest.¹

1803.

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

„Stimmet an die frohen Lieder!

Denn dem väterlichen Herd

Sind die Schiffe zugekehrt,

Und zur Heimat geht es wieder.“²

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,

¹ Das Gedicht stellt den Gegensatz zwischen Siegen und Unterliegen, der das menschliche Leben, den Kampf ums Dasein beherrscht, an dem Beispiel der Griechen und Troer dar. Str. 1 und 2 geben den Gegensatz im allgemeinen an: hier Siegesfreude, dort schmerzliche Klage. Dann sind Str. 3–9 den Siegern gewidmet, und es wird, nach Anrufung der Götter in Str. 3, zunächst gezeigt, daß auch hier die Freude nicht ohne Schmerz ist: 1) „nicht alle lehren wieder“ (4), 2) auch den Wiederkehrenden kann zu Haus Unheil drohen (5). — Der Glückliche freilich preist die Götter als gerecht (6); aber oft erscheint das Schicksal als blind; denn gerade die Besten werden hingerafft, da sie entweder im Kampfe fallen (7) oder ihrer eigenen Leidenschaft Opfer werden (8). Aber den gefallenen Tapfern bleibt der Ruhm (9). — Hiermit geht der Dichter zu den Besiegten über und zeigt, daß auch ihr Schmerz nicht ohne Milderung ist. Denn erstens sind ihre gefallenen Helden desselben ewigen Ruhmes teilhaft (Str. 10), die Überlebenden aber, d. h. die gefangenen Frauen, deren Loos am traurigsten ist, entbehren doch auch nicht jedes Trostes, denn 1) hilft das Lebensgefühl dem Menschen über das Schwerste hinweg (Str. 11 und 12), 2) aber muß uns der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen über das Einzelschicksal erheben (Str. 13).

² Die letzten 4 Reilen jeder Strophe sind zwar nicht ausdrücklich einem Chor zugeschrieben, aber wohl als solcher aufzufassen, da das Gedicht ursprünglich zum Gesang in geselligem Kreise (Mittwochskränzchen) bestimmt war. Sie sind in den meisten Fällen als Chor der griechischen Krieger aufzufassen, nur in Str. 2 als Chor der gefangenen Troerinnen, die in Str. 13 vielleicht zum Abschluß als mit-einfallend gedacht werden können, um so passender, als eine von ihnen, Kassandra, zuletzt das Wort hatte.

Weinend um das eigne Leiden
 In des Reiches Untergang.
 „Lebe wohl, geliebter Boden!
 Von der süßen Heimat fern,
 Folgen wir dem fremden Herrn.
 Ach wie glücklich sind die Toten!“

20

Und den hohen Göttern zündet
 Kalchas jezt das Opfer an.
 Pallas, die die Städte gründet
 Und zertrümmert, ruft er an,
 Und Neptun, der um die Länder
 Seinen Wogengürtel schlingt,
 Und den Zeus, den Schrecken sender,
 Der die Agis graufend schwingt.
 „Ausgestritten, ausgerungen
 Ist der lange, schwere Streit,
 Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
 Und die große Stadt bezwungen.“

25

30

35

Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
 Übersah der Völker Zahl,
 Die mit ihm gezogen waren
 Einst in des Stamanders Thal.¹
 Und des Kummer's finstre Wolke
 Zog sich um des Königs Blick;
 Von dem hergeführten Volke
 Bracht' er wen'ge nur zurück.

40

„Drum erhebe frohe Lieder,
 Wer die Heimat wieder sieht,
 Wem noch frisch das Leben blüht!
 Denn nicht alle kehren wieder.“ —

45

„Alle nicht, die wiederkehren,
 Mögen sich des Heimzugs freun,
 An den häuslichen Altären
 Kann der Mord bereitet sein.“²

50

¹ Vgl. S. 288, Anm. 1.

² Wie dem Agamemnon.

Mancher fiel durch Freundestücke,
 Den die blut'ge Schlacht verfehlt!"
 Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
 Von Athenens Geist befehlt.

„Glücklich, wenn der Gattin Treue
 Rein und keusch das Haus bewahrt!
 Denn das Weib ist falscher Art,
 Und die Arge liebt das Neue.“

Und des frisch erkämpften Weibes
 Freut sich der Atريد¹ und strickt
 Um den Reiz des schönen Leibes
 Seine Arme hochbeglückt.

„Böses Werk muß untergehen,
 Rache folgt der Frevelthat,
 Denn gerecht in Himmels Höhen
 Waltet des Kroniden Rat.“ —

„Böses muß mit Bösem enden;
 An dem frevelnden Geschlecht
 Rächet Zeus das Gastesrecht,
 Wägend mit gerechten Händen.“ —

„Wohl dem Glücklichen mag's ziemen“,
 Ruft Oileus' tapfrer Sohn²,

„Die Regierenden zu rühmen
 Auf dem hohen Himmelsthron!
 Ohne Wahl verteilt die Gaben,
 Ohne Billigkeit, das Glück;
 Denn Patroklos liegt begraben,
 Und Thersites kommt zurück!“ —

„Weil das Glück aus seiner Tonnen
 Die Geschenke blind verstreut,
 Freue sich und jauchze heut',
 Wer das Lebenslos gewonnen!“ —

¹ Hier Menelaos.

² Der jüngere Ajax, sehr geeignet zu solcher Anklage der Götter, da er sich nach der „Obyssee“ (IV, 500) durch ein lästerndes Wort gegen die Götter seinen Tob zuzog.

¹ „Ja der Krieg verschlingt die Besten!
 Ewig werde dein gedacht,
 Bruder, bei der Griechen Festen,
 Der ein Turm war in der Schlacht.
 Da der Griechen Schiffe brannten²,
 War in deinem Arm das Heil,
 Doch dem Schlaunen, Vielgewandten
 Ward der schöne Preis zu teil.“³ —
 „Friede deinen heil'gen Resten!
 Nicht der Feind hat dich entrafft,
 Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
 Ach, der Zorn verderbt die Besten!“

Dem Erzeuger jekt, dem großen,
 Gießt Neoptolem⁴ des Weins:
 „Unter allen ird'schen Losen,
 Hoher Vater, preiß' ich deins.
 Von des Lebens Gütern allen
 Ist der Ruhm das höchste doch;
 Wenn der Leib in Staub zerfallen,
 Lebt der große Name noch.“ —
 „Tapftrer, deines Ruhmes Schimmer
 Wird unsterblich sein im Lied;
 Denn⁵ das ird'sche Leben flieht.
 Und die Toten dauern immer.“ —

„Weil des Liedes Stimmen schweigen
 Von dem überwundnen Mann,
 So will ich für Hektorn zeugen“,
 Hub der Sohn des Idheus⁶ an;

¹ Die folgenden Verse spricht Teukros, der Halbbruder des großen Ajax (des Telamonsohnes). Daß der Nebenbe nicht genannt wird, ist auffallend.

² Als die Troer Feuer in die griechischen Schiffe warfen, war Ajax der einzige Held, der sich ihnen mutig entgegenstellte.

³ Im Streit um die Waffen Achills, die der Tapferste erhalten sollte, trug Odysseus, der „schlaue, vielgewandte“, über Ajax den Sieg davon, was für diesen die Veranlassung zu seinem Selbstmorde wurde.

⁴ Der Sohn Achills, der dem toten Vater ein Trankopfer darbringt.

⁵ Das „denn“ ist verständlich, sobald man die Zeile konjessiv faßt: denn, wenn auch das Leben flieht, die Toten leben in der Erinnerung der Nachwelt fort.

⁶ Auch hier ist die Zuteilung dieser edelmütigen Worte gerade an Diomedes überaus treffend dem Charakter des Helden angepaßt, der bei Homer als eine besonders edle und ritterliche Gestalt erscheint.

115 „Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel;
Krönt den Sieger größte Ehre,
Ehret ihn das schönste Ziel!“ —

120 „Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.“

Nestor jekt, der alte Becher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränkten Hekuba¹:

125 „Trink' ihn aus, den Trank der Gabe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz.“ —

130 „Trink' ihn aus, den Trank der Gabe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.“ —

135 „Denn auch Niobe, dem schweren
Born der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ahren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solange' die Lebensquelle
Schäumt an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
140 Tief versenkt und festgebannt!“ —

„Denn solange' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgepült in Lethes Welle.“

145 Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jekt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.

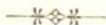
¹ Der gefangenen Gemahlin des Königs Priamos

„Rauch ist alles ird'iche Wesen;
 Wie des Dampfes Säule weht,
 Schwinden alle Erdengrößen,
 Nur die Götter bleiben stät.“ —

150

„Um das Roß des Reiters schweben,
 Um das Schiff die Sorgen her;
 Morgen können wir's nicht mehr,
 Darum laßt uns heute leben!“

155



205. Aus „Wilhelm Tell“

1804.

1. Lied des Fischerknaben.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
 Der Knabe schließ ein am grünen Gestade,
 Da hört er ein Klingen
 Wie Flöten so süß,
 Wie Stimmen der Engel
 Im Paradies.

5

Und wie er erwachet in seliger Lust,
 Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
 Und es ruft aus den Tiefen:
 „Lieb Knabe, bist mein!
 Ich locke den Schläfer,
 Ich zieh' ihn herein.“

10

2. Lied des Hirten.

Ihr Matten, lebt wohl,
 Ihr sonnigen Weiden!
 Der Senne muß scheiden,
 Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
 Wenn der Ruckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,

5

Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
 Wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl,
 Ihr sonnigen Weiden!
 Der Senne muß scheiden,
 Der Sommer ist hin.

3. Lied des Alpenjägers.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
 Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg,
 Er schreitet verwegen
 Auf Feldern von Eis,
 Da pranget kein Frühling,
 Da grünnet kein Reis.

Und unter den Füßen ein neblisches Meer,
 Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
 Durch den Riß nur der Wolken
 Erblickt er die Welt,
 Tief unter den Wassern
 Das grünende Feld.

4. Jägerliedchen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
 Durch Gebirg und Thal
 Kommt der Schütz' gezogen
 Früh im Morgenstrahl.

Wie im Reich der Klüfte
 König ist der Weih,
 Durch Gebirg und Klüfte
 Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
 Was sein Pfeil erreicht,
 Das ist seine Beute,
 Was da flucht und kreucht.

5. Gesang der Barmherzigen Brüder.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
 Es ist ihm keine Frist gegeben,
 Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
 Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
 Bereit oder nicht, zu gehen,
 Er muß vor seinen Richter stehen.

5

206. Berglied.¹

1804.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
 Er führt zwischen Leben und Sterben;
 Es sperren die Riesen den einsamen Weg
 Und drohen dir ewig Verderben.
 Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
 So wandle still durch die Straße der Schrecken.

5

Es schwebt eine Brücke², hoch über den Rand
 Der furchtbaren Tiefe gebogen,
 Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
 Es hätte sich's keiner vermogen³.
 Der Strom braust unter ihr spat und früh,
 Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

10

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor⁴,
 Du glaubst dich im Reiche der Schatten;
 Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
 Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.
 Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
 Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

15

¹ Eine Beschreibung des Aufstiegs auf den Gotthardpaß von Amsteg ober Wassen aus bis auf die Höhe.

² Die sogenannte Teufelsbrücke.

³ Vermessen.

⁴ Das sogenannte „Urner Loch“, ein alter Tunnel, durch den die Straße unerwartet in das freundliche Thal von Andermatt ober Urseren führt.

20 Vier Ströme¹ brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

25 Zwei Zinken² ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
30 Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin³ hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone.
35 Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Anmerkung. Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.



207. Wilhelm Tell.

1804.

5 Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
Und blinde Wut die Kriegeresflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,

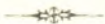
¹ Reuß, Rhone, Tessin, Rhein. Daß sie sich ewig verloren bleiben, ist insofern ungenau, als sich die Reuß durch die Aar wieder mit dem Rhein vereinigt.

² Schwerlich sind hiermit zwei von den zahlreichen Felshörnern, die den Gottshardpaß umgeben, gemeint, sondern der Dichter denkt wohl an den Furtapass (farca, Gabel, Zinke), zu dem man vom Gottshard aufsteigt.

³ Viele Erklärer denken dabei an die höchste vom Gottshard aus sichtbare Spitze, das Muttenhorn, welches aber gar nicht imponierend hervortritt. Vielmehr hat Schiller, der die Örtlichkeit nicht selbst kannte, auch hier seine Phantasie freier schalten lassen und wohl an die Jungfrau gedacht.

Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
Das ist kein Stoff zu freudigen Gefängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt, 10
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich dir¹ freudig zeigen, 15
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.



208. Der Alpenjäger.

1804.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Rast². —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen 5
Jagen nach des Berges Höhen!“ —

„Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.“ — 10
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“ —

„Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten; 15
Wild ist's auf den wilden Höh'n!“ —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

¹ Angerebet ist der damalige Kurfürst von Mainz, Karl von Dalberg (früher Koadjutor, vgl. S. 150, Anm. 1). Schiller trug ihm diese Verse am 22. April 1804 in ein geschriebenes Exemplar des „Wilhelm Tell“ ein das er ihm sandte.

² Krümmung, Ufer.

20

Und der Knabe ging zu jagen,
 Und es treibt und reißt ihn fort,
 Raßlos fort mit blindem Wagen
 An des Berges finstern Ort;
 Vor ihm her mit Windesschnelle
 Fliehet die zitternde Gazelle¹.

25

Auf der Felsen nackte Rippen
 Klettert sie mit leichtem Schwung,
 Durch den Riß geborstner Klippen
 Trägt sie der gewagte Sprung;
 Aber hinter ihr verwogen
 Folgt er mit dem Todesbogen.

30

35

Jeko auf den schroffen Zinken
 Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
 Wo die Felsen jäh versinken
 Und verschwunden ist der Pfad,
 Unter sich die steile Höhe,
 Hinter sich des Feindes Nähe.

40

Mit des Jammers stummen Blicken
 Fleht sie zu dem harten Mann,
 Fleht umsonst, denn loszudrücken
 Legt er schon den Bogen an.
 Plötzlich aus der Felsenpalte
 Tritt der Geist, der Bergesalte.

45

Und mit seinen Götterhänden
 Schützt er das gequälte Tier.
 „Mußt du Tod und Jammer senden“,
 Ruft er, „bis herauf zu mir?
 Raum für alle hat die Erde,
 Was verfolgst du meine Herde?“



¹ Mit dichterischer Freiheit fikt. Gemse.

209. Einem Freunde ins Stammbuch.

Herrn von Wecheln aus Basel.

1805.

Uner schöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist uner schöpflich wie sie.
Heil dir, würdiger Greis! Für beide bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loos.



Anmerkungen.¹

1. **Hektors Abschied** (S. 9). Gedichtet für Amalia in den „Räubern“ II, 2. Quelle: „Ilias“ VI, 390—502. Das Gedicht ist dramatisch belebt durch Verlegung in die Zeit nach dem Tode des Patroklos, so daß der drängende Schluß als ein Abschied für ewig erscheint. — Zu B. 24. Vielleicht hat Schiller an „Ilias“ XXII, 390 gedacht, wo Achill in Bezug auf Patroklos sagt: „Wenn man auch der Toten vergißt in Aides Wohnung, dennoch werd' ich auch dort des trauesten Freundes gedenken.“

2. **Amalia** (S. 10). Klage Amalias um den verlorenen Geliebten in den „Räubern“ III, 1.

3. **Brutus und Cäsar** (S. 10). Aus den „Räubern“ IV, 5. Nahegetreten war dem Dichter der Gegenstand durch Shakespeare, und die beiden Gestalten haben ihn überaus viel beschäftigt: wie oft führen die Personen im „Fiesko“ den Brutus und noch Wallenstein den Cäsar im Munde! Vgl. auch Schiller an Körner 2. Febr. 1789 (Jonas II, 218).

4. **Eine Leichenphantasie** (S. 12). An den Vater des Verstorbenen, Hauptmann von Hoven, schrieb Schiller am 15. Juni 1780 einen Trostbrief. — Die beiden letzten Strophen erinnern in Gedanken und Ausdruck an Goethes „Werther“ (letzter Brief an Lotte): „Ich stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter-

¹ Wir benutzen folgende Abkürzungen:

Archiv = Archiv für Literaturgeschichte. Bb. 1—2 herausg. von Gosche, Bb. 3—15 herausg. von Schnorr von Carolsfeld.

Borberger = Schillers Werke. Erster und zweiter Band (Deutsche National-Litteratur, Band 118 und 119). Berlin und Stuttgart, Spemann, o. J.

Brahm = Schiller. Von Otto Brahm (Berlin, Herz, 1888—92, Bb. 1 u. Bb. 2, 1. Hälfte)

Braun = Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Von Julius B. Braun. Erste Abtheilung: Schiller. Leipzig, Bernhard Schilde, 1882.

Charlotte = Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart, Cotta, 1860.

Dünker = Schillers Iyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Dünker. Zweite und dritte Auflage, Leipzig, Wartig, 1874—1893.

Goebcke = Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Von Karl Goebcke. Stuttgart, Cotta, 1868—1872

schollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war.“

5. **Elegie auf den Tod eines Jünglings** (S. 14). Das Gedicht wurde im Namen und auf Kosten der Stuttgarter medizinischen Freunde des Verstorbenen gedruckt; es erregte wegen der herben Schilderung der Welt und der starken Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, die die erste Fassung weit greller enthielt, beim Publikum vielfach Anstoß. Schiller selbst schreibt darüber launig an seinen Freund Friedrich von Hoven am 4. Februar 1781 (Jonas I, 33): „Die Fata meines Carmens verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Totlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Bruder! ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsfröttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“ — Mit Strophe 6 sind zu vergleichen Karl Moors Worte („Räuber“ III, 2): „Das bunte Lotto des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in dein Auge lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter zißelt.“

6. **Phantasie an Laura** (S. 18). Der Anfang des Gedichts stimmt zum Teil fast wörtlich überein mit einer Stelle in der Rede, die der „Eleve Schiller“ am 10. Januar 1780 zum Geburtsfeste der Gräfin von Hohenheim über das vom Herzog aufgegebenene Thema „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“ hielt. Ähnlich in der „Theosophie des Julius“: „Liebe, . . . der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, . . . ist

Hoffmeister = Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke. Von Dr. Karl Hoffmeister. 5 Bände. Stuttgart, Belz'sche Buchhandlung, 1838.

Hoffm. Nachl. = Schillers Werke. Supplemente aus seinem Nachlaß. Von K. Hoffmeister. 4 Bändchen. Stuttgart, Cotta, 1840–1841.

Jonas = Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. (Bisher 4 Bände, seit 1892.)

Kalender = Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta, 1865.

Minor = Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, seit 1890.

Putzke = Schillers Gedichte. Für das deutsche Volk erläutert von Dr. Karl Eduard Putzke. Leipzig, Wartig, 1884.

Wiehoff = Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen u. s. w. zurückgeführt von Heinrich Wiehoff. Vierte Auflage. Stuttgart, Conradi, 1872.

Weltrich = Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Von Richard Weltrich. Stuttgart, Cotta. Seit 1885.

der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen“ u. s. w. Vgl. auch S. 43, Anm. 1. Die Idee selbst geht schließlich auf die Lehre der ältesten griechischen Philosophen zurück, besonders auf die des Empedokles, wonach die Sonderung und Verbindung der ursprünglich im Chaos ungeordneten und gestaltlosen Elemente ein Werk der Liebe (*Éros*) war.

10. **Die Kindesmörderin** (S. 23). Das Thema lag in der Zeit. Gegenüber den strengen Strafen und schimpflichen Bußen, die Staat und Kirche auf den Kindesmord setzten, hoben Dichter und Menschenfreunde zur Milderung des moralischen Urteils die Verführung und die Leidenschaft hervor. Vgl. Bürger's Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, H. L. Wagners „Kindesmörderin“, Goethes Gretchen. Pestalozzi's Schrift: „Über Gesetzgebung und Kindesmord“, die erst 1783 erschien, kann Schiller allerdings nicht gekannt haben, wohl aber einen Aufsatz in Haugs „Schwäbischem Magazin“ von 1780 über denselben Gegenstand. Die nächste Veranlassung zu dem Gedichte war vielleicht Stäudlin's: „Seltha, die Kindesmörderin“ im „Musen-almanach“ auf 1782. Vgl. Weltrich I, S. 534.

12. **Der Triumph der Liebe** (S. 29). In der anonymen Selbstanzeige der „Anthologie“ im „Württembergischen Repertorium“ bemerkt Schiller, daß dies Gedicht „wahrscheinlich auf Veranlassung der ‚Nachtfeier der Venus‘ von Bürger geschrieben“ sei. Diese, zuerst 1773 erschienen, geht ihrerseits bekanntlich auf das fälschlich dem Catull zugeschriebene „Per-vigilium Veneris“ zurück („Cras amet, qui numquam amavit, quique amavit, cras amet“). Während aber Bürger's Gedicht sich im Gedankengange dem lateinischen Original so weit anschließt, daß es trotz der völlig freien Behandlung des Einzelnen immerhin als eine Nachdichtung gelten muß, zeigt sich bei Schiller die Anlehnung kaum in ein paar Auserlichkeiten, die ganze Anlage dagegen ist völlig anders und ihm eigentümlich.

16. **Die Größe der Welt** (S. 37). In Str. 4 u. 5 ist die umgekehrte Verteilung der Worte an die Redenden, wie sie meist angenommen wird, gegen den Sinn. Die oben gewählte muß als die richtige bezeichnet werden, denn 1) schließt sich das „Halt' an!“ natürlicher dem Fortgang der Erzählung an, 2) würde man sonst die Absicht des zweiten Sonnenwanderers gar nicht erfahren, 3) würden die Worte „Zum Gestade“ u. eine müßige Wiederholung sein, während sie so dem Wanderer ein Spiegelbild seines eigenen Vorhabens bieten und dem Leser durch die wörtliche Übereinstimmung mit Str. 1 die Unendlichkeit nach beiden Seiten hin fühlbar machen.

18. Das Geheimnis der Reminiszenz (S. 39). Die Vorstellung der Zurückerinnerung an einen Zustand vor unserer Geburt ist platonisch (*ἀνάμνησις*), und der besondere Gedanke des Gedichts stammt aus Platons „Gastmahl“, wo Aristophanes einen Mythos vorträgt, nach dem die Menschen ursprünglich Doppelwesen waren und erst später von Zeus zerschnitten wurden, woher den so entstandenen Teilen noch eine geheimnisvolle unüberwindliche Sehnsucht zu einander innewohne.

21. Die Freundschaft (S. 43). Die Gedanken des Gedichts sind in den „Philosophischen Briefen“, namentlich in der „Theosophie des Julius“, enthalten (vgl. auch zu Ged. 6, S. 18), vor allem der Schlußgedanke unter der Überschrift „Gott“: „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott“ u. Vgl. auch Brief an Reinwald vom 14. April 1783 (Jonas I, 113): „Liebe, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug“ u. — Die drei letzten Zeilen setzte Hegel an das Ende seiner „Phänomenologie des Geistes“.

27. Der Kampf und **28. Resignation** (S. 56 und 57). Minor II, 347: „Daß die beiden ungestümmten Dichtungen, welche jemals aus Schillers Feder geflossen sind, dem Verhältnis zu Charlotte von Kalb entsprungen sind, duldet keinen Zweifel.“ Schiller selbst hatte bei der ersten Veröffentlichung in der „Thalia“ 1786 den Leser irre geführt, indem er zu dem ersten den Zusatz machte: „Als Laura vermählt war im Jahre 1782“, zu dem zweiten: „Eine Phantasie“, und hinzufügte: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann: und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen ihre Teufel glückten.“ In der ersten Ausgabe der Gedichte (1800) setzte er die Jahreszahl 1786 dazu; beides offenbar in der Absicht, die Beziehung auf Frau von Kalb zu verdecken. Daher war dieselbe oft verkannt worden. Der Mannheimer Buchhändler Schwan, um dessen Tochter Margareta Schiller sich von Leipzig aus unterm 24. April 1785 bewarb, hat später am Rand des Briefes bemerkt: „Laura in Schillers ‚Resignation‘ ist niemand anders als meine älteste Tochter.“ Und Wilhelm von Humboldt sagt im Vorwort zum Briefwechsel S. 42, man könnte die „Resignation“, die „zu dem Besten gehört, was wir von ihm besitzen,

nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen“. — „Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüths ansehen, aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu sein scheint.“ Dagegen behauptete Hoffmeister mit Recht, daß das Gedicht Schillers eigenes, „mit tiefstem Gefühl ausgesprochenes Glaubensbekenntnis“ enthalte und die „Gesamterfahrung seines bedrängten Lebens“ ausspreche; er war aber durch die von Schiller angegebene Jahreszahl noch so getäuscht, daß er es wirklich in die Dresdener Zeit setzte und hinzufügte: „Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommnet, so nimmt er hier nach kurzer Selbsttäuschung schon wieder Abschied von ihm.“ Vielmehr müssen sowohl „Der Kampf“ als „Resignation“ in die Zeit fallen, wo sich sein Verhältnis zur Frau von Kalb immer leidenschaftlicher gestaltete und zuletzt damit endigte, daß er sich entschloß, Mannheim zu verlassen und ihre Nähe zu fliehen; das waren die letzten Monate des Jahres 1784 bis zum Februar 1785, wo er sich von ihr losgerissen zu haben scheint. Vgl. Minor II, 333—353. — Eine Besprechung der „Resignation“ von C. F. Venkowiç aus dem Jahre 1790 s. bei Braun I, 284. Der Verfasser erschrickt vor dem Schlußgedanken; von der tief sittlichen Bedeutung des Wortes „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ hat er keine Ahnung. — Das Wort „Et in Arcadia ego“ schrieb der Maler *Schidone* (gest. 1615) auf eins seiner Bilder; Goethe setzte „Auch ich in Arkadien“ als Motto seiner „Italienischen Reise“ voran; Rückert (Lenz, „Aprilreiseblätter“ 20) beginnt mit Schillers erster Zeile ein Sonett, welches ebenfalls mit dem Gedanken schließt, daß nur ideale Güter („die Poesie“) den Menschen zum Glück führen.

29. **An die Freude** (S. 61). Das Gedicht ist hervorgerufen durch die beseligende Stimmung, die den Dichter in Leipzig ergriff, als er mit dem neuen Freundeskreise vereint war. Es fand fast allgemein begeisterte Aufnahme im Publikum. Selbst Fr. L. von Stolberg gesteht in demselben Aufsatze, der die „Götter Griechenlands“ so hart verurteilt (vgl. zu Ged. 33): „Bis zu Bonnethränen hat mich Schillers Rundgesang an die Freude gerührt. — Hat der Dichter zwei Seelen, wie jener junge Meder beim Xenophon zu haben wähnte? Bläst er aus einem Munde kalt und warm?“ (Braun I, S. 213). Schiller selbst urtheilte später sehr ungünstig über das Gedicht (vgl. Brief an Körner vom 21. Oktober 1800).

30. **Wittschrift** (S. 64). Verschiedene andere Darstellungen des Vorgangs mit allerhand Abweichungen ohne wesentlichen Belang findet man bei Goedeke IV, S. 17.

32. **Die unüberwindliche Flotte** (S. 66). Louis Sébastien Mercier (1740—1814) schrieb 1785 ein dramatisches Gedicht: „Portrait de Philippe second“ und dazu einen „Précis historique“. Letzteren übersehte Schiller in der „Thalia“ 1786. Bei Erwähnung des Untergangs der Armada jagt Mercier: „Voici de quelle manière un poète a peint cet événement“ und gibt alsdann eine Darstellung in poetischer Sprache, aber nicht in Versen, an die Schiller sich in seinem Gedicht ziemlich genau angeschlossen hat; nur Str. 4 ist ganz frei hinzugegedichtet, um den berechtigten Freiheitsstolz und die selbsterrungene Größe Englands hervorzuheben. Zum Schluß knüpft Mercier an die Worte des Dichters „Le Tout-Puissant souffla“ die Bemerkung über die Denkmünze an, die Schiller ebenfalls übernahm. Doch ist Schillers Anmerkung insofern ungenau, als die Denkmünze, wie Dünker bemerkt, nicht von der Königin Elisabeth, sondern in Holland geschlagen wurde, und die Inschrift nicht „dissipati sunt“, sondern „dissipantur“ schließt. Vgl. Goedeke IV, S. 110. — Wer der „poète“ sei, dessen Gedicht Mercier umschreibt, war unbekannt, bis Manchot in seiner Schrift „Martin Crugot“ (Bremen 1886) das Original nachwies, und zwar in einem deutschen Schriftsteller. Martin Crugot (1725—90), Hosprediger beim Fürsten von Carolath in Schlessien, gab in seiner Schrift „Der Christ in der Einsamkeit“ (1756) zum Lobe der Allmacht Gottes eine Schilderung, die Mercier zu Grunde gelegen hat. Sie beginnt: „Sie brauset durch die Fluten daher, jene schreckliche Flotte, oder vielmehr das furchtbare Heer schwimmender Schlösser. Sie heißt auf Erden die Unüberwindliche, und sie heißt es dem Ansehen nach mit Recht. Das Weltmeer weicht unter ihrer Last. Mächtige Winde befördern nur langsam ihren majestätischen Gang“ und schließt ebenfalls: „Der Allmächtige blies und zerstäubete die Unüberwindliche wie Spreu, welche der Wind zerstreuet.“ Mercier hat Crugots Buch wahrscheinlich in einer 1770 zu Lausanne erschienenen Übersetzung kennen gelernt. — Schiller hatte in der „Thalia“ Merciers ganze Anmerkung fortgelassen, aber in einer eigenen Anmerkung sein Gedicht mit den Worten gegeben: „Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen.“ Im 2. Bande der Gedichte (1803) machte er zur Überschrift den Zusatz: „Nach einem älteren Dichter.“ Danach hat er von Crugot schwerlich etwas gewußt, sondern nur Mercier vor Augen gehabt. — Zu B. 9 u. 10 vgl. Mercier: „La terreur, qu'elle inspire, consacre ce nom.“

33. **Die Götter Griechenlands** (S. 68). Schiller an Körner 17. März 1788: „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht. Du wirst es im März des ‚Merkur‘ finden und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das Beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Korrektheit, die Wieland ganz betroffen hat, wird dir neu daran sein.“ Am 5. Mai 1793, als er die Ausgabe einer Auswahl seiner Gedichte vorbereitete, schreibt er über die dazu nötige „Revision“ an Körner: „Ich fürchte, die Korrektur wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Korrektur hat, kosten mir unfägliche Arbeit, da ich kaum mit 15 Strophen darin zufrieden bin.“ Veröffentlicht wurde diese zweite Bearbeitung erst 1800 bei Herausgabe der Gedichte, und sie enthält von den ursprünglichen 25 Strophen in der That nur 14, zu denen zwei völlig neu gedichtete hinzukamen, die jetzigen Strophen 6 und 16.

Die Streichungen und Änderungen gingen zwar zum Teil aus äußerlichen Gründen hervor; besonders galt es die Beseitigung der allzu großen Länge. So war die Vergleichen mit der heutigen Welt durch eine ausgedehnte Reihe von Komparativen („Werter war durch eines Gottes Güte, Teurer jede Gabe der Natur“) recht ermüdend, zuweilen auch sachlich unhaltbar, wenn z. B. selbst das Band der Ehe im Vergleich mit der unsrigen nicht bloß „safter“, sondern auch „heiliger“ genannt wurde. Aber vornehmlich war es Schillers Bestreben, alles auszuschneiden, was das religiöse Gefühl des Lesers beleidigen mußte. Denn in der ersten Abfassung war eine Anzahl von Stellen, die an der modernen Natur- und Gottesauffassung nicht bloß den Mangel für Phantasie und Gefühl hervorhoben (was ja dichterisch berechtigt war), sondern die positiv herabsetzende oder tadelnde Züge enthielten. Es mußte notwendig verlesen, wenn Gott ein „heiliger Barbar“ genannt wurde, der „nach der Geister schrecklichen Gesezen“ richte, „dessen Augen Thränen nie benezen“ u. dgl. Diese und ähnliche Stellen waren es, die bei vielen Zeitgenossen heftigen Widerspruch, ja Abscheu hervorriefen. Friedrich Leopold von Stolberg erklärte im „Deutschen Museum“, August 1788 (Braun I, 208), er möchte „lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied ihm den Ruhm des großen Homers zu geben vermöchte“. Es fehlte nicht viel, daß man den Dichter geradezu des Polytheismus zieh. Dieselben Stellen hatte auch Körner im Auge, als er am 25. April 1788 an den Freund schrieb, er wünsche einige „Aus-

fälle“ weg, welche „zum Wert des Gedichts nicht beitragen“ und ihm „ein Ansehen von Bravour geben“, dessen Schiller „nicht bedürfe, um seine Arbeiten zu würzen“. Er fügt hinzu: „Ich wünschte mir dein Talent, um ein Gegenstück zu machen.“ Dies that wirklich Franz von Kleist im „*Deutschen Merkur*“ 1789 (III, 113): „Lob des einzigen Gottes, ein Gegenstück zu Schillers Gedicht ‚Die Götter Griechenlands‘“, ein poetisch unbedeutendes Erzeugnis, welches zu seinem Sprachschatz außer Schillers Gedicht vornehmlich Bürgers „*Hohes Lied von der Einzigen*“ benutzt. Ebenso von Benlowitz in *Archenthalz' „Litteratur- und Völkerkunde“*, September 1789. — Dagegen wurde Schiller verteidigt von J. J. Stolz, einem schweizerischen Pfarrer, der nur den „heiligen Barbaren“ anstößig fand, und in einer Anzeige der Stolz'schen Besprechung in der „*Allgemeinen Litteraturzeitung*“, April 1792 (Braun I, 332).

Die einzige Stelle, die auch in der neuen Fassung Anstoß erregen kann, ist der Anfang von Strophe 13, namentlich V. 99: „Einen zu bereichern unter allen“, da hierdurch der unendliche eine Gott auf eine Stufe mit jenen menschenähnlichen Bildern der Phantasie gerückt wird. Viel stärker freilich trat dies in der unterdrückten Strophe (23) hervor, wo es hieß, daß jetzt „ein andrer in des Aethers Reichen auf Saturnus' umgestürzten Thron herrsche“. Wenn Gott ebendort „freundlos“ genannt und von ihm gesagt wurde, „er sehe in dem langen Strom der Zeiten ewig nur sein eignes Bild“, so ist bemerkenswert, daß Schiller in der Schlusstrophe von Gedicht 21 („Die Freundschaft“) genau denselben Gedanken, weit wahrer und tiefer, gerade als das Höchste und Herrlichste der Gottesidee hervorhob. Wichtiger war in Strophe 24 das Verhältnis bezeichnet: „Bürger des Olymps konnt' ich erreichen — Was ist neben dir der höchste Geist?“ u. Aber auch diese Zeilen wurden mit Recht gestrichen. Höchst kurzfristig ist es, daß nicht wenige neuere Beurteiler (Hoffmeister, Viehoff, Dünker) Schillers bewunderungswürdigen Takt bei dieser Umarbeitung verkennen oder gar der früheren Fassung des Gedichts den Vorzug geben. — V. 8 steht wörtlich so in Bürgers „*Nachtfeier der Venus*“. Vgl. zu Ged. 12 (S. 317).

34. *Einer jungen Freundin ins Stammbuch* (S. 72). Ursprünglich unterm 3. April 1788 in das Stammbuch Charlottes geschrieben, als sich diese eine Zeitlang am Hofe zu Weimar aufhielt.

35. *Die berühmte Frau* (S. 73). Zuerst erwähnt im Brief an Körner vom 12. Juni 1788 (Jonas II, 75). Über die Veranlassung ist nichts bekannt. W. Fielitz führt einen Brief Lottens von Lengefeld an Schiller vom 2. Dezember 1788 an, worin sie von Sophie von La Roche spricht,

deren Ankunft in Weimar man erwartet hatte: „Wenn Sie noch bei uns wären“, fährt sie dann fort, „könnte es geschehen; sie würde sich gern für Ihr schönes Bild bedanken.“ Dies „Bild“ wäre dann eben unser Gedicht. Doch ist die Vermutung sehr unsicher.

36. **Die Künstler** (S. 78). Erste Erwähnung des Gedichts im Brief an Körner vom 20. Oktober 1788 (Jonas II, 132). Am Vorabend seines Geburtstages las er es den Schwestern Charlotte von Lengefeld und Karoline von Beulwitz vor. Am 12. Januar 1789 schickt er das fertige Gedicht an Körner, doch betrug es (nach dem Brief vom 25. Februar 1789) etwa nur ein Drittel des späteren Umfangs und begann mit den Versen, die jetzt „Die Macht des Gesanges“ eröffnen. Er hatte schon viel darin gestrichen, weil es ihm zu sehr anschwoll. Körner beschwor ihn, dem Gedicht ja „den Grad von Vollendung zu geben, den es verdiene“. Am 2. Februar 1789 schreibt Schiller: „Die ‚Künstler‘ habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor, und was sie heute nicht werden, werden sie nie.“ Aber die Hauptumarbeitung sollte nun erst kommen, und zwar durch den Einfluß Wielands, dem Schiller das Gedicht für seinen „Merkur“ geben wollte. Seine Einwirkung ist an zwei Stellen sehr bedeutend: erstens da, wo von der Wiederauflebung der Künste die Rede ist. Hier fügte Schiller (Brief an Körner vom 9. Februar 1789) „ein ganz neues Glied“ ein; Wieland nämlich habe den Gedanken ausgesprochen, daß die Kunst nicht bloß zur Kultur führe, sondern auch selbst die höchste Vollendung aller geistigen Bildung sei: „Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde.“ Sehr bezeichnend fährt er fort: „Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen.“ Hiernach sind damals die Strophen 26—28 (B. 383—442) eingeschaltet worden. Auch sonst hatte er wichtige Änderungen vorgenommen, namentlich die „Hauptidee des Ganzen“, die „Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ nun erst zur „herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit“ gemacht, die er „dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen“ lasse. „Ich bin doch gar sehr begierig“, ruft er aus, „was du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn du sie wieder zu Gesichte bekommst.“ Aber Körner bekam sie in dieser Form nicht zu sehen. Denn inzwischen erfolgte die zweite Unterredung mit Wieland, die eine noch größere Umwälzung hervorbrachte. An Lotte (12. Februar) heißt es: „Einige vorher sehr wert gehaltene Strophen

elsten mich an“, und an Körner (25. Februar) berichtet er, er habe das Gedicht fast ganz durcheinander geworfen, und der Freund werde sich über das „Jüngste Gericht“ wundern, das darüber gehalten worden sei. „Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet.“ Es handle sich um den Ursprung und Fortgang der Kunst und um die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt habe. Danach ist nun erst der ganze Abschnitt Strophe 9—21 (B. 103—315) entstanden, der uns heute der Hauptteil des Ganzen dünkt, und dazu wohl auch Strophe 22, da nach der Unterbrechung eine neue Apostrophe an die Künstler notwendig wurde. Das sind zusammen 14 Strophen, und dieselbe Zahl nennt in der That Schiller in dem Brief vom 12. Februar an Lotte (Jonas II, 230). Es würden sich also als die ursprünglichen Teile, die Körner am 12. Januar erhielt, herausstellen die Strophen 1—8, 23—25, 29—31, zusammen 193 Verse, während das neu Hinzugekommene 288 Verse beträgt. Schiller schreibt an Körner (25. Februar): „Es beträgt jetzt dreimal so viel, als du gelesen hast, und Verschiedenes, was du gelesen hast, ist weg, so daß du über zweihundert neue Verse finden wirst.“ Das stimmt hiernach so gut, als man es bei solchen Angaben erwarten kann. Körner war über Schillers Eifer und Ausdauer sehr erfreut. „Meine Erwartung“, schreibt er am 18. Februar, „wird immer mehr gespannt. Es kann dein erstes klassisches Produkt werden. Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands aufordern, ein Pendant dazu zu liefern.“ Gelesen hat er es erst wieder, als es gedruckt war (Anfang März), so daß seine weiteren Bemerkungen auf die Gestaltung keinen Einfluß mehr hatten. Er setzte es über alle bisherigen Gedichte Schillers. Auf einzelne Bedenken antwortete Schiller eingehend unterm 30. März (Jonas II, 265). — Von öffentlichen Besprechungen des Gedichts ist besonders erwähnenswert die von A. W. Schlegel in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste“ 1791, die sehr eingehend und von Anerkennung und Bewunderung voll ist. (A. W. v. Schlegels Sämtliche Werke, Bd. VII, Leipzig 1846, S. 3 ff.). — Als Schiller 1793 eine Ausgabe seiner Gedichte beabsichtigte, fühlte er sich von den „Künstlern“, obwohl er „noch sehr viel philosophisch Richtiges“ darin fand, doch „gar zu wenig befriedigt“ (Brief an Körner, 27. Mai 1793). Dies Urteil erklärt sich aus der raschen Entwicklung des Dichters gerade in dieser Zeit. Bei der Herausgabe seiner Gedichte ließ er das Gedicht beim ersten Bande (1800) ganz fort, in den zweiten dagegen (1803) nahm er es unverändert auf. — Zum ein-

zählen: B. 15. „Des Lebens öder Strand“ steht in ganz ähnlichem Sinne bei Lessing, „Nathan“ V, 3. — B. 18. Vgl. in der Abhandlung „Von dem moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ (1796): „Alle jene rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüte verwiesen“ 1c. — B. 60. Vgl. Ovid, Metamorphosen II, 40, wo der Sonnengott den Strahlenkranz vom Haupte nimmt, damit sein Sohn Phaëthon seinen Unblick ertragen könne. — B. 103 ff. Vgl. den 24. Brief über ästhetische Erziehung, wo es von dem Wilden heißt: „Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorbeigehen. Er sieht in der herrlichen Fülle der Natur nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seine Feinde. Entweder er stürzt auf die Gegenstände und will sie in sich reißen [vgl. Vers 177] in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich mit Verabscheuung. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben.“ — B. 187 f. Anklang an Ovids Verse („Metamorphosen“ I, 85): „Os homini sublime dedit caelumque tueri iussit et erectos ad sidera tollere vultus“, die Schiller schon als Motto auf seine akademische Abhandlung („Über den Zusammenhang der tierischen Natur“ 1c.) gesetzt hatte. — B. 225 ff. Vgl. Goethe, Vorspiel zum „Faust“: „Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge Gleichgiltig drehend auf die Spindel zwingt“ 1c. — B. 252. Schiller an Körner 30. März 1789: „Ich habe an dieser Stelle ein Gleichnis Ossians in Gedanken gehabt und zu veredeln gesucht. Ossian sagt von einem, der dem Tode nahe war: Der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horne.“ — B. 281. Der Zusammenhang verlangt durchaus als Subjekt in „die sie ihn geliehn“ die Kunst, was aber grammatisch unmöglich ist. Alles wäre in klarer Ordnung, wenn man statt „sie“ schriebe „ihr“, d. h. die Künstler, die ja auch B. 275 angeredet sind. — B. 335. Vgl. „Don Karlos“ III, 10: „Ihn, den Künstler, wird man nicht gewahr.“ — B. 344. Vgl. Goethes erstes Epigramm aus Venedig: „Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben 1c. So überwältiget Fülle den Tod.“ Beides geht zurück auf Herders Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“, vornehmlich im 9. Brief (Suphan 15, 467). — B. 404. Vgl. Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ 19, 7: „Was wär' ein rechter Mann? der mit dem Kern sich nährte der ganzen Wissenschaft und den zur Kunst verklärte.“

37. In das **Folioflammbuch eines Kunstfreundes** (S. 95). Zuerst gedruckt im „Morgenblatt“ 1808. Die Zeit der Abfassung ist un-

sicher. Goedeke vermutet, daß das Gedicht während Schillers Aufenthalt in Stuttgart entstanden und für den Stuttgarter Kaufmann und Kunstfreund Kapp bestimmt gewesen sei. Für diese Zeit spricht auch die äußere Form. Die Freiheit in Verslänge und Reimstellung (wie sie sich z. B. in den „Künstlern“ findet) hat Schiller einige Male in kleineren Gedichten lehrhaften Tones angewendet (so Gedicht 38, 48, 57, 155), nach 1796 aber niemals wieder. Danach ist Hoffmeisters Vermutung, daß Gedicht sei 1804 entstanden, sehr unwahrscheinlich.

38. **Poesie des Lebens** (S. 95). An Goethe, 12. Juni 1795: „Der Übergang von einem Geschäft war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüberspringen soll. Indessen habe ich mir so gut es geht eine Brücke gebaut und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche ‚Poesie des Lebens‘ überschrieben ist und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, grenzt.“ — Es kann sein, daß in den einleitenden Strophen der „Künstler“ ursprünglich der Gedanke unseres Gedichtes noch mehr zum Ausdruck kam. Vgl. Brief an Körner vom 22. Januar 1789 (Jonas II, S. 210).

39. **Die Macht des Gesanges** (S. 96). Die Eingangsverse stammen aus der ersten Abfassung der „Künstler“ von 1788 (vgl. Körner an Schiller, 2. September 1795). — Das Bild der dritten Strophe, welche Schiller für die beste des Gedichtes erklärte, erinnert an das 24. Buch der „Ilias“, wo der Eindruck, den das plötzliche Erscheinen des greisen Priamos auf Achill macht, so beschrieben wird: „Wie wenn ein Mann, mit schwerer Blutschuld belastet, in die Fremde flieht und unerwartet in das Haus eines begüterten Mannes tritt, wie dann alle verstummten und voll Staunen auf ihn blicken, so staunte Achill“ u.

41. **Odysseus** (S. 98). Herder rühmte die „hohe Simplizität“ dieses Epigrammes, um das er Schiller beneide. — Man kann in Odysseus das Bild eines Menschen finden, der ein lange erstrebtes, endlich erreichtes Ziel aus irgend einem Grunde anfangs verkennt, weil ja (nach den Worten des Pfarrers in „Hermann und Dorothea“) oftmals „die Erfüllung nicht die Gestalt des Wunsches hat“. Aber wenn Dünker die Vergleichung des Gedichtes schief findet, so kann dieser Tadel doch nur den von ihm selbst hineingelegten Gedanken treffen, denn der Dichter macht gar keine Vergleichung (also auch gewiß keine schiefe), sondern gibt nur den ergreifenden Eindruck wieder, den der Leser des 13. Buches der Odyssee empfindet.

44. **Der Tanz** (S. 99). Zu dem Namen „Nemesis“, B. 25, vgl.

Herders Abhandlung „Nemeſis“, worin dieſe als die „Göttin des Maſſes und Einhaltes“ bezeichnet wird.

45. **Spruch des Konfucius** (S. 100). Ob ein beſtimmter Spruch des chineſ. Weiſen Konfuſe (um 500 v. Chr.) zu Grunde liege, iſt nicht bekannt.

48. **Pegasus im Joche** (S. 101). Wilhelm von Humboldt an Schiller, 18. Auguſt 1795: „Der ‚Pegasus‘ hat mich überrascht und iſt Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieſer Gattung noch nicht.“ Auch Körner lobt das Gedicht (2. Sept. 1795), nur wollte ihm die Erſcheinung Apolls nicht gefallen, 'er würde anders ſchließen, etwa mit dem Hungertode des Pegasus. Aber Schiller erwiderte: „Apoll iſt darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das iſt eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stückes im Munde Apolls wegb bleiben ſollte.“ Er werde jezt da endigen, wo Apoll das Pferd beſteige. Der Schluß lautete hiernach urſprünglich anders, den Wortlaut wiſſen wir nicht. — Streicher ſagt in „Schillers Flucht von Stuttgart“, S. 126: „Ohne eigene Erfahrung hätte Schiller in ſpäterer Zeit ſeinen poetiſchen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung ‚Pegasus im Joche‘ unmöglich ſo getreu darſtellen, ſo natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit ſeinen Verhältniſſen vertraut war, recht wohl die Vorfälle deuten kann, auf die es ſich bezieht.“

50. **Die Johanniter** (S. 104). Schiller hat zu Niethammers Bearbeitung der „Histoire des Chevaliers de Rhode et aujourd'hui de Malte“ von René Aubert de Vertot (1726) eine Vorrede geſchrieben (1792), worin es heiẗt: „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit dieſe Heldenschar heimkehrt und ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienſte eines Wärters vertauſcht, wenn dieſe Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten Geduld, Selbſtbeherrſchung, Barmherzigkeit üben, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Chriſtenheit führte und den zagen Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gotteswillen die Speiſe reicht, — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, kann ſich einer innigen Rührung erwehren? — Es iſt der chriſtlichen Religion der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Mut ihrer Befenner erſticht und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf, wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Templerordens widerlegt!“

53. **Die Ideale** (S. 105). Schiller am 7. Sept. 1795 an Wilhelm von Humboldt, der in dem Gedichte „die gedrängte Fülle, den Schwung, den

raschen Gang“ vermist hatte: „Was Sie über die ‚Ideale‘ urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die ‚Ideale‘ sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. — Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffen- des, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Überhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last“ u. Goethe hat bekanntlich von sich gesagt, daß er alles, „was ihn freute oder quälte oder sonst beschäftigte“, in ein Bild, ein Gedicht verwandelt und sich dadurch davon befreit habe; er gibt also genau das als den Charakter seiner eigenen Poesie an, was Schiller hier (im Tone des Tadel) von unserem Gedicht hervorhebt. Es ist danach sehr erklärlich, daß dies Gedicht gerade Goethes Beifall am meisten fand. Schiller am 7. Sept. 1795 an Humboldt: „Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen euch vier Kunststrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die ‚Ideale‘, Körner ‚Natur und Schule‘, Sie ‚Die Nacht des Gesanges‘ (‚Das Reich der Schatten‘ [‚Das Ideal und das Leben‘] rechne ich hier nicht) und Herder den ‚Tanz‘.“

56. **Der Abend** (S. 109). Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich Iyrischen Silbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen.“ — Am 2. Oktober: „Unter Ihren Gedichten sind der ‚Abend‘ und das Schlußgedicht [Abschied vom Leser] von sehr großer Schönheit. In dem ersteren herrscht ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Silbenmaß ist sehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt.“ Es ist das einzige Gedicht Schillers dieser Art geblieben (außer einigen Jugendgedichten, z. B. „Der Eroberer“, auch „Die Größe der Welt“, worin er den Reim mit dem antiken Silbenmaße verbindet). Das Versmaß ist von Klopstock erfunden und mehrfach gebraucht, z. B. in der Ode „An Sie“ 1752.

58. **Kolumbus** (S. 110). Schiller in den „Briefen des Julius an Raphael“: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalküls geht der Weltentdecker

Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis, zu suchen. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindseliger Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?" Aber der Gedanke des Gedichtes ist weit kühner und tiefer. Vgl. Humboldt (Vorerinnerung zum Briefwechsel): „Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den ‚Kolumbus‘ überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare innewohnende Kraft, die erhabene und tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem.“ — Körner, 27. September 1795: „Unter den kleineren Gedichten ist ‚Kolumbus‘ mein Liebling.“

59. **Würde der Frauen** (S. 110). Großen Beifall fand das Gedicht bei Humboldt und Körner nebst ihren Frauen. Vgl. Humboldts Brief vom 11. September 1795 und Körners vom 14. September.

60. **Abschied vom Leser** (S. 112). Die Strophen bildeten ursprünglich den Abschluß der Gedichte, welche Schiller im „Musen Almanach“ für 1796 veröffentlichte (Nr. 39—60 dieser Ausgabe). Später setzte er sie ans Ende des ersten Teils seiner Gedichte (1800 und 1804), Körner ans Ende der ganzen Sammlung. Doch sind sie hierzu nicht geeignet.

61. **Das Ideal und das Leben** (S. 113). Schiller an Humboldt, 9. August 1795: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit der Li [Humboldts Frau] ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. . . . Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte

ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so diffizilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat." Humboldt erwidert am 21. August: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblichen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat? Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz beseßen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht" 10. A. W. Schlegel veröffentlichte in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" 1796 eine eingehende Besprechung des Gedichtes (Schlegels Werke, Bd. X, Leipzig 1846, S. 80), die bei großer Anerkennung und Bewunderung den Sinn im ganzen treffend wiedergibt.

Das Gedicht wurde vielfach mißverstanden. „Man deutet es auf den Zustand nach dem Tode", schreibt Humboldt am 17. November 1795. Dies war mit ein Grund, warum Schiller die ursprüngliche Überschrift „Das Reich der Schatten" änderte. Er selbst gibt unzweideutig den Grundgedanken in dem Brief an Körner vom 21. September 1795 an: „Der Begriff des uninteressierten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze." Körner hatte gemeint, das Verständnis des Gedichtes setze die Kenntniß von Schillers „System" voraus, wie er es in den „Briefen über ästhetische Erziehung" entwickelt habe. Dies weist Schiller mit Recht bestimmt zurück: „Darin bin ich nicht Deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der notwendige Schlüssel dazu ist. Es harmoniert natürlicherweise damit; aber im übrigen ruht es auf den kurrenten Begriffen." — Zu B. 7 u. 8 vgl. „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", 14. Brief: „Beide Triebe nötigen das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnötigt, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung fesselt und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens: wir lieben ihn." — Zu B. 26 vgl. Brief 15: „Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben; . . . der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt." — Zu B. 29 u. 30 vgl. Brief 27: „Mitten in dem

furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spieles und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.“ Brief 22: „Haben wir uns dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister. — Diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll.“ Vgl. auch, was Goethe in der „Zueignung“ zu den „Gedichten“ als Wirkung des Schönen auf unser Gemüt schildert:

„Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftigt wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.“

62. **Der Genius** (S. 119). Humboldt erhielt dies Gedicht (unter der ursprünglichen Überschrift „Natur und Schule“) am 21. August 1795. In seiner Antwort vom 31. August mahnt er Schiller zu größerer Genauigkeit in der äußeren Form. Es seien dies zwar Kleinigkeiten, aber es gebe Menschen, die „lamentierten, daß bloß Voß Hexameter machen könne“. „Ich weiß“, fügt er hinzu, „was ich über die ‚Elegien‘ [Goethes] habe hören müssen.“ Er gibt dann eine ganze Anzahl Beispiele von Fehlern in der Form (teils aus diesem, teils aus den Gedichten: „Der spielende Knabe“, „Ilias“, „Würden“, „An einen Weltverbesserer“), die insgesamt eine andere Lesart voraussetzen als die vorliegende, d. h. durchweg von Schiller verbessert worden sind. Dieser schreibt am 7. September: „Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften.“ Und an demselben Tage an Cotta: „Ich muß Sie bitten, in ‚Natur und Schule‘ die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen. Sollte das Stück schon abgedruckt sein, so müßten Kartons gemacht werden, versteht sich, auf meine Kosten. Es liegt mir allzuviel daran, jene Nachlässigkeiten im Silbenmaß zu verbessern, da Herr Voß sich einbildet, er könne allein Hexameter machen.“

63. **Das verschleierte Bild zu Saïs** (S. 121). Schiller in der „Sendung Moses“, als deren Hauptquelle er die Schrift von Br. Decius „Die Hebräischen Mysterien“ (Leipzig 1788) anführt: „Auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte merkwürdige Inschrift: ‚Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.‘ — In dem Innern des Tempels stellten sich dem

Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, die man den Sarg des Serapis nannte. — Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei.“ — Die Sage beruht auf ähnlicher Anschauung wie die Erzählung vom Baum der Erkenntnis und die mittelalterliche Faustsage, nur daß in diesen beiden Fällen der Trieb nach Genuß einen wesentlichen Beweggrund zur Sünde bildet, während es hier der bloße Trieb nach Wahrheit, „des Wissens heißer Durst“ ist, der den Jüngling zur Schuld führt. Daher konnte es dem Dichter nicht gelingen, einen wirklich klaren, für unser Bewußtsein befriedigenden Sinn in die alte ägyptische Sage zu legen.

64. **Der philosophische Egoist** (S. 123). Zum Gedanken vgl. Rückert, „Vierzeilen, zweites Hundert, 36“:

„Selbst auch Gott, der allgenuge,
Will geliebt von den Menschen sein.
Wähnst du in deiner Selbstheit Truge
Dir zu genügen, o Mensch, allein?“

66. **Deutsche Treue** (S. 124). J. M. Schmidt, „Geschichte der Deutschen“ III, 536: „Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst Johann, dem dieser Überrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden.“

67. **Das Höchste** (S. 125). Vgl. die Abhandlung „Etwas über die erste Menschengesellschaft“, wo es heißt: „Der Mensch soll als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Creatur des Instinkts ausgegangen war“ etc.

68. **Ilias** (S. 125). W. von Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „In der ‚Ilias‘ ist ein großer und sogar historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt.“

69. **Unsterblichkeit** (S. 126). In Schillers akademischer Antrittsrede (1789) heißt es zum Schluß: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, ... an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. ... Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“

70. **Der Spaziergang** (S. 126). Das Gedicht ist im September 1795

verfaßt, am 21. wurde es an Körner gesandt. — Eine ähnliche Verknüpfung kulturgeschichtlicher Gedanken mit der landschaftlichen Umgebung findet sich in Schillers Bericht „Über den Gartenkalender“, wo er den Weg von Stuttgart nach Hohenheim eine „versüßlichte Geschichte der Gartenkunst“ nennt. Doch finden die wichtigsten Teile der Einkleidung unseres Gedichtes hier keinerlei Anknüpfung; darin hat sich seine Phantasie wohl an Örtlichkeiten aus seiner Jena'schen Umgebung angelehnt. — Die frühere Überschrift des Gedichtes in den Horen: „Elegie“, erklärt sich aus der Theorie Schillers in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Bei der Aufnahme in die Gedichte (1800) änderte er die Überschrift, die nur aus jener Theorie verständlich war, und gab dem Gedicht den jetzigen, passenderen Namen. — Zu B. 52. Der überaus treffende Ausdruck „umruhn“ steht auch in Matthiſons Gedichten, die Schiller 1794 rezensiert hatte, in der „Alpenreise“ (1791): „Wie funkelt der Bäche mäandrische Flut! Wie dämmern die Hügel, von Herden umruht.“ — Zu B. 97. Simonides' Epigramm:

„Ὠ ξέν', ἀγγελλεῖν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε
κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πεπαισμένοι“

lautet in Ciceros Übersetzung, die Schiller vor Augen hatte:

„Dic, hospes, Spartae nos te hic vidisse jacentes,
dum sanctis patriae legibus obsequimur.“

Zu B. 195 ff. Vgl. was Schiller am 10. September 1789 an Lotte von Lengefeld schreibt: „Wie wohlthätig ist uns diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur. — Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wiederfordern.“ — Zu B. 200. Vgl. die Worte der Mutter in „Hermann und Dorothea“, nachdem sie von den Schrecken des Brandes vor zwanzig Jahren erzählt hat: „Alein die Sonne ging wieder herrlicher auf als je und flöste mir Mut in die Seele.“ Ähnlich heißt es am Schluß von Goethes Elegie „Euphrosyne“: „Die nächtlichen Thränen fließen, und über dem Wald kündigt der Morgen sich an.“ Schiller in der Abhandlung „Über das Erhabene“: „Von den großen Gestalten der Natur umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser mutige Streit des Gemüts mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar?“

71. **Die Teilung der Erde** (S. 133). Am 16. Oktober 1795 sandte Schiller dies und „Die Weltweisen“ (Nr. 72) an Goethe, der im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt hatte gehen sollen und sich noch auf der Reise befand: „Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. ‚Die Teilung der Erde‘ hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist.“ Goethe fand beide Gedichte „sehr artig, besonders das Teil des Dichters ganz allerliebste, wahr, treffend und tröstlich“.

75. **Archimedes und der Schüler** (S. 137). Die Schlußworte erinnern an „Jungfrau von Orleans“ III, 7, wo Johanna entrüstet ist, daß der König und die Seinen, während des „Himmels Herrlichkeit sie umleuchte“, in ihr „nichts als das Weib“ erblickten.

76. **Menschliches Wissen** (S. 137). Vorbergers Vermutung, daß dies Gedicht ebenso wie die Botivtafeln 27 und 28 gegen Alexander von Humboldt gerichtet sei, ist sehr unwahrscheinlich. Schiller an Goethe, 13. November 1796: „Alexander von Humboldt soll über die ‚Kenien‘ recht entzückt sein, schreibt mir sein Bruder. Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimilieren kann.“ Danach war doch schwerlich ein Angriff auf Humboldt in dem Almanach. Erst als Humboldt im März 1797 nach Jena kam und Schiller häufiger mit ihm verkehrte, hat er sich jenes ungünstige Urteil gebildet, das er am 6. August 1797 an Körner ausspricht.

78. **Die Führer des Lebens** (S. 138). Vgl. in der Abhandlung „Über das Erhabene“ (zuerst gedruckt 1801) folgende Umschreibung unseres Gedichtes: „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevollen Reise, macht uns die Fesseln der Notwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, und über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.“ — In Ged. 61 („Das Ideal und das Leben“) wird diese erhebende Wirkung dem Schönen zugeschrieben (B. 104: „Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen“). Dieser Begriff steht also dort in umfassendem Sinne, so daß sich das Erhabene ihm

subsumiert, während hier schön im engeren Sinne, gleich anmutig, diesem koordiniert ist.

80. **Zenith und Nadir** (S. 139). Schiller an Cotta, 25. September 1795: „Das kleine Gedicht ‚Zenith und Nadir‘ lassen Sie da einrücken [in die ‚Horen‘], wo eine Abhandlung schließt und noch weißer Raum übrigbleibt. Ich werde Ihnen für diesen Fall künftig mehrere solche Kleinigkeiten von mir im Vorrat senden.“ Der Druck unterblieb aber, wie es scheint, bloß durch Zufall, und so wurde das Gedicht erst im zweiten Bande der „Gedichte“ 1803 gedruckt. — Zum Gedanken vgl. den Brief an Huber vom 5. Oktober 1785 (Jonas I, 270). Ähnlich ist Rückerts Gedicht „Trieb nach oben und unten“: „Mit deinem Wipfel reich‘ ins Licht und laß die Wurzel trinken.“

82. **Pompeji und Herculaneum** (S. 141). Schiller an Goethe, 8. August 1796: „Haben Sie nicht eine Schrift über die Herculaneischen Entdeckungen? Ich bin jetzt gerade einiger Details bedürftig. Schon in Volkmanns Geschichte findet man, glaube ich, mehreres davon.“ Am 10. August schickt ihm Goethe Volkmann, „Historisch kritische Nachrichten von Italien. 1777“ und empfiehlt ihm noch ein Buch von Don Marcello Venuti, das er in Jena haben könne. — Am 12. August schreibt Schiller: „Ich bin heute in ein Gedicht hineingeraten, worüber ich den Boten tag rein vergessen habe.“ — In diesen Tagen also ist unser Gedicht entstanden. Dagegen spricht nur scheinbar der Umstand, daß es bereits auf dem ersten Bogen des „Almanachs“ steht, der schon Ende Juli fertig gedruckt war. Vgl. Jonas, „Über die Abfassungszeit Schillerscher Gedichte“ im „Archiv für Literaturgeschichte“ X, 143.

89. **Quelle der Verjüngung** (S. 148). In der Beurteilung von Bürgers Gedichten hebt Schiller hervor, daß durch die Poesie der Geist „der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehe“.

90. **Die Geschlechter** (S. 148). Zu B. 6 vgl. Goethe im „Eislauf“: „Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor.“

93. **Der Genius mit der umgekehrten Fadel** (S. 150). In ganz anderer Tonart als hier spricht Schiller von dem Genius Ged. 33, 66 ff.

100. **Der griechische Genius** (S. 152). Schiller an Goethe, 2. Januar 1795: „Es ist etwas so äußerst Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studieren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist.“

105. **Dithyrambe** (S. 153). Die erste Gestalt dieses Gedichtes in Distichen ist jetzt in der Xenienausgabe von Erich Schmidt und Suphan (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band VIII, S. 62) veröffentlicht worden.

108. **Botiventafeln** (S. 155). — 2. **Die verschiedene Bestimmung.** Vgl. im „Geisterseher“: „Wie viele Keime und Embryonen, die die Natur mit soviel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen.“ — Zu dem Ausdruck „Element“ vgl. Goethe, „Dauer im Wechsel“: „Und so eilt's zum Element“. Mit dem ganzen Gedanken vgl. Goethe, „Weissagungen des Vatis“, 25, und „Faust“, 2. Teil, Schluß des 3. Aktes. — 3. **Das Belebende.** Vgl. Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“: „Es ist mit den Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüte geht die Frucht hervor.“ — 4. **Zweierlei Wirkungsarten** und 5. **Unterschied der Stände.** Zu beiden Epigrammen vgl. „Wilhelm Meister“ V, 3, wo Wilhelm in dem Briefe an Werner ausführt, nur der „Edelmann“ könne seine Persönlichkeit ausbilden, der „Bürger“ nicht. Jener, heißt es, muß „mit seiner Figur, mit seiner Person, sei es bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen.“ Der Bürger dagegen „darf nicht fragen: ‚wer bist du?‘ sondern nur: ‚was hast du?‘“ . . . „Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben.“ Jener soll „thun und wirken“, dieser soll „leisten und schaffen“, jener „darf und soll scheinen, dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt“ 2c. — 8. **Mitteilung.** Vgl. „Über Matthiſons Gedichte“: „Es ist niemals der Stoff, sondern nur die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht.“ — 15. **Pflicht für jeden.** Dies Distichon, und ebenso 16, 42 und Gedicht 128 hat auch Goethe unter „Herbst“ in seine Gedichte aufgenommen. — 18. **An die Mystiker.** Vgl. die Worte in Goethes „Faust“: „Geheimnisvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben“, sowie „Und webt in ewigem Geheimnis unsichtbar, sichtbar neben dir.“ — 19. **Der Schlüssel.** Vgl. Goethe, „Tasso“ II, 3:

„Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen, denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen.“ —

22. **Die Übereinstimmung.** Schiller an Goethe, 23. August 1794, von dem „spekulativen“ und „intuitiven“ Geist: „Sucht der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“ — 23.

Politische Lehre. Vgl. „Über das Erhabene“: „Daß das Vorhandene schön und gut sei, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sei, bloß wünschen.“ — 27. **An die Astronomen.** Vgl. „Über das Erhabene“: „Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen. Aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen.“ Übrigens ist die Abneigung gegen die Astronomen und ihren Gegenstand, die in diesem und dem folgenden Epigramm sowie in Gedicht 76 hervortritt, wohl eine Art Rückschlag gegen frühere Überschätzung; denn in seinen Jugendgedichten schwelgt Schillers Phantasie mit Vorliebe in Bildern aus diesem Gebiete. — 29. **Der beste Staat.** Bei Thukydides: „Peloponnesischer Krieg“ II, 45, sagt Perikles: „Die Frau hat den besten Ruhm, von der unter Männern möglichst wenig, im Guten wie im Bösen, die Rede ist.“ Vgl. „Briefe der Ninon de l'Enclos an den Marquis von Sévigné“ 1750, S. 114: „La plus honnête femme est, selon eux, celle, dont on ne parle point.“ — 34. **Schöne Individualität.** Eine schöne Natur nennt Schiller auch sonst, vornehmlich in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, eine solche Natur, in der die Neigung des Herzens mit der Forderung der Vernunft übereinstimmt. — 36. **Die Mannigfaltigkeit.** Vgl. 4. Brief „Über die ästhetische Erziehung“: „Einheit fordert zwar die Vernunft, aber die Natur Mannigfaltigkeit.“ — 38. **Der Genius.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Nur dem Genius ist es gegeben, die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen.“ — 40. **Genialität.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Mit dieser naiven Anmut drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes.“ — 41. **Die Forscher.** Vgl. Evang. Matth. 26, 55: „Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder mit Schwertern und Stangen, mich zu fangen.“ — 45. **Wahl.** Vgl. „Über Bürgers Gedichte“: „Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr. . . Ein Volksdichter unserer Zeit hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl“ u. — 49. **Der Meister.** Vgl. Voltaires bekanntes Wort: „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.“

109. **Kleinigkeiten** (S. 165). — 1. **Der epische Hexameter.** Vgl. Schlegels Gedicht „Der Hexameter“: „Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meereshöh' Rings Horizont ausdehnt“ u.

112. **Das Subjekt** (S. 167). Das Wort erinnert an den Ausspruch des Themistokles, die Kunst des Erinnerns würde ihm weit weniger wertvoll sein als die des Vergessens.

114. **Die Triebfedern** (S. 167). Kant bestimmte den Begriff der Pflicht dahin, daß sie „eine Nötigung zu einem ungern genommenen Zwecke“ sei („Metaphysik der Sitten“).

126. **Deutscher Genius** (S. 170). Vgl. Isabeau in der „Jungfrau von Orleans“ II, 2: „Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuschlagen; der Franke nur weiß Zierliches zu sagen.“

141. **Deutsches Lustspiel** (S. 175). Maximilian Klinger, „Rigaer Theater“ II, 112: „Wir haben in Deutschland noch keine Komödie, obgleich unsere Städte von einheimischen und fremden Thorheiten strogen.“

151. **Die Flüsse** (S. 175). — 1. **Der Rhein**. Die unrichtige Auffassung des Rheins als Grenze gegen Frankreich findet sich auch Gedicht 193. Daß er vielmehr „Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ sei, hat erst E. M. Arndt zur Zeit der Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls betont. — 7. **Pleiße**. Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichsten Chor.“

152. **Jeremiade** (S. 177). Wie berechtigt der Spott war, zeigt z. B. Wieland, der in dem Vorbericht zur Ausgabe seiner Werke 1794 schrieb: „Des Verfassers (Wielands) Laufbahn umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröte unserer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfang, und er beschließt sie, wie es scheint, mit ihrem Untergange.“ Vgl. Schiller an Goethe, 18. Dezember 1798: „Garve, höre ich, soll gestorben sein. Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Litteratur weniger!‘ wird uns Wieland sagen.“

154. **Shakespeares Schatten** (S. 181). „Odyßsee“ XI, 601 (nach der 1. Auflage von Voß' Übersetzung, 1781):

Und nach diesem erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Seine Gestalt; denn er selber sei'rt mit den ewigen Göttern zc.
Ringsum schrie wie Vögelgeschrei das Geschrei der geschmechten
Flatternden Geister um ihn; er stand der graulichen Nacht gleich,
Hielt den entblößten Bogen gespannt und den Pfeil auf der Senne,
Schaute drohend umher und schien beständig zu schnellen.

Zu B. 7 f. vgl. ebenda B. 475 ff.:

Welche noch größere That, Unglücklicher, wagest du jezo?
Welche Kühnheit, hinab in die Tiefe zu steigen? —
Wegen Feirefias mußt' ich herab, wenn etwa der Seher zc. —

Zu B. 29 ff. Schiller an Goethe, 31. Juli 1796: „Um Jffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shalepeare lauter Schrödersche und Kogebuesche Stücke nennen. Sie sind wohl so gütig und lassen mir das Personal von fünf oder sechs Kogebueschen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann.“ Er muß sich aber nachträglich anders besonnen haben und glaubte wohl Jfflands Empfindlichkeit um so weniger zu erregen, als er ja auch sein eignes Stück „Kabale und Liebe“ nicht verschonte.

156. **Die Begegnung** (S. 183). Dies Gedicht und die drei folgenden scheinen ursprünglich als Teile eines größeren Ganzen gedacht gewesen zu sein, vielleicht einer „romantischen Erzählung in Versen“, die Schiller am 5. Oktober 1795 in einem Brief an Humboldt erwähnt, mit dem Zusatz, er habe dazu „schon den rohen Stoff.“ Vgl. an Körner, 29. Februar 1796: „Erst in etlichen Wochen kann ich dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedicht in Stanzas vorzunehmen“ u. Als der Gedanke später aufgegeben wurde, könnten Schiller einzelne Situationen zur Ausführung dieser kleinen Bilder gereizt haben, woraus sich auch die Verschiedenheit des Versmaßes erklärt. Es ist demnach trotz der verschiedenen Veröffentlichungszeit der vier Gedichte wahrscheinlich, daß sie ungefähr gleichzeitig entstanden sind oder wenigstens ihr erster Entwurf zusammengehört.

157. **Das Geheimnis** (S. 184). Zu B. 15 u. 16 vgl. Gedicht 194, 17 u. 18: „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schoß, das Glück“, 173, 14: „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!“, 158, 61: „Wie aus himmlischen Höhen die Stunde des Glücks erscheint.“ „Piccolomini“ III, 5: „Aus Himmels Höhen fiel es uns herab.“

158. **Die Erwartung** (S. 185). Vgl. „Brant von Messina“ II, 1, Beatricens Monolog: „Er ist es nicht, es war der Winde Spiel“ u. „Horch, der lieben Stimme Schall! Nein, es war der Widerhall“ u. — Zu B. 33. Stellung der Verbalform zwischen beiden Subjekten, wie in „Wallensteins Tod“ II, 3: „Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach, der Munden Ruf, einförmig nur die Stille.“

160. **An Frau Griesbach** (S. 188). Hoffmeister setzte das Gedichtchen ins Jahr 1796. Man muß Goedeke recht geben, daß dies in anbetracht des Alters Karls, der dann erst zwei Jahre alt gewesen wäre, wohl zu früh ist. Äußere Beweise liegen nicht vor. Es könnte also leicht noch ein Jahr später sein.

161. **Die Worte des Glaubens** (S. 189). Zu B. 17 u. 18 vgl. Evang. Matth. 11, 25: „Ich preise dich, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret.“ —

Rant in der Vorrede zu seiner Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund“ 2c.: „Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß unsere zur Glückseligkeit höchst nötigen Einsichten auf der Spitzfindigkeit seiner Schlüsse beruhen sollten, sondern sie dem natürlichen gemeinen Verstande unmittelbar überliefert.“

163. **Breite und Tiefe** (S. 191). Zu Vers 9 vgl. den 6. Brief über ästhetische Erziehung: „Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in einem Brennpunkte versammeln und unser ganzes Wesen in eine Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an.“

164. **Der Taucher** (S. 191). In Schillers Kalender unterm 14. Juni 1797: „Taucher geendigt.“ — Goethe an Schiller, 10. Juni: „Leben Sie recht wohl und lassen Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen! Es ist nicht übel, da ich meine Paare ins Feuer [„Braut von Korinth“] und aus dem Feuer [„Der Gott und die Bajadere“] bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“ Die Überlieferung der Sage von dem Fischmenschen Nikolaus (Cola Piscis, Pescecola) bei etlichen alten Berichterstatlern aus dem 15. bis 17. Jahrhundert findet man bei Goebeke. Die ausführlichste Darstellung ist von dem Jesuiten Athanasius Kircher in seinem Werke „Mundus subterraneus“ (1678). Wer der König Friedrich ist, den die Quellen nennen, ist zweifelhaft. Die meisten Erklärer denken an Friedrich II. von Sizilien (gest. 1327) oder Friedrich III. (gest. 1377), manche auch an Kaiser Friedrich II. (gest. 1250). Da aber nach R. Bartsch („Gegenwart“ 1878, S. 237) schon um 1190 der Troubadour Raimund Jordan den „Nikolaus von Bari“ erwähnt, der „lange Zeit unter den Fischen sich aufhielt“, so ist jedenfalls der Ursprung der Sage noch älter. — Schillers unmittelbare Quelle ist nicht bekannt. Da Goethe das Werk des Athanasius Kircher wahrscheinlich bei seinen naturwissenschaftlichen Studien kennen gelernt hatte, so ist die Vermutung Dünkers nicht unwahrscheinlich, er habe den Stoff, vielleicht ohne sich der Quelle zu erinnern, Schiller in freier Weise mitgeteilt. Schiller schreibt am 7. August 1797 an Goethe, er erfahre aus einem Briefe Herders, daß er in dem Gedicht „bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe“, und fragt an, ob Goethe etwa diesen Nicolaus Pesce kenne. Goethe antwortet am 13. August (aus Frankfurt), dieser sei, soviel er sich erinnere, „der Held des Märchens, ein Taucher von Handwerk“. Das klingt alles, als ob Schiller bei Goethe eine genauere Kenntnis der Sage voraussetzte. Er selbst aber kann unmöglich Kirchers Erzählung gelesen

haben, da ihm der Name so völlig fremd ist; ebensowenig auch die Darstellung bei Erasmus Francisci („Ost- und Westindischer, wie auch Sinesischer Lust- und Staatsgarten.“ Nürnberg 1668), wie Ulbrich im „Archiv für Literaturgeschichte“ Bd. 10, S. 220 vermutet, da auch dort der Held „Fisch-Nidel oder Niklas der Fisch“ heißt. Vgl. auch Ulbrich, „Die Tauchersage in ihrer litterarischen und volkstümlichen Entwicklung“ („Archiv für Literaturgeschichte“ Bd. 14, S. 69 ff.). — Auf eine poetische Bearbeitung der Sage fünf Jahre vor Schiller hat Vorberger („Archiv“ I, 504) hingewiesen. Sie heißt „Nikolaus der Taucher“ und hat denselben Franz von Kleist zum Verfasser, der oben bei Gedicht 33 als Verfasser eines Gegenstücks zu den „Göttern Griechenlands“ erwähnt wurde. Ihr poetischer Wert ist sehr gering, Schiller hat sie nicht gekannt. — Das Gedicht lehnt sich nirgends in einzelnen Zügen an eine der bekannten Darstellungen an. Das vortreffliche poetische Motiv mit der Königstochter, das dem Ganzen erst die höhere ethische Bedeutung gibt, gehört Schiller allein an. — Zu B. 31. Goethe schreibt aus der Schweiz an Schiller am 25. September 1797: ... „daß der Vers: es wallet und siedet und brauset und zischt“ u. sich bei dem Rheinfluss trefflich legitimiert hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift.“ Schiller erwidert (6. Oktober): „Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können; aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybdis genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.“ Bei Homer kommen in Voß' Übersetzung („Odyssee“ XII, 200 ff., 1. Aufl. 1781) folgende Ausdrücke vor, die sich in unserm Gedicht finden: Schlund, hineinschläng, donnerte, Getöse, entfürzten, ihr siedender Kessel, brauste, spritzte, Dampf, schwarz, Schaum, Schlund des reißenden Strudels, die brandende Flut. — Zu B. 63. „Riel und Mast“, gerade dieselben beiden Schiffsteile, die in der „Odyssee“ XII, 437 die Charybdis wieder ausspeit. — Zu B. 110. An Körner 21. Juli 1797: „Wegen der purpurnen Finsternis brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. — Das Weinwort ist gar nicht müßig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum lasse ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosigt nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine so erfolgt.“

165. **Der Handschuh** (S. 196). Schiller an Goethe 18. Juni 1797: „Ein kleines Nachstück zum ‚Taucher‘, wozu ich durch eine Anekdote in Saint Foix' ‚Essay sur Paris‘ aufgenuntert wurde.“ Schillers

Kalender, 19. Juni 1797: „Handschuh fertig.“ — Saint Foix in seinen „Essais historiques sur Paris“ (1766) nahm die Erzählung aus Brantome, „Dames galantes“, und sie lautet bei ihm: „Un jour que François I s’amusoit à regarder un combat de ses lions, une dame, ayant laissé tomber son gant, dit à De Lorges: Si vous voulez, que je croye que vous m’aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant.“ De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la dame, et depuis, malgré toutes les avances et les agaceries qu’elle lui faisait, ne voulut jamais la voir.“ Dieselbe Geschichte findet sich mit mancherlei Änderungen auch sonst überliefert: so in einer alten spanischen Romanze von Don Manuel und Donna Anna (vgl. Ad. Laun im „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. 1, S. 507), wo sich zum Schluß die Dame demüthigt und so die Liebe des Ritters wieder gewinnt; so in der Erzählung von einem „wendischen Edelmann und einer schönen böhmischen Jungfrau“ (vgl. Erich Schmidt, „Zeitschrift f. deutsch. Alt.“, Bd. 29 [1885], S. 102). Eine bisher unbekannte Darstellung ist mir von Theodor Kùfelhaus mitgeteilt worden; sie steht bei dem französischen Geschichts- und Memoirenschreiber d’Aubigné (1550—1630) in einem Briefe (Œuvres complètes, Bd. 1, S. 328). Hier ist De Lorges der Vater des tapfern Grafen Montgomeri; er hat sich mit Hilfe zweier großen Hunde auf den Löwenkampf eingeübt und damit geprahlt; er bewirbt sich um eine Dame aus einem der vornehmsten Häuser, die ihn aber zurückweist. Dann heißt es weiter: „Un jour que la Cour estoitallee voir quelque combat de lyon, et son gant lui etant tombé en la cour des bestes, dict ainsy à son serviteur: Vous qui faites mestier de dompter les lyons, allez moi querir mon gant“. Lorges empougnant la hallebarde d’un de ses archers, s’y en va, fait retirer le lyon et apporte le gant et en le jettant à terre aux pieds de sa dame, cassa de colere sa hallebarde auprez du gant en disant: Vous estes une putain, et s’il y a des lyons en vostre race, que le plus mauvais me combatte sur ce que j’ay dict.“ Dadurch, daß hier der Ritter sich selbst als Löwenbändiger gerühmt hat, wird der Einfall der Dame viel begreiflicher. — Bekannt ist Langbeins poetisch unbedeutendes Gedicht „Die Liebesprobe“, welches denselben Gegenstand behandelt. — Vers 65 lautete ursprünglich wie jetzt; Schiller hatte ihn aber auf ein Bedenken der Frau von Stein geändert (Brief an Frau von Stein, 14. Juli 1797), und daher steht im ersten Druck: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht“. Da jedoch, wie er am 18. Oktober 1797 an Böttiger schreibt, „das Faktum der

Grobheit“ überliefert war, und er meinte, „ein deutscher Poet dürfe darin so weit gehen als ein französischer Bel Esprit“, so kehrte er bei der Aufnahme in die Gedichte (1800) mit Recht zu der ursprünglichen Fassung zurück. Auch in der erwähnten spanischen Romanze heißt es schon, sogar noch stärker:

Bringet zwar den Handschuh wieder,
Aber reicht der Dam' ihn nicht,
Sondern schlägt mit zorn'gen Blicken
Ihr damit ins Angesicht.

Bei Vers 11 ff. schwebte eine Stelle aus „Don Quixote“ vor (2. Teil, 17. Kap.), wo es von einem Löwen, dessen Käfig der Ritter öffnen läßt, heißt: „Er sperrte weitgähnend seinen Rachen auf und streckte die Zunge eine halbe Elle heraus. Hierauf . . . kehrte er sich herum und legte sich still und ruhig wieder hin in seinen Käfig.“

166. **Der Ring des Polykrates** (S. 198). Schillers Kalender, 24. Juni 1797: „Ring des Polykrates fertig“. — Die Geschichte steht bei Herodot, Buch 3, Kap. 39 ff. Vielleicht war sie Schiller nahe getreten aus der Darstellung von Garbe, „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral“ 2c. Zweiter Teil. Breslau 1796, S. 51.

167. **Nadowessische Totenklage** (S. 201). In „Johann Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika“ (Aus dem Englischen. Hamburg 1780) wird erzählt: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgibt, so wird der Körper ebenso gekleidet, als er gewöhnlich bei Lebzeiten war, das Gesicht wird bemalt und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn.“ Vgl. auch die Totenklage S. 333: „Wohin ist der Atem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? — Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebirgen?“

168. **Ritter Toggenburg** (S. 203). Schillers Kalender, 31. Juli 1797: „Ritter Toggenburg fertig“. — Die Quelle ist nicht bekannt. Die Legende von der heiligen Idda von Toggenburg, welche wegen eines falschen Argwohns von ihrem Gatten verstoßen wurde, hat keine Berührung mit dem Gedichte. Die Romanze von Otto von Riez, „Das Kloster Wolkenwiegt“ („Anüttelgedichte“, Altona 1822) und ebenso die jetzt am Rhein verbreitete Sage von „Roland und Hildegunde“, die auf Nonnenwerth und Rolandssee spielt, scheinen erst auf Grund des Schillerischen Gedichtes entstanden zu sein.

169. **Die Kraniche des Ibykus** (S. 205). Ursprünglich hatte Goethe

den Stoff zu einer Ballade benutzen wollen; dieser ist bei Plutarch, bei Suidas, in einem Epigramm des Antipater von Sidon überliefert und wird auch in dem Buche des Thomas Fazelli: „De rebus Siculis“ (das Schiller für seine „Maltheser“ benutzte), und in Erasmus' „Adagia“ (die Goethe bekannt waren) berührt. Woher Goethe ihn kannte, ist ungewiß und auch ohne Belang. Daß Schillern schon bei den Worten aus den „Künstlern“:

Vom Eumenidenchor geschreket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdeckt,
Das Loz des Todes aus dem Lied,

der Stoff vorgeschwebt habe, ist, obgleich Wilhelm von Humboldt (Briefw., S. 20) und nach ihm Vorberger u. a. es behauptet haben, durch nichts bewiesen, und das „nie entdeckt“ widerspricht entschieden. — Am 26. Juni 1797 schickt Schiller den Polykrates an Goethe mit dem Hinzufügen: „Es ist ein Gegenstück zu Ihren ‚Kranichen‘.“ Um die Mitte des Juli muß dann Goethe dem Freunde den Stoff zur Bearbeitung überlassen haben. Wie wenig beide noch davon wußten, zeigt ein Brief Goethes an den Gymnasialdirektor Wöttinger vom 16. Juli 1797, worin er um nähere Angaben über den Helden und sein Schicksal bittet. Am 28. Juli schreibt Schiller an Goethe, daß „die ‚Kraniche‘ noch ganz bei ihm ruhen“, unterm 11. August heißt es im Kalender: „Ishkus angefangen“, unterm 16.: „Ishkus fertig.“ Damals hatte das Gedicht jedoch noch nicht die gegenwärtige Gestalt gewonnen. Höchst bemerkenswerte Vorschläge von Goethe veranlaßten den Dichter zu wichtigen Ergänzungen (namentlich am Anfang der Ballade) und Änderungen. Vgl. darüber die Briefe: Schillers an Goethe vom 17. August 1797, Goethes Antwort vom 22., Schillers Briefe vom 30. August, 7. und 22. September, und Goethes vom 14. Oktober. Es sind infolge der Bemerkungen Goethes fünf Strophen hinzugekommen, vorn drei und zum Schluß zwei (19 und 22), Strophe 14 ist außerdem ohne Goethes Anregung noch eingefügt worden. (Natürlich muß dabei auch manches Einzelne für den Übergang geändert worden sein.) Das Gedicht hatte also ursprünglich nur 17 Strophen, wonach Goethes anfängliche Bemerkung, es sei nicht sehr lang, gerechtfertigt erscheint.

Für den Eumenidenchor war Schillers Vorbild insbesondere der Chor in Aeschyls „Eumeniden“ (305 ff.), den er aus W. von Humboldts Übersetzung kannte („Berlinerische Monatsschrift“. Herausg. von Bießer. 1793, August). Am deutlichsten zeigt sich Schillers Anschluß an folgende Worte dieser Übersetzung: „Sinneraubend, herzzerr-

rüttelnd, wahnsinnhauchend, schalle der Hymnus der Eringen, seelenfesselnd, sonder Feier, und des Hörers Mark verzehrend.“

Von Schillers nächsten Freunden war Humboldt von der Balade sehr begeistert, Körner dagegen warf ihr, sowie auch dem „Ring des Polykrates“, eine gewisse Trockenheit vor, ein Urtheil, das bei dem letzteren verständlich, bei unserem Gedicht dagegen recht auffallend ist.

170. **Der Gang nach dem Eisenhammer** (S. 271). Zuerst erwähnt im Briefe Schillers an Goethe vom 22. September 1797. Im Kalender steht am 25. September: „Gang nach dem Eisenhammer fertig“. — Goethe 30. Oktober: „Sie haben kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht, und die retardierende Messe ist von dem besten Effekt.“ Auch Körner schätzte das Gedicht sehr, weniger Humboldt. — Den Stoff fand Schiller in der Novellensammlung von Kéris de la Bretonne, „Les Contemporaines“, von der seine Frau am 9. September einige Bände von Frau von Stein zugesandt erhielt. Diese Geschichte (dort die 13. Novelle: „La fille garçon“), deren frommer Held dort Champagne heißt, während der Bösewicht der böshafte Lafai Bléro ist, stimmt im ganzen wie in einzelnen Zügen so genau mit dem Gedicht überein, daß der Zusammenhang nicht zweifelhaft sein kann. Auch dort wird Champagne zum Hochöfner geschickt, um zu fragen, ob er gethan habe, was der Graf ihm gesagt; auch dort wird hervorgehoben, daß diese Art Leute wild und grausam seien, so daß ihnen der Auftrag herzlich lieb war; Champagne fragt vorher, da er der gnädigen Frau gehöre, bei dieser an und erhält den Auftrag, die Messe zu hören, da sie selbst nicht wohl sei (ein Zug, den Schiller veränderte), mit dem Hinzufügen: „Betet für mich und Euch zugleich.“ Kaum ist er das Dorf zu Ende, als man zur Messe einläutet; da es Sommer ist und niemand zum Ministrieren da ist als schwächliche Greise, übernimmt Champagne die Dienste des Sakristans, reinigt die Sakristei u. Wie der Graf ihn zurückkehren sieht, gerät er in großes Erstaunen und gewaltigen Zorn. „Wo kommst du her, Halunke?“ sagte er. „Vom Hammer, Ebro Hochgräfliche Gnaden.“ — „Hast dich unterwegs also aufgehalten?“ — „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich etwa unterwegs was für sie ausrichten könnte; da befohl sie mir, die Messe zu hören und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das hab' ich gethan und für Sie auch“ u. — Die hier angeführten Worte sind aus der von Goedeke mitgetheilten Uebersetzung von Mylius: „Die Zeitgenossinnen, vom Verfasser des neuen Albeillard.“ (Erster Band. Berlin 1781.) Doch ist es wahr=

scheinlich, daß Schiller den französischen Text selbst benutzte. — Über ältere Überlieferungen der Sage, die mit mancherlei Abänderungen, bald auf französischem, bald auf deutschem, bald auf italienischem Boden, unter König Dionysius dem Gerechten von Portugal (1279—1325) und selbst im Morgenlande spielt, vgl. Dünker in seinen „Erläuterungen“, Albrecht Weber in den „Monatsberichten der Berliner Akademie“ 1869, auch Rümelin u. a. in der „Gegenwart“ 1878, S. 90 und S. 238. Für Schiller ist dies alles ohne weiteren Belang, da seine alleinige Quelle Rétif ist. Weshalb er die Geschichte nach Saverne verlegt hat, und was ihn zur Wahl der Namen Fridolin und Robert bestimmt hat, wissen wir nicht. Die Sage ähnlichen Inhalts, die sich jetzt bei Zabern, namentlich bei Reinhardsmünster finden soll, wo auch ein Eisenhammer ist, scheint erst auf Grund des Schiller'schen Gedichtes und zwar um 1815 durch einen deutschen Offizier dort eingeführt worden zu sein. — Zu B. 71: die eigentlich unrichtige Genetivform „eurer“ und „unsrer“ (für „euer“ und „unser“, gebildet wie „meiner“, „deiner“) braucht Schiller durchweg.

173. **Das Glück** (S. 219). Körner, „Kritische Bemerkungen zum Musenalmanach für 1799“: „Das Glück‘ würde ich zur Klasse der Hymnen rechnen. Es ist ein Meisterstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung, die für ein solches Fest paßt, kann es von den Eingeweihten nach Würden geschätzt werden, . . . anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Wert nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalt nicht nach, und ich weiß nicht, ob Du jemals schönere Verse gemacht hast.“ — Zu Vers 2 vgl. Goethe, „Hermann und Dorothea“ 6: „Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab; denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.“

174. **Der Kampf mit dem Drachen** (S. 222). Schillers Kalender, 18. August 1798: „Ritter‘ [so hieß ursprünglich das Gedicht] angefangen“. Am 26. August: „Ritter‘ fertig“. Am 4. September schickte er das Gedicht an Goethe. Dieser erwidert am 5. September: „Bei dem christlichen Drachen finde ich nichts zu erinnern, er ist sehr schön und zweckmäßig.“ — Den Stoff entnahm der Dichter wahrscheinlich aus Bertot, „Geschichte der Maltheser“, zu dessen deutscher Bearbeitung durch Nießhammer er 1792 eine Vorrede geschrieben hatte (vgl. zu Gedicht 50), und die er zu seinen „Malthesern“ benutzt hatte. Hier fand er die Geschichte in allen wesentlichen Zügen überliefert. Sie spielt unter der Regierung des Großmeisters Helion de Villeneuve (1332—46), und der junge Held heißt Dieu=Donné de

Gozon aus Languedoc. Der Aufenthalt des Untiers wird bezeichnet als eine „zwei Meilen von Rhodus gelegene unterirdische Höhle am Rande eines Sumpfes, der seinen Anfang am Fuße des sogenannten St. Stephansgebirges nahm“. — Neuerdings hat Ulbrich im „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. 10, S. 228 auf das Buch von Erasmus Francisci: „Neupolierter Geschicht-, Kunst- und Sitten Spiegel etc.“ (Nürnberg 1670) hingewiesen, dessen erste Erzählung unter der Überschrift: „Der kühne Ritter“ ebenfalls eine Darstellung der Sage gibt. Daß Schiller dies Buch gekannt habe, ist nach Goethes Brief vom 13. Jan. 1798, worin er den Francisci erwähnt, nicht unwahrscheinlich; auch zeigen einzelne Züge Übereinstimmung mit Schiller, so die genaue Beschreibung des nachgeahmten Drachenbildes, die Erwähnung des Namens „mal passo“ („Unglücksstraße“, 190), auch einzelne Ausdrücke, wie der „gift'ge Hauch“ (215), „Krokodil“ (10), der „eb'ne Plan“ (205). Da jedoch Schillers Kenntnis des Buches von Vertot unbedingt sicher ist, so ist dieses als seine Hauptquelle zu betrachten; wesentliche Verschiedenheiten der beiden Darstellungen liegen übrigens nicht vor. — Die beiden wichtigsten Umgestaltungen Schillers sind erstens die Mittheilung des Kampfes durch die Erzählung des Ritters, was für die dramatische Einheit des Ganzen unentbehrlich war, und zweitens der Schluß, in welchem erst bei Schiller die Selbstbezwingung des Jünglings zum Hebel der Lösung wurde.

175. **Die Bürgschaft** (S. 231). Kalender 27. August 1798: „Bürgschaft angefangen“, 30. August: „Bürgschaft fertig“. — Den Stoff entnahm Schiller, wie er am 4. September an Goethe erwähnt, aus der Fabelsammlung des Hyginus, die ihm Goethe am 16. Dezember 1797 geschickt hatte, weil er eine solche Sammlung poetischer Stoffe gern zur Hand haben wollte. — Von den Motiven, die den Helden zurückhalten, hat Hyginus nur den angeschwollenen Strom, das übrige ist Schillers Erfindung. Er schreibt: „Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoff lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines beifällt; es ist dies einer von den Fällen, wo man mit großer Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Prinzipien erfinden kann.“ Goethe erwidert: „In der ‚Bürgschaft‘ möchte es phhytologisch nicht ganz zu passieren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag.“ Das Bedenken ist indes nicht begründet. Es ist bekannt, daß Leute, die nach einem Schiffbruch im Sturm und Regen auf dem Meere umhergetrieben werden, unter dem quälendsten Durst leiden. Auch Tanta-

lus, dem das Wasser bis ans Kinn schlägt, durstet. Wenn Goethe fortfährt: „Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemütsstimmung der Durst hier nicht ganz recht“, so werden diesem Geschmacksurteil gewiß manche Leser der Ballade zustimmen, andere aber sicherlich nicht. Goethe selbst schließt: „Ein ander schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein. Die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengevalt, sind recht gut erfunden.“ — Als Schiller die Prachtausgabe seiner Gedichte vorbereitete, änderte er den Titel des Gedichtes in „Damon und Pythias“, und Vers 2 „Damon“ statt „Möros“, weil er inzwischen diese von andern Schriftstellern überlieferten Namen statt der bei Hygin gefundenen (Möros und Selinuntius) kennen gelernt hatte, ohne zu wissen, daß „Pythias“ (eigentlich nur ein Frauenname) nichts als eine falsche Lesart für „Phintias“ ist. Mit Unrecht sind diese Änderungen in viele Ausgaben übergegangen, denn da die Prachtausgabe wegen Schillers Tod nicht druckfertig wurde, so ist nicht einmal seine letzte Entscheidung sicher. Vgl. Goedeke, Bd. 11, S. XIII.

176. **Das Eleusische Fest** (S. 235). Zu 35 vgl. die Worte der Genes: „Zum Bilde Gottes schuf er ihn“, und Ovid, „Metamorphosen“ I, 83: „Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum“. — 176 wörtlich gleich Gedicht 194, 26. — 201 f. Vgl. Aristoteles' „Politik“ I, 2: „Was zur Gemeinschaft mit andern entweder unfähig ist oder ihrer, weil es in sich selbst sein volles Genüge findet, gar nicht bedarf, ist entweder ein Tier oder ein Gott.“

180. **Das Lied von der Glocke** (S. 245). Karoline von Wolzogen berichtet in ihrer Biographie Schillers: „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns oft davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwartete. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen.“ Ob er damals schon irgend etwas dem jetzigen Gedicht Ähnliches im Sinne hatte, ist freilich mehr als zweifelhaft. Die erste bestimmte Angabe ist erst in einem Briefe an Goethe vom 7. Juli 1797: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerberied gegangen und studiere seit gestern in Krünikens Enchiklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist.“ Goethe muß von dem Plane damals schon wohl unterrichtet gewesen sein, denn er er-

widert Anfang September: „Wenn Sie nur noch für diesen Almanach mit der ‚Glocke‘ zu hause kommen! Denn dieses Gedicht wird eins der vornehmsten und eine besondere Zierde desselben sein.“ Aber andere Arbeiten, namentlich die Balladen, kamen ihm dazwischen, und am 30. August heißt es, er werde Mühe haben, „Stimmung und Zeit für die ‚Glocke‘ zu finden, die noch lange nicht gegossen sei“. Am 22. September schreibt er, er habe die „Glocke“ jetzt liegen lassen müssen, und fügt hinzu: „Ich gestehe, daß mir dieses, da es einmal so fein mußte, nicht so ganz unlieb ist. Denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, weil es eigentlich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden, zu welcher Klasse auch die ‚Glocke‘ gehört.“ Goethe erwidert (14. Oktober): „Die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist.“ Aber auch das nächste Jahr, das vor allem dem „Wallenstein“ gewidmet war, brachte die Vollendung noch nicht. Erst im September 1799, da ihn der Almanach für 1800 drängte, ging er ernstlich an die Arbeit, und ein Aufenthalt in Rudolstadt, wohin er am 4. ging, trug wohl zur Belebung der Stimmung noch bei. In der zweiten Hälfte des Monats vollendete er es und schickte es am 29. zum Druck. — Seine Hauptquelle für alles Technische in dem Gedicht war die obengenannte „Öconomische Encyclopädie“ von J. G. Krünig, Band 19 (1780), Artikel „Glocke“. — Dasselbst fand er auch S. 99 die Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.“ — Von Urteilen der Freunde ist hervorzuheben das Körners, der die „Glocke“ zu den vorzüglichsten Gedichten Schillers rechnete, und das Humboldts im Vorwort zum Briefwechsel, der das Gedicht „die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies“ nennt.

Zu B. 58 vgl. Maxens Schilderung, „Piccol.“ I, 4: „Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum, und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen, die er einst an der Amme Brust verließ.“ — 197. Vgl. „Hermann und Dorothea“ 2: „Der Brand lief eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.“ — 378. Vielleicht hat Schiller hier an die Sage gedacht, die Pfeffer in seinem Gedicht „Die Fadel“ mit ähnlicher Aumendung wie hier behandelt hat: Während der großen Finsternis in Ägypten habe Pharao eine Fadel auf einem Obelisken aufstecken lassen, die den Einwohnern leuchtete, bis ein Toller sie entwendete und die Stadt damit in Brand steckte.

182. **Die Worte des Wahns** (S. 258), 11 f. Vgl. Rückerts Gedicht „Antäus“, worin er den Niesen ganz ähnlich als Sinnbild des irdischen Schmerzes faßt: wir sollen ihn in die Lüfte heben und „dort mit emporgewandten Blicken im Himmelsäther ihn ersticken“. — 27. Vgl. 1. Korinther 2, 9: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“

183. **An Goethe** (S. 259). Schiller an Goethe am 6. Januar 1800: „Ich habe heut angefangen, an den Prolog quaestionis zu denken, und vielleicht schenkt mir der Himmel eine gute Stimmung, das Gedicht heute, wo nicht zu beendigen, doch fürs erste die Anlage dazu zu machen.“ Am 8. Januar: „Heute denke ich mich zu Hause zu halten und den Versuch zu machen, ob ich meine Stenzen fertig machen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte bei dem ‚Mahomet‘ erwarten können.“ Am 9. war das Gedicht fertig. Über den Eindruck, den es machte, wissen wir nichts, es ist nicht einmal sicher, ob es bei der Aufführung des ‚Mahomet‘, die am 30. Januar stattfand, wirklich vorgetragen worden ist. — 18. Vgl. Schiller über das Pathetische: „Die Königinnen, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit samt der Krone zu Bette legen.“ — Zu 41 vgl. die Abhandlung über den Chor (vor der „Braut von Messina“), wo es heißt, die ideale Welt der Kunst solle zwar der wirklichen Welt entsprechen und in sich ebenso übereinstimmend sein wie diese; aber das könne sie eben nur dadurch, daß sie nirgends die Natur selbst zur Darstellung bringe. — 53. Vgl. Prolog zum „Wallenstein“: „Danket ihr's, daß sie die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört.“

188. **Der Antritt des neuen Jahrhunderts** (S. 264). Der Streit um den Termin des Jahrhundertwechsels (ob 1. Januar 1800 oder 1801) wurde lebhaft geführt. Anfänglich hielt Schiller den ersteren Tag für den richtigen; er schreibt z. B. am 27. August 1799, es sei ihm für den *Musen Almanach* der Gedanke an eine neue Art Kenien, für Freunde und würdige Zeitgenossen, gekommen, „wozu der Jahrhundertswchsel einen schädlichen Anlaß“ geben könne. Er begrüßt am 1. Januar 1800 den Freund „zum neuen Jahr und neuen Säculum“, und Goethe schreibt: „Ich war herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr und, da wir einmal Neumundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu beschließen.“ Aber später müssen sie das Unhaltbare dieser Annahme eingesehen haben, und eine ganze Anzahl von Briefstellen zeigt ihre

veränderte Ansicht. So wünscht z. B. Schiller am 24. Dezember 1800 dem Freunde Glück, daß er sein Geschäft (die Übersetzung des „Tancred“) „noch im alten Jahrhundert abthun konnte“. Die beabsichtigte Säcularfeier war zum 1. Januar 1801 geplant.

189. **Sohnsucht** (S. 265). Das Thal, „das der kalte Nebel drückt“, ist daselbe, was in Ged. 61 „das enge dumpfe Leben“ heißt; die „schönen Hügel“ sind dort „des Ideales Reich“, „der Schönheit Hügel“, „die Freiheit der Gedanken“, „die heitern Regionen“ u. Der Aufforderung: „Frisch hinein und ohne Wanken!“ entspricht dort: „Werft die Angst des Irdischen von euch!“ Zu dem ganzen Gedanken vgl. auch die Worte des Glaubens und des Wahns (Ged. 161 und 182) sowie den Schluß von Ged. 188.

191. **Hero und Leander** (S. 267). Schillers Kalender vom 17. Juni 1801: „Hero und Leander“ fertig gemacht“. — Goethe, dem er davon geschrieben hatte, antwortete aus Pyrmont: „Auf Hero und Leander“ bin ich recht neugierig, ich wünschte, Sie hätten mir es mitgeschickt.“ Er hatte nämlich vor Jahren selbst an die Behandlung dieses Stoffes gedacht; Schiller erwähnt am 23. Mai 1796 an Körner, Goethe habe „Hero und Leander“ noch nicht angefangen“. Bekannt war der Stoff beiden Dichtern aus dem späten griechischen Dichter Musäos (etwa im 5. Jahrh. n. Chr.), von dessen Gedicht „Hero und Leander“ 1795 und 1799 deutsche Übersetzungen erschienen waren. Unter Ovids „Heroiden“ findet sich ein Brief Heros an Leander und Leanders an Hero, die Schiller sicherlich auch kannte. — Der Stoff ist von Grillparzer in seinem Schauspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ dramatisch behandelt worden. — 37. Vgl. Ged. 61, 17. — 66. Derselbe Vers Ged. 189, 6. — 144. Die „öden Reiche“ nach Voß, der in den späteren Ausgaben der Homerübersetzung dafür viel schlechter „im verödeten Reiche der Wasser“ schrieb. — 148. Zl. 7, 62: „Sowie unter dem Wind hirschauert ins Meer ein Gefräusel, . . . und dunklere Flut sich erhebet.“ — Zum Schluß vgl. die Bemerkung zum Schluß des „Spaziergangs“ (Ged. 70).

192. **Parabeln und Rätsel** (S. 275). Diese Gedichte waren für die Aufführungen der von Schiller übersetzten „Turandot“ des italienischen Dichters Gozzi (1722—1806) bestimmt. Das Stück ist zu Schillers Lebzeiten fünfmal in Weimar gegeben worden (30. Januar, 2. Februar, 24. April 1802, 9. März 1803, 11. Januar 1804). Er legte jedesmal neue Rätsel ein; das gibt zusammen 15, nämlich außer den 13, die er selbst in der obigen Reihenfolge in seine Gedichte aufnahm, ein Rätsel von Gozzi (Das Jahr), das er, nur wenig verändert und erweitert, aus

Berthes' Übersetzung aufnahm, und eins, das ihm Goethe dichtete (Der Schalltag).

Die Auflösungen, soweit sie vorhanden, sind im Text mit abgedruckt; sechs von ihnen sind 1825 beim Brande des Weimarer Theaters zu Grunde gegangen, so daß die Bedeutung der Rätsel nicht urkundlich feststeht. — Zur ersten Aufführung waren außer dem Gozzischen gedichtet 6 und 10, zur zweiten 1, 8 und das Goethesche, zur dritten und vierten 2, 3, 4, 5, 11, 13 (wie diese auf die zwei Aufführungen zu verteilen sind, ist ungewiß, es sind eben die sechs, deren Auflösung und damit ihre Datierung verloren ist), zur fünften 7, 9, 12.

Schiller an Goethe 17. Januar 1802: „Von den Rätseln sende ich das eine, welches ich gestern niedergeschrieben. An die zwei andern will ich heute morgen denken; man kann dergleichen nur ruckweise expedieren.“ 1. Februar: „Ich sende Ihnen zwei Rätsel, und wenn Sie glauben, daß sie zu brauchen sind, so wollen wir die drei neuen gegen die alten austauschen. Vielleicht fällt mir auch noch ein besseres ein. Das Ihrige habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben, es erraten zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten. Ich werde, wenn Sie beikommende Rätsel genehmigen, das Ihrige erbrechen und alsdann die nötigen Worte für Kalaf aufsetzen.“ Goethe antwortete: „Ihre beiden neuen Rätsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweite habe ich aufs erste Lesen, das erste aufs zweite Lesen erraten. Meo voto würden Sie den Regenbogen an die erste Stelle setzen, welcher leicht zu erraten, aber erfreulich ist; dann käme meins, welches kahl, aber nicht zu erraten ist; dann der Blitz, welches nicht gleich erraten wird und in jedem Fall einen sehr schönen und hohen Eindruck zurückläßt.“ — Schiller am 10. Januar 1804: „Wie ich nachts nach Hause kam, fiel mir plötzlich ein, daß ich Herrn Genast neue Rätsel zur morgenden, Turandot' versprochen, und um doch einigermaßen Wort zu halten, setzte ich mich noch vor Schlafengehen hin, ein paar Ideen dazu in Verse zu bringen.“ — 5. Sommer und Winter. Die gewöhnliche Deutung „Tag und Nacht“ paßt weniger gut, namentlich wegen der beiden letzten Zeilen: man kann nicht so bestimmt von besonderen Gaben des Tages und der Nacht sprechen wie von denen der beiden Jahreszeiten.

193. **Dem Erbprinzen von Weimar** (S. 282). Vgl. Schillers Brief an Körner vom 18. Februar 1802. Goethe dichtete zu derselben Gelegenheit sein Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“.

194. **Die Kunst des Augenblicks** (S. 283). V. 17. Vgl. zu Ged. 157, 15. — 25. Derselbe Gegensatz zwischen dem allmählichen mühsamen Schaffen und dem begeisterten Genießen eines Kunstwerkes wird in Ged. 61 in der 8. u. 9. Strophe dargestellt. Ähnlich auch Ged. 173, 59.

196. **Die vier Weltalter** (S. 286). Körner an Schiller 10. Februar 1802: „In dem Sängere ist eine Stelle, die von den Feinden des Christentums gemißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr begreiflich, und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Äußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, was von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. Das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, und noch in seiner jetzigen Gestalt kann und soll es veredelt werden. Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weitverbreiteten Einfluß; daher ist es nicht gleichgültig, wie Du Dich über das Christentum äußerst. Also nimm diese Predigt als Zugabe zum Gesange an.“ Schiller erwidert 18. Februar 1802: „Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinem Gedicht anmerkst, ist gegründet; auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich Dir schrieb, daß dem Gedicht noch die letzte Hand fehle.“ Danach muß Strophe 9 und 10 ursprünglich wesentlich anders gelautet haben. — Zum Gedanken der 4. Strophe vgl. Goethe, Vorspiel zum „Faust“: „Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Accorden schlägt?“

197. **Rassandra** (S. 289). Stimmung und Situation unseres Gedichts erinnert an Johanna's Monolog in der „Jungfrau von Orléans“ IV, 1: Schilderung des allgemeinen festlichen Jubels, Friede und Freude nach Krieg und Schlacht, und hier wie dort „nur eine traurige Brust“, die an all dem Glück nicht teilnehmen kann. Auch die Sehnsucht nach dem „fröhlich dunkeln Sinn“ der Kindheit ist übereinstimmend; vgl. Rassandra's Bitte (61): „Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit“ und „Nimm dein falsch Geschenk zurück“, mit Johanna's: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Kronen, nimm sie hin.“ — Zum „Fliehen der Götter“ am Schluß vgl. JI. XXII, 213, wo es vom Hector heißt, als sein schicksalgewollter Tod nicht mehr abzuwehren ist: „Es verließ ihn Phöbus Apollon.“

199. **Der Jüngling am Bache** (S. 294). Das Gedicht ist für das 1803 übersehte Picardsche Lustspiel „Der Parasit“ verfaßt, wo es der junge Karl Firmin für seine vornehme Geliebte, die Tochter des Mi-

nisters, gedichtet hat, die es IV, 4 singt. Es gehört also wie Ged. 156—159 und wie die Lieder aus dem „Wallenstein“ und „Tell“ zur Klasse der Situationslyrik.

200. **Der Pilgrim** (S. 295). Wie lange die Anschauung dieses Gedichts in Schiller gelebt hat, zeigt der Brief an Huber vom 5. Oktober 1785 (Jonas, Bd. 1, S. 271), worin er zum Ausdruck seiner Stimmung Goethes Werther citiert: „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labfal.“ (Werthers Brief vom 21. Juni, etwas ungenau im Wortlaut.) — Bei dem „Strom“, der den Wanderer von selbst dem Ziele näher zu bringen scheint, darf man etwa an die Wissenschaft (Philosophie) denken, die die Lösung sittlicher und spekulativer Probleme verspricht; dann liegt es nahe, bei dem „Meere“ und seiner „weiten Leere“ an Kants Wort zu erinnern („der einzig mögliche Beweisgrund“ u., Vorrede): „Man muß sich auf den bodenlosen Abgrund der Metaphysik wagen, ein finsterner Ozean ohne Ufer und ohne Leuchttürme.“

201. **Punschlied** (S. 296). Auch dies und das folgende Gedicht verdanken wie 193, 194, 195, 196 und 204 dem Mittwochskränzchen Goethes ihren Ursprung. — Mit dem Schlußgedanken vgl. Wallensteins Reiterlied (Ged. 177, 39): „Die Jugend brauset, das Leben schäumt, frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!“

203. **Der Graf von Habsburg** (S. 299). Im Kalender, 25. April 1803: „Rudolph von Habsburg fertig“. — Als Quelle gibt Schiller selbst Tschudi (1505—1572) an: „Chronicon Helveticum“, gedruckt 1734 zu Basel, wo die Geschichte unter dem Jahr 1266 erzählt wird. — Zu Vers 3: „König Rudolfs heilige Macht“ nach bekanntem homerischen Sprachgebrauch („Alkinoos' heilige Macht“ u. dgl.). — 45. Vgl. Ev. Joh. 3, 8: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret.“ — 53. Daß er zu Pferd auf die Gamsenjagd geht, ist auffallend. Bei Tschudi steht bloß: „aufs Weidwerk zum Weizen und Jagen“. — 116. Die Schlußzene erinnert an das 8. Buch der „Odyssee“, wo Odysseus unerkannt von dem Sänger Demodokos seine eigenen Thaten preisen hört: „Er faßte den großen purpurnen Mantel, zog ihn über das Haupt und verhüllte sein herrliches Antlitz, . . . er verbarg die stürzende Thräne.“ — Vgl. auch Gustav Frehtags „Ingo“.

204. **Das Siegesfest** (S. 303). An Goethe 24. Mai 1803: „Das Siegesfest“ ist die Ausführung einer Idee, die unser Kränzchen mir vor

anderthalb Jahren gegeben hat, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimaurerlieder verfallen. Ich wollte also gleich in das volle Saatsfeld der „Ilias“ hineinfallen und mir da holen, was ich nur schleppen konnte.“

— 19. Ähnlich II. XVIII, 301 von den gefangenen Troerinnern, sie hätten geweint, „um den Patroklos zum Schein, doch jed' um ihr eigenes Elend“. — 41. Vgl. „Odyssee“ XXIV, 315: „Die schwarze Wolke des Kummer's“. — 88. Auch „Odyssee“ XI, 556 heißt Ulyx „ein Turm in der Feldschlacht“. — 98. Vielleicht eine Erinnerung an Euripides' „Hekabe“ 527ff., wo Neoptolemos am Grabe des Vaters ebenfalls ein Trankeopfer darbringt, vor der Opferung der Polyxena. — 133. Mit demselben Beispiel der Niobe, die „sechs Töchter und sechs blühende Söhne“ verloren hatte und dennoch „müde der Thränen“ wieder zur Speise griff, tröstet im 24. Buche der „Ilias“ Achill den unglücklichen Priamos über den Tod seines Sohnes Hektor.

206. **Verglied** (S. 310). Goethe am 26. Januar 1804: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man noch sonst allerhand Deutungen zufügen kann.“ — 21. Der erste Druck (s. Lesarten) und ein vorhandenes Facsimile der Originalhandschrift haben: „Nach Abend und Mittag und Morgen“. Hiernach scheint „Nord“ nicht von Schiller herzurühren; es stimmt nicht zu den übrigen Bezeichnungen und stört die natürliche Reihenfolge der Himmelsgegenden. Sehr wahrscheinlich vermutet Frits Jonas („Vierteljahrsschrift für Litt.“ I, S. 496): „Nacht, Abend und Mittag und Morgen“.

208. **Der Alpenjäger** (S. 312). Nach dem Kalender schickte Schiller das Gedicht am 5. Juli 1804 an Becker, den Herausgeber des Taschenbuchs, wo es zuerst gedruckt wurde. — Der Stoff ist aus den Schriften von Karl Viktor von Bonstetten. Zürich 1793, S. 118, im 13. Briefe über ein schweizerisches Hirtenland.

209. **Einem Freunde ins Stammbuch** (S. 314). Diese Zeilen schrieb Schiller am 16. März 1805. Sie sind außer seinen Arbeiten am „Demetrius“ das letzte Dichterische, was wir von ihm haben. Es ist ein schöner Zufall, daß sein letztes poetisches Wort „Und so ist ewige Jugend dein Los“ für ihn und seine Werke das treffendste Motto bilden würden.



Lesarten.

Zu Grunde gelegt ist:

- G*² = Gedichte von Friederich Schiller. Zweite Auflage. Leipzig, bei Crustius. 1804 und 1805. Textfassung von *G*² soweit möglich hier befolgt; daselbst ausgelassene Gedichte eingefügt; unsere Reihenfolge abweichend; vgl. die Einleitung, oben S. 3 ff.

Verglichen wurden:

- A* = Anthologie auf das Jahr 1782.
*G*¹ = Gedichte von Friederich Schiller. Erster Teil. Leipzig 1800, bei Crustius. — Zweiter Teil. Leipzig 1803.¹
*G*³ = Gedichte von Friederich Schiller. Dritte Auflage. 1807 u. 1808.
Gh = Manuskript für die beabsichtigte Prachtausgabe der Gedichte von Rudolphs Hand (nach Goedeke).
H = Die Horen, eine Monatschrift, herausg. von Schiller, Tübingen. 1795 ff.
K = Schillers Werke, herausg. von Körner 1812—1815.
M = Schillers Werke (herausg. von Joachim Meyer). 1845. 1860.
Ma = Mufen-Almanach für das Jahr 1796 (1797 ff.). Herausgegeben von Schiller. (Erster Jahrgang Neustrelitz, die anderen Tübingen.)
T = Theater von Schiller. 1805—1807.
Ta = Taschenbuch für Damen 1801 ff.
Tb = Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausg. von Becker, 1803—1805.
Th = Thalia. Herausgegeben von Schiller. 1787 ff.
Tm = Der Teutsche Merkur. Weimar. 1788 f.
Xen = Xenien 1796. Herausg. von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar. 1893.

Einige andere Quellen, die nur bei einzelnen Gedichten vorkommen, sind dort besonders angegeben.

1. *Otters Abschied* (S. 9). Nach *G*¹, S. 301. Zuerst in *Die Räuber*. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781, S. 64 (*R*). Die Umarbeitung stammt aus dem Jahre 1793.

¹ *G* = Übereinstimmung von *G*¹ und *G*².

- 1-3 Willst dich, Sektor, ewig mir entreißen,
 Wo des Aciden mordend Essen
 Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt? *R*
 6 Wenn hinunter dich der Kanthus schlingt. *R*
 7-12 Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
 Laß mich fort zum wilden Kriegerstange,
 Meine Schultern tragen Ilium;
 Über Aithanax unsre Götter!
 Sektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
 Und wir sehn uns wieder in Elhium. *R*

14 Müßig] Einsam *R*

- 19-20 All mein Sehnen, all mein Denken
 Soll der schwarze Lethesfluß ertränken, *R*

22 tobt] raßt *R*

2. **Amalia** (S. 10). Nach *G* II, S. 78. Zuerst in *R*, S. 112. Umarbeitung 1793. Nach 4 Zusatz:

Dein Umarmen — wütendes Entzücken! —
 Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
 Mund und Ohr gefehelt — Nacht vor unsern Blicken —
 Und der Geist gewirbelt himmelwärts. *R*

9 schmolzen] raßten *R*

3. **Brutus und Cäsar** (S. 10). Nach *R*. Verglichen mit „Zumsteg, Gesänge aus den Räubern“ (*Z*); nach Goedeke. Fehlt *GK*. —
 30 und 33 in] durch *Z* | drang] fuhr *Z* | 35 bannte] aufhielt *Z* | 36 stoß vom Lande!] lande! *Z* | 43 fehlt *R T* (Bd. 2), *K* (Bd. 1); zuerst *R^a Z*.

4. **Eine Leichenphantasie** (S. 12). Nach *A*. Fehlt *G*, von *K* aufgenommen. — 31 roßigen *K* | 39 Himmel umflog er *K* | 40 wolfiger *K* | 51 im] des *K*.

5. **Elegie auf den Tod eines Jünglings** (S. 14). Nach *A*. Fehlt *G*, von *K* aufgenommen. Zuerst Einzeldruck (*E*): Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins. Von seinen Freunden. Stuttgart, den 16. Januar 1781. Ein Folio-Bogen. Motto¹:

Ihn aber hält am ernstest Orte
 Der nichts zurücke läßt
 Die Ewigkeit mit starken Armen fest. *E*

3 Münsters] Stiftes *E*

- 5-12 Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
 Einen Jüngling — in dem Mah der Jahre —
 Weggepflückt in früher Morgenblüth!
 Einen Sohn — das Bräutlein seiner Mutter,
 Unfern theuren, vielgeliebten Bruder —
 Auf! was Mensch heißt folge mit! *E*

¹ Aus Hallers „Unvollkommenem Gedicht über die Ewigkeit“ (V. 14 bis 16), wo aber die 2. Zeile lautet: „Der nichts zu uns zurücke läßt“.

Nach 24:

War Er nicht so muthig, kraftgerüstet,
 War er nicht wie Lebens Konterfey?
 Frisch wie Roß im Eisenklang sich brüstet,
 Wie der Vogel in den Lüften frey?
 Da Er noch in unsern Reih'n hüpfte,
 Da Er noch in unsern Armen sprang,
 Und sein Herz an uns're Herzen knüpfte, —
 O der schneidenden Erinnerung! —
 Da Er uns — (o abtödtende Gefühle
 Hier auf eben dieser Leichensflur)
 Nur zu sicher vor dem nahen Ziele
 Das Gelüb'd der ewigen Treue schwur —

O ein Mißklang auf der großen Laute!
 Weltregierer, ich begreif es nicht!
 Hier — auf den Er seinen Himmel baute —
 Hier im Sarg — barbarisches Gericht!
 So viel Sehnen die im Grab erschlaffen
 So viel Reime die der Tod verweht,
 Kräfte, für die Ewigkeit erschaffen,
 Gaben, für die Menschheit ausgelät, —
 O in dieses Meeres wildem Wetter,
 Wo Verzweiflung Steur und Ruder ist,
 Bitte nur, geschlagenster der Väter,
 Daß dir alles, alles, nur nicht Gott entwischt. *E*

⁴⁸ Ewig, ewig, ewig *E* | ⁵⁶ Fromme Mordsucht] Manche brüllend *E* |
⁵⁸ Und die Bastardtochter der] Und die Falsche die *E* | ⁷¹ teufelvollen]
 Bosheitsvollen *E* | Nach ⁷²:

O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
 Rufet doch ein frohes *Plaudite!* —
 Sterben ist der langen Thorheit Ende,
 In dem Grab verscharrt man manches Weh:
 Was sind denn die Bürger unterm Monde?
 Gaukler, theatralisch ausgestattet
 Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
 Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt:
 Wohl dem, der nach kurz gespielter Rolle
 Seine Larve tauschet mit Natur,
 Und der Sprung vom König bis zur Erdensohle
 Ist ein leichter Kleiderwechsel nur. *E*

⁸⁴ Raub] Staub *E* | ⁸⁹ 90 91 92 Daß] Ob *E* | ⁹² Daß es mehr denn]
 Ob es alles *E* | ¹⁰³ heilig nur zweimal *E*.

6. Phantasie an Laura (S. 18). Nach *G II*, S. 80. Zuerst *A*, S. 7.
⁴ gewaltig] monarchisch *A* | ¹² Leben] Geister *A* | ¹⁸ dauern *K*.

7. Laura am Klavier (S. 20). Nach *G II*, S. 85. Zuerst *A*, S. 19.

²¹⁻²² Funkend fuhren aus der Finsternuß,
 Strömt der goldne Saitenguß. *A*

23 glatten] bunten A | Nach 40:

Von dem Auge weg der Schleher!
 Starre Riegel von dem Ohr!
 Mädchen! Ha! schon athm' ich freier,
 Läutert mich ätherisch Feuer?
 Tragen Wirbel mich empor? — —
 Neuer Geister Sonnensize
 Winten durch zerrißner Himmel Rize —
 Überm Grabe Morgenroth!
 Weg, ihr Spötter mit Insektenwize!
 Weg! Es ist ein Gott — — — A.

8. Rousseau (S. 22). Nach G II, S. 234 (238). Zuerst A, S. 33.
 2 Schmachschrift] Schandschrift A | Nach 6:

Raum ein Grabmal ist ihm überblieben,
 Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
 Frommer Eifer umgestrudelt hat.
 Ha! Um den einst Ströme Blutz zerfließen,
 Wem's gebühr', ihn pralend Sohn zu grüßen,
 fand im Leben keine Vaterstadt.

Und wer sind sie, die den Weisen richten?
 Geisterschlafen, die zur Tiefe flüchten
 Vor dem Silberblik des Genies;
 Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
 Gegen Riesen Rousseau kind'sche Awerge,
 Denen nie Prometheus Feuer bließ.

Brüten vom Instinkte zum Gedanken,
 Angeflitelt an der Menschheit Schranken,
 Wo schon gröbre Lüfte wehn;
 In die Klust der Wesen eingeteilet,
 Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
 Und die Menschheit anhebt abzustehn.

Neu und einzig — eine Irresonne,
 Standest du am Ufer der Garonne
 Meteorisch für Franzosenhirn.
 Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
 Tollheit rast madvortisch in den Reichen:
 Wer ist Schuld? — Das arme Irregehirn.

Deine Parze — hat sie gar geträumet?
 Hat in Fieberhize sie gereimet,
 Die dich an der Seine Strand gesäugt?
 Ha! schon seh ich unsre Enkel staunen,
 Wann beim Klang belebender Posaunen
 Aus Franzosengräbern — Rousseau steigt! A

Nach 12:

Ha! mit Jubel, die sich feurig gießen,
 Seh, Religion, von mir gepriesen,
 Himmelstochter, seh gefüßt!

Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Odem flüstern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Bastistenpfeile
Deine Blüte — Krokodilgeheule
Deiner Stimme sanfte Melodien;
Menschen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Zmane
Zur Erinnerung dich verziehn.

Ja! im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelssohn gebare,
(Kroniker, vergeßt es nie)
Hier erfanden schlaunere Perille
Ein noch musikalischer Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Achsen schrie.

Mag es, Rousseau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten stehn,
Nacht und Dummheit böshaft sich versammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelsstürmend dir entgegengehn.

Mag die hundertrachigte Syäne
Eigennutz die gelben Zadenzähne
Hungerglühend in die Armuth haun,
Erzumpanzert gegen Waisenthträne,
Thurmmurrammelt gegen Sammertöne,
Goldne Schlösser auf Ruinen baun.

Geh, du Opfer dieses Trillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder, frank und frei.
Geh, erzähl dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösche und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht für diese Welt warst du — zu bieder
Warst du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rousseau, doch du warst ein Christ.
Mag der Bahnwitz diese Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
Denen du entlaufen bist. A

9. Die Entzündung an Laura (S. 22). Nach G II, S. 88. Zuerst A.
S. 38. Überschrift: Die seeligen Augenblicke an Laura. A | , trunfnes]
trunfen A | Nach 24:

Wenn dann, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn, in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt.

Vollustfunken aus den Augen regnen,
 Seelen wie entbunden sich begegnen,
 In des Athems Flammenwind, — — —

Qualentzücken — — Paradiesesschmerzen! — —
 Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
 Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut;
 Die Natur, der Endlichkeit vergessen,
 Wagts, mit höhern Wesen sich zu messen,
 Schwindelt ob der acherontischen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen,
 Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
 Nacht verschlingt den Quell des Lichts —
 Leises . . Murmeln . . . dumpfer . . hin . . verloren . .
 Stirbt . . allmählig . . in den trunkenen . . . Ohren . .
 Und die Welt ist . . . Nichts . . .

Ach vielleicht verpraßte tausend Monde,
 Laura, die Elisiumsfekunde,
 All begraben in dem schmalen Raum;
 Weggewirbelt von der Todeswonne,
 Landen wir an einer andern Sonne,
 Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos harrete,
 Hingebannt ob dieser Gruppe starrete
 Wie ein Marmorbild die — Zeit!
 Aber ach! in's Meer des Todes jagen
 Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
 Schon die Strudel der Vergessenheit. A

10. Die Kindesmörderin (S. 23). Nach GII, S. 90. Zuerst A,
 S. 42. Überschrift: Die Kindesmörderin. A | ₁ hallen] weinen A |
₂₂ weißlichte A | ₃₈ Scherz? A Ebenso nach ₈₇ u. ₃₈ | ₄₄ schrecklich-
 mahnend A | ₅₂ schmelzen] milden A | ₅₈ sein] ein K | ₆₁ sprach] sprang
 A | ₆₂ des geliebten Schelmen Kontersey; A | ₆₄ Verzweiflungswahn]
 Verrätherey. A | ₇₁ unsres Glückes] unsrer Wollust A

₇₇₋₈₀ Ach, in jedem Laut von dir erwachet
 Todter Wonne Qualerinnerung,
 Jeder deiner holden Blicke facht
 Die unsterbliche Verzweiflung. A

₉₇₋₁₀₀ Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
 Das noch kurz im Mutterherzen sprang,
 Hingemezelt mit Erinnerungsmuthe,
 Wie ein Weibchen unter Sensesklang; — — A

₁₀₁ Schrecklich A | ebenso: ₁₀₂ Schrecklicher | ₁₁₁ hochan flodern! A.

11. Die Schlacht (S. 27). Nach GII, S. 142. Zuerst A, S. 49.
 Überschrift: In einer Bataille von einem Offizier. A | ₃₁ sich fehlt
 K | ₃₂ wolkigen K | ₃₉ Kumpf K

₆₄ f. Schlummre sanft, wo die Kanone sich
 Heischer speit, stürz ich Verlaßner hinein. A

12. **Der Triumph der Liebe** (S. 29). Nach GII, S. 97. Zuerst A, S. 58. ²⁶ Aus dem Schoos Ozeanus. A | ²⁷ Ungegrüßet] Ungetüßet A | ²⁸ In die Arme Hesperus. A | Nach ⁴²:

Schon schmilzt der wüthende Orkan,
(Einst züchtigt' er den Ozean
Mit raselndem Gegeißel)
In lispelndes Gefäusel. A

⁴⁴ Mitternacht] Winternacht A | Nach ⁵⁸:

Glückseeliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felsen schon!
Und äugeln schon gelinder!
Glückseeliger Deukalion, A

⁶⁵ ⁶⁶ Prächtig spricht Chronions Donnerhorn, A | Nach ⁶⁸: Sären-
wirbeln giebt sein Althem Sporn, A

⁸³⁻⁸⁸ Ritternd vor der Götterfürstin
Krümmen sich die Götter, dürsten
Nach der Gnade goldnem Thau.
Sonnenglanz ist ihre Schminke,
Myriaden jagen ihrem Wink,
Stolz vor ihrem Wagen prahlt der Pfau. A

⁹²⁻⁹⁵ Seht ihr Chronos Tochter weinen?

Geister kann ihr Wink verneinen,
Herzen weist sie nicht zu fahn. A

¹⁰⁵ blidt] schmolzt (d. i. lächelt) A | ¹⁰⁹ Güter] Veller A | ¹¹² Milbete
A G¹ K | ¹¹⁷ Tithon] Tithos M, unberechtigte Korrektur |

¹⁸⁶⁻¹⁸⁷ Wehte nicht ihr Flügel

In des Frühling's Balsamhauch
Liebe nicht im Rosenstrauch
Nicht im Ruß der Weste,
Stern und Sonn und Mondenlicht,
Frühling, Rosen, Weste nicht
Lüden mich zum Feste. A

Nach ¹⁴⁴: Urmachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonnespiel
Wenn sie Laura! hallen. A

¹⁵² ist] jezt K.

13. **Das Glück und die Weisheit** (S. 34). Nach GII, S. 157. Zuerst A, S. 76. ² Fortun' A G] das Glück K, willkürliche Änderung.

⁵⁻⁷ Mein Füllhorn goß² ich dem Verschwender
In seinen Schoos, so mütterlich!

Und sieh! Er fodert drum nicht minder, A

¹⁰ Du marterst dich] Du leuchst so schwer A | ¹² Auf folge mir! — Du hast ge: ug. A | ¹³ Die Weisheit läßt die Schaufel sinken A | ¹⁵ ermorden | erhenken, A | ¹⁶ dich brauch ich K, willkürlich.

14. **An einen Moralisten** (S. 35). Nach GII, S. 177. Zuerst A, S. 78. Nach der Überschrift: Fragment. A | , Betagter Renegat der lächelnden Dione! A | ² Und] Du A | ³ Blitst von des Alters Wint-
terwolkenthronen A | Nach ⁴ Zusatz:

Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?
 Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
 Die Armuth ist, nach dem Wisp, der Schätze
 Verdächtige Verächterin. A

^a Held] Fürst A | teutschen A | ⁸ sogst] zogst? A | ¹⁰ der Erde schwerer
 Ball] so Erd als Sonnenball A | ¹¹ Liebesnäul] Wirbelschwung A |
 Nach ¹²:

Und wenn nach manchen fehlgesprengten Minen
 Ihr eignes Blut, von wilder Lust geglüht,
 Die stolze Jugend deiner Schönen
 Zuletzt an deine Brust verrieth?

Wie? oder wenn romantisch im Gehölze
 Ein leiser Laut zu deinen Ohren drang,
 Und in der Wellen silbernem Gewälze
 Ein Mädchen Sammetglieder schwang?

Wie schlug dein Herz! wie stürmete! wie kochte
 Aufreißerisch das scharfgejagte Blut!
 Zukt jede Senn — und jeder Muskel pochte
 Wollüstig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der sie belauschte,
 Purpurisch angehaucht von jüngerlicher Schaam,
 Ins blaue Bett die Schöne niederrauschte,
 Und hintennach mein strenger Genö — schwamm.

Ja hintennach — und seh's auch nur zu baden!
 Mit Roß und Kamisol und Strumpf —

— — — — —

Leis flöteten die lüsternen Rajaden
 Der Grazien Triumph! A

²⁰ Was ewig nie dem Erdensohn gelingt. A | ²¹ irdische] thierische A |
²² Sklavenmauren A.

15. An den Frühling (S. 36). Nach G II, 140. Zuerst A, S. 123.
¹⁴ Erbat ich mir] Erbettelst' ich A | ¹⁵ bitte] bettelle A.

16. Die Größe der Welt (S. 37). Nach G II, S. 168. Zuerst A,
 S. 128. ¹⁸ Sonnenwanderer GK | ²⁵⁻³⁰ Die Anführungszeichen in der
 letzten Strophe stehen in allen Ausgaben unrichtig am Schluß des
 Ganzen, sie gehören vielmehr ans Ende des 2. Verses.

17. Die Blumen (S. 38). Nach G I, S. 47. Zuerst A, S. 132.

1-30

Meine Blumen.

Schöne Frühlingskinder, lächelt,
 Tauchzet, Weilchen auf der Au!
 Süßer Balsamathem fächelt
 Aus des Kelches Himmelblau.
 Schön das Kleid mit Licht gestickt,
 Schön hat Flora euch geschmückt

Mit des Busens Perlenthau!
 Solche Frühlingkinder, weinet!
 Seelen hat sie euch verneinet,
 Trauert, Blümchen auf der Au!
 Nachtigall und Lerche flöten
 Minnelieder über euch,
 Und in euren Balsambeeten
 Gattet sich das Fliegenreich.
 Schuf nicht für die süßen Triebe
 Euren Kelch zum Thron der Liebe
 So wollüstig die Natur?
 Sanfte Frühlingkinder, weinet,
 Liebe hat sie euch verneinet,
 Trauert, Blümchen auf der Flur!
 Aber wenn, vom Dom unzingelt,
 Meine Laura euch zerknütt,
 Und, in einen Kranz geringelt,
 Thränend ihrem Dichter schikt —
 Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
 Flügelboten süßer Schmerzen!
 Goß euch dieß Berühren ein.
 Von Dionen angefächelt,
 Schöne Frühlingkinder, lächelt,
 Jauchzet, Blumen in dem Hahn! A

18. Das Geheimnis der Reminiscenz. An Laura (S. 39). Nach
 GII, S. 237 (241). Zuerst A, S. 137. ² Wer enträzelt dieses Wutver-
 langen? A

⁶⁻⁷ Fliehen nicht verrätherisch, — wie Sklaven,
 Weggeworfen saigen Muths die Waffen, — A

¹³⁻¹⁴ Oder küssen die getrennten Brüder,
 Loßgerast vom Kettenband der Glieder, A

Nach ¹⁵:

Laura? träum' ich? ras' ich? — die Gedanken
 Überwirbeln des Verstandes Schranken —
 Sieh! der Wahnsinn ist des Räzels kunder,
 Staune Weisheit auf des Wahnsinns Wunder
 Neidischbleich herunter. A

¹⁹ verrauschter] begrabner A (bei Goedeke übersehen)

²¹⁻²² Ja wir waren — Eins mit deinem Dichter
 Warst du Laura — warst ein Weltzernichter! — A

²⁶⁻³⁰ Aber ach! die sel'gen Augenblicke
 Weinen leiser in mein Ohr zurücke —
 Könnten Großs die Gottheit Sünder schelten,
 Laura — den Monarchen aller Welten
 Würd' ich Neides schelten.

Aus den Angeln drehen wir Planeten,
 Badeten in lichten Morgenröthen,

In den Loken spielten Edens Düste,
Und den Silbergürtel unsrer Hüfte
Wiegten Mahenlüfte. A

³⁷ Ewig strömend] Tausendröhrig A | ³⁸ Unserm Winke sprangen
Chaosriegel, A | Nach ³⁵:

Unsern Augen riß der Dinge Schleher,
Unsre Blüte, flammender und freher,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Lyonets¹ verblinden,
Sich noch Räder winden —

Tief, o Laura, unter jen er Wonne
Wälzte sich des Glückes Nietentonne,
Schweifend durch der Wollust weite Lande
Warfen wir der Sätt'gung Ankerbande
Ewig nie am Strande — A

³⁸ Drängen A | ⁴¹ Wutverlangen A

⁴⁵⁻⁴⁷ Darum fliehn, verrätherisch, wie Sklaven,
Weggeworfen saigen Muts die Waffen A

Nach ⁵⁵:

Töne! Flammen! zitterndes Entzücken!
Wesen lechat, an Wesen anzurufen —
Wie beim Anblick einer Freundsgaleere
Friedensflaggen im Ostindemeere
Wehen lassen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverwele,
Springt das Schiffsvolk freudig aufs Verdeck,
Hoch im Winde schwingen sie die Hüte,
Posidaons wogendes Gebiete
Dröhnt von ihrem Liede. —

War es nicht dies freudige Entsetzen,
Als mirs ward, an Lauren mich zu legen?
Ja! das Blut voll wüthendem Verlangen
Drängte sich muthwillig zu den Wangen,
Lauren zu empfangen — A

⁵⁷ Morgenröte A | ⁶⁰ Brennend A | Nach ⁶⁰:

Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlorne Sterne wieder scheinen,
Flimmen östern, flüchtig, gleich dem Blize,
Traurigmahnend an die Göttersitze,
Strahlen durch die Rize —

Oftmals lispeln der Empfindung Saiten
Leise Ahndung jener goldnen Zeiten —
Wenn sich schüchtern unsre Augen grüßen,
Seh ich träumend in den Paradiesen
Nektarströme fließen. —

¹ Pierre Lyonet (gest. 1789), französischer Naturforscher.

Ach zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
 Zu erobern die verlorenen Rechte —
 Nimme kühner bis zur Nektarquelle,
 Poche siegend an des Himmels Schwelle, —
 Taumle rüt zur Hölle!

Wenn dein Dichter sich an deine süßen
 Lippen klammert mit berauschten Küssen,
 Fremde Töne um die Ohren schwirren,
 Unsre Wesen aus den Fugen irren,
 Strudelnd sich verwirren,

Und, verkauft vom Meineid der Vasallen,
 Unsre Seelen ihrer Welt entfallen,
 Mit des Staubs Tyrannensteuer prahlen,
 Tod und Leben zu wollüstigen Qualen
 Gaukeln in den Schalen,

Und wir beide — näher schon den Göttern —
 Auf der Wonne gäbe Spitze klettern,
 Mit den Leibern sich die Geister zanken,
 Und der Endlichkeit despotische Schranken —
 Sterbend — überschwanken —

Waren, Laura, diese Lustsekunden
 Nicht ein Diebstahl jener Götterstunden?
 Nicht Entzücken, die uns einst durchfuhren?
 Zueinanderzueinder Naturen
 Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Strahl zurückgeglöstet?
 Hast du nicht den Göttertrank gekostet? —
 Ach! ich sah den Purpur deiner Wangen! —
 War es doch der Wesen, die sich schlangen,
 Eitles Unterfangen! — —

Laura — majestätisch anzuschauen
 Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
 „Seine Frucht vernein' ich eurem Gaume,
 Wißt! der Apfel an dem Wunderbaume
 Labt — mit Göttertraume.“

Laura — weine unser's Glückes Wunde! —
 Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
 Bald — als sie sich unschuldsvoll umrollten —
 Sieh! — wie Flammen ihr Gesicht vergoldten! —
 — Und die Teufel schmolten. A

19. Gruppe aus dem Tartarus (S. 41). Nach G II, S. 150. Zuerst A, S. 147.

20. Glysim (S. 42). Nach G II, S. 151. Zuerst A, S. 196. Überschrift, Zusatz: Eine Kantate. A. Dann über den 6 Strophen die Überschriften: [1] Chor. [2] Erste Stimme. [3] Zweite Stimme. [4]

Dritte Stimme. [5] Vierte Stimme. [6] Fünfte Stimme. *A* | ₃ jed= webeß *A* | ₂₂ Halmen *A*.

21. **Die Freundschaft** (S. 43). Nach *A*, S. 148. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen. — Vers 13—42 auch in *Th* 1786, Heft 3, S. 123, Vers 43—60, ebenda, S. 130 | ₂₂ Laß das milde Chaos wiederkehren *Th* | ₂₃ schütteln | stören *Th* | ₃₁ bange *A* *Th* | ₃₅ Raphael, in Deinen Seelenblüten *Th* | ₄₅ tausendfache *A* *Th* | ₅₀ Mongolen | Barbaren *Th*.

22. **Melancholie an Laura** (S. 45). Nach *A*, S. 166. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen. | ₆ Dem | Wem *K* | Tropfen *K* | ₇ Der | Wer *K* | ₅₀ blumigen *K* | ₆₂ Regenbogenfarbiges *K*.

23. **Monument Moors des Räubers** (S. 49). Nach *A*, S. 177. Fehlt *G* *K*.

24. **Der Flüchtling** (S. 51). Nach *G* II, S. 147. Zuerst in *A*, S. 184. Überschrift: Morgenfantasie *A* | ₂ düstre Tannenzitzen *A* (bei Goedeke übersehen) | ₁₅ in perlendem *A* *G*¹ | ₃₄ Jünglingsgeberde *K*.

25. **An Minna** (S. 53). Nach *G*² II, S. 154. Zuerst *A*, S. 190 | ₅ Thoren | Lassen *A* | ₇ Nimmer satt sich zu begaffen? — *A* | ₉ Sonnenhute *A* | ₂₄ Thörin | Sure *A* | Statt ₂₅₋₄₀ drei Strophen:

1. Strophe: Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtgen! schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich.

Darauf ₂₉₋₃₂ unseres Textes. *A* *G*¹ *K*

2. Strophe: Besteht aus ₂₅₋₂₈ und ₃₃₋₃₆ unseres Textes *A* *G*¹ *K*

3. Strophe: Schönheit hat dein Herz verdorben
Dein Gesichtgen! — schäme dich.
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich —

Darauf ₃₇₋₄₀ unseres Textes *A* *G*¹ *K*

₂₆ stehn, | gehn, *A* *G*¹ *K* | ₃₀ Nordwind *A* *G*¹ *K*.

26. **Graf Eberhard der Greiner** (S. 54). Nach *G* II, S. 135. Zuerst in *A*, S. 251 | ₂₅ ihm | ihn Ed. Bülow in seiner Ausgabe der „Anthologie“ (Heidelberg 1850); unrichtig, vgl. Ged. 153, 36. | ₄₇ Sanft *K*.

27. **Der Kampf** (S. 56). Nach *G* I, S. 279. Zuerst *Th* 1786, zweites Heft, S. 59, Überschrift: Freigeisterei der Leidenschaft. Als Laura vermählt war im Jahr 1782. *Th* | ₄ fordre *K* | Nach ₈:

Sieh, Göttin, mich zu deines Thrones Stufen,
Wo ich noch jüngst, ein frecher Vetter, lag,
Mein übereilter Eid sei widerrufen,
Vernichtet sei der schreckliche Vertrag,

Den du im süßen Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangst,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
Betrügerisch aus meinem Busen rangst.

Wo sind die Feuer, die elektrisch mich durchwallten,
Und wo der starke, kühne Talisman?

In jenem Wahnwitz will ich meinen Schwur dir halten
Worin ich unbesonnen ihn gethan. *Th*

9 wir] du und ich Th | 18 Verbrecher Th | 22 Tyrannisches] Entsetz-
liches Th | Nach 24:

Des wollustreichen Giftes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag ich es stumm, an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhöhung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhöhung schwamm in deinem feuchten Blut.

Mir schauerte vor dem so nahen Glück,
Und ich errang es nicht!
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerlöschten trotz' ich einem Bund entgegen
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüssigen Geist entzathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemahlt?

So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entfagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin! *Th*

28. *Resignation* (S. 57). Nach *G I*, S. 293. Zuerst *Th*, 2. Heft, S. 64. Überschrift, Zusatz: Eine Phantasie. *Th* | ¹¹ Schauerbrücke
Th | ¹² Ehrwürdige Geistermutter — Ewigkeit. *Th* | ¹⁵ mein Lauf ist
aus. Ich weiß von keiner Seligkeit. *Th* | Nach ⁴⁰:

„Du siehst die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
die blühende Natur
bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen.
Wenn Erd und Himmel trümmern aus einander fliegen,
daran erkenne den erfüllten Schwur.“ *Th*

Nach ⁵⁰: „„Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
von mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer angestekt auf hohen Thürmen,
Die Phantasie des Träumers zu bestürmen,
wo des Gesetzes Fabel dunkel brennt.““ *Th*

⁵⁸ schlaue Hüllen *Th* | ⁷⁵ fordre *K*.

29. *An die Freude* (S. 61). Nach *G II*, S. 121. Zuerst *Th* 1786, 2. Heft, S. 1. Verglichen noch Pölitz' Abschrift früherer Fassung, bei Hoffmeister, Nachlese I, S. 319 (*Pölitz*) | ⁶ Was der Mode Schwerd getheilt; *Th* | ⁷ Bettler werden Fürstenbrüder, *Th* | ³⁴ Ahnest *K* | ⁴⁷ Laufet] wandelt *Gh*

⁴⁵⁻⁴⁸ Wer gebar das Weltenwunder?
Wo der Starke, der es hält?
Brüder, von dem Sternenzelt
Winkt ein großer Gott herunter. *Pölitz*

⁸⁹⁻⁹⁰ Menschlichkeit auf Königsthronen
Garten Richtern warmes Blut! *Pölitz*

Nach ⁹⁰: Rettung von Tyrannentetten,
Großmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder trinkt und stimmt ein,
Allen Sündern soll vergeben
und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
 süßen Schlaf im Leichentuch!
 Brüder — einen sanften Spruch
 Aus des Todtenrichters Munde. *Th*

30. *Bittschrift* (S. 64). Originalhandschrift, früher im Besitz von Friedrich Förster, verloren. Nach Facsimile davon bei Goedeke und sonst abgedruckt. Umschlag des zwei Oktavseiten füllenden Gedichtes hatte Aufschrift: Unterthänigstes *Pro Memoria* an die Konfistorialrath Körnerische weibliche Waischdeputation in Loschwitz eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter. Zuerst gedruckt (ohne Nennung eines Gewährsmanns) in der Rheinländischen Zeitung, Frankf. 1803, No. 89, dann in der Neuen Berlinischen Monatschrift 1804, August, S. 93. In Hoffmeisters Nachlese I, S. 321 u. a.

31. *An Körner* (S. 66). Nach Goedeke IV, S. 16.

32. *Die unüberwindliche Flotte* (S. 66). Nach *G II*, S. 128. Zuerst *Th* 1786, 2. Heft, S. 76 | ₁ kommt *K* | ₃₄ ohne *K* | ₃₆ guten, schönen Neuere Ausgaben. In der Anmerkung (S. 68): zweien letztern *Th G*¹

33. *Die Götter Griechenlands* (S. 68). Nach *G I*, S. 281. Zuerst *Tm*, März 1788, S. 250 | ₁ regiert *Tm* | ₃ Glücklichere Menschenalter führtet *Tm* | ₉ zauberische | mahlerische *Tm* | ₂₂ lebt' in | starb mit *Tm* | ₂₇ tönt' *Tm G K* | ₂₈ Philomelens *Tm* | aus | in *Tm* | ₃₂ Ach vergebens! ihrem schönen Freund. *Tm* | ₃₆ der Leto Sohn | Hyperion *Tm* | Statt ₄₁₋₄₈:

Belend an der Grazien Altären
 Kniete da die holbe Priesterin,
 Sandte stille Wünsche an Cytheren
 Und Gelübde an die Charitin.
 Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
 Lehrte sie den göttergleichen Rang,
 Und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
 Der den Donnerer selbst bezwang.

Himmlich und unsterblich war das Feuer,
 Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
 Niederströmte in Arions Leier,
 In den Stein des Phidias sich goß.
 Bessere Wesen, edlere Gestalten
 Ründigten die hohe Abkunft an.
 Götter, die vom Himmel niederwallten.
 Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Berther war von eines Gottes Güte,
 Theurer jede Gabe der Natur.
 Unter Iris schönem Bogen blühte
 Reizender die perlenvolle Flur.
 Prangender erschien die Morgenröthe
 In Himerens rosigtem Gewand,
 Schmelzender erklang die Flöte
 In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther malte sich die Jugend,
 Blühender in Ganymedas Bild,
 Heldenkühner, göttlicher die Tugend
 Mit Tritoniens Medusenschild.
 Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
 Heiliger der Herzen ew'ges Band,
 Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
 Weicher durch der Parzen Hand. *Tm*

⁴⁹⁻⁵⁶ nach Zusatz zu ⁶⁴ *Tm* | ⁶³ Und die Wangen des Bewirthers *Tm* |
 Nach ⁶⁴:

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
 Die der Geber freundlich mit t genoß,
 Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
 Das im Busen des Geschöpfes floß.
 Nennt der Meinige sich dem Verstande?
 Wirgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
 Mühsam späht' ich im Ideenlande,
 Fruchtlos in der Sinnenwelt. *Tm*

Nach ⁵⁸: Seiner Güter schenkte man das Beste,
 Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
 Und der Freudeaunmel seiner Gäste
 Lohnte dem erhabnen Wirth.
 Wohin tret ich? Diese traurige Stille,
 Ründigt sie mir meinen Schöpfer an?
 Finster wie er selbst ist seine Hülle,
 Mein Entfagen -- was ihn feiern kann. *Tm*

Statt ⁶⁸ Still und traurig sentt' ein Genius
 Seine Fadel. Schöne, lichte Bilder
 Scherzten auch um die Notwendigkeit,
 Und das ernste Schicksal blickte milder
 Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
 Richtete kein heiliger Barbar,
 Dessen Augen Thränen nie benezen,
 Barte Wesen, die ein Weib gebar. *Tm*

⁷⁷ Linus] Orpheus *Tm* | ⁸⁰ Pfeile] Waffen *Tm* | Nach ⁸⁰ Zusatz:

Aber ohne Wiederkehr verloren
 Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ.
 Jede Wonne hab ich abgeschworen,
 Alle Bande, die ich selig pries.
 Fremde, nie verstandene Entzünden
 Schauern mich aus jenen Welten an,
 Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
 Tausch' ich neue, die ich missen kann. *Tm*

⁸⁵ Wiederforderer *K* | ⁹² fabelhafte] goldne *Tm* | ⁹⁸ der Schatten nur]
 nur das Gerippe mir *Tm* | ⁹⁸ Nordens *K* | ⁹⁸ schauerlichem] winter-

lichem *Tm* | ¹⁰⁸ Herrlichkeit] Treßlichkeit *Tm* | ¹⁰⁷ Geistes] Armes *Tm* |
¹⁰⁸ Reicher nie durch meine Dankbarkeit, *Tm* | Statt ¹²¹⁻¹²⁸:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
 Keiner Göttin, keiner Irdschen Sohn,
 Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
 Auf Saturnus umgestürztem Thron.
 Selig, eh sich Weisen um ihn freuten,
 Selig im entvölkerten Gefild,
 Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
 Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt ich erreichen,
 Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
 Konnte einst der hohe Bildner gleichen:
 Was ist neben Dir der höchste Geist
 Derer, welche Sterbliche gebaren?
 Nur der Würmer Erster, Edelster.
 Da die Götter menschlicher noch waren,
 Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
 Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
 Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen,
 Dich zu wägen — oder nimm von mir,
 Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
 Die den Spiegel blendend vor mir hält;
 Ihre sanftre Schwester sende nieder,
 Spare jene für die andre Welt. *Tm*.

34. Einer jungen Freundin ins Stammbuch (S. 72). Nach *Ma*
 1796, S. 36. — Ursprünglich in das Stammbuch seiner späteren Frau,
 Charlotte von Lengefeld, geschrieben, unterm 3. April 1788. Als
 Facsimile (*F*) veröffentlicht in „Schiller und Lotte“, Stuttg. u. Augsb.
 1856. Überschrift: In das Stammbuch Charlottes von Lengefeld.
F | ₂ Freundin] Lotte *F* | Statt ₅₋₆:

So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
 Die jeder Deiner Blicke siegreich zählt,
 Die Deine sanfte Seele Dir erzwungen,
 Die Statuen, die — De in Gefühl befeelt,
 Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen *F*

⁹ Reize] Schätze *F* | ¹⁰ Für Tugenden uns Erdenbürgern an *F*
 Statt ¹²⁻¹³: Der Engeltüte mächt'gem Talisman,
 Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
 den will ich sehn — der Diesen trotz'n kann! *F*

¹⁵ fehlt *F* | Unterschrift: Weimar d. 3. April 1788. Friedrich Schiller. *F*.

35. Die berühmte Frau (S. 73). Nach *G* II, S. 159. Zuerst in.
 Pandora f. d. Jahr 1789, S. 1 (*P*). | ⁴⁹ fragt *K* | ¹⁰⁰ bunten] ehren-
 vollen *PG¹K* | ¹⁰¹ Wo Griechen untermischt mit Weisen *PG¹K* | ¹⁰⁴ An
 einem Tisch zusammen speisen; *PG¹K* | Nach ¹⁰⁶: Noch andre — sie
 mit Würde zu bestehn, um die Versuchung lüstern sehn — *PG¹K*.

36. **Die Künstler** (S. 78). Nach *G* II, S. 41. Zuerst in *Tm* 1789, März, S. 283. | ⁴³ älternde *Tm* | ⁵³ ahnend *K* | ⁷² Verlassenen *G*. Druckf. | ¹⁰⁶ Strahle nur *Tm* | ¹⁵⁴ wurden] werden *G*²*K* | ¹⁷⁰ Feier] Bitter *Tm* | ¹⁸⁹ nach] in *Tm* | ²⁶² Ringers] Fehlers *Tm*. Die Änderung ist hervorgerufen durch die Rezension Schlegels in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste“ (A. W. von Schlegels Werke, von Böcking, VII, S. 19) | ⁴²⁶ reine Töne. *G* Druckf. | ⁴⁴⁵ sie] die Gesunkene *Tm*.

37. **In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes** (S. 95). Zuerst Morgenblatt 1808. Nr. 86. 8. April, S. 340, Überschrift: Stammbuch = Impromptu von Schiller. Dann in *K* aufgenommen.

38. **Poesie des Lebens** (S. 95). Nach *G* I, S. 153. — Zuerst *Ma* 1799, S. 202.

39. **Die Nacht des Gesanges** (S. 96). Nach *G* II, S. 73. Zuerst *Ma* 1796, S. 1. | ¹¹ Wesen] Nach Humboldts Brief vom 18. August 1795 ursprünglich: Mören, wonach vielleicht V. 13 und 14 lauteten:

Wer kann das Lied des Sängers hören
Und seinem Zauber widerstehn?

40. **Das Kind in der Wiege** (S. 98). Nach *G* II, S. 208. Zuerst *Ma* 1796, S. 4.

41. **Odysseus** (S. 98). Nach *G* I, 33. Zuerst *Ma* 1796, S. 6.

42. **Das Unwandelbare** (S. 98). Nach *G* II, S. 208. Zuerst *Ma* 1796, S. 24.

43. **Beus zu Perfeus** (S. 98). Nach *Ma* 1796, S. 28. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen.

44. **Der Tanz** (S. 99). Nach *G* I, S. 12. Zuerst *Ma* 1796, S. 32. |

1-2 Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan. *Ma*
³ von ihren Leibern geschieden? *Ma* | ⁴ Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt? *Ma* | ⁵ durch die Luft schwimmt, *Ma* | ⁷ melodischen Wellen *Ma* |

⁹⁻¹⁰: Reinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile,
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl. *Ma*

¹⁰ mutiges] holdes *G*¹ | ¹¹ Vor ihm her entsteht seine Bahn, *Ma* |
¹² Wie] Leis wie *Ma* | ¹³ Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick.
Verwirrt durcheinander *Ma* | ¹⁶ stellt sich die Ordnung mir dar. *Ma* |
¹⁷ Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung, *Ma* |
¹⁹ erneut] bemegt *Ma* | ²⁰ Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn? *Ma* |

²¹⁻²²: Daß mit Herrscherkühnheit einher der Einzelne wandelt,
Keiner ihm slavisch weicht, keiner entgegen ihm stürmt? *Ma*
²⁶ verwilberte] gefesselte *Ma* | ²⁷ Und der Wohl laut der großen Natur umrauscht dich vergebens? *Ma* | ²⁸ Strom dieser harmonischen Welt? *Ma* |

³¹⁻³²: Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
Handelnd fliehst du das Maß, das du im Spiele doch ehrt? *Ma*

45. **Spruch des Konfucius** (S. 100). Nach *G* I, S. 66. Zuerst *Ma* 1796, S. 39.

46. **Würden** (S. 100). Nach *G I*, S. 194. Zuerst *Ma* 1796, S. 48. |
 3 Über die Welle flieht mit dem Strom *Ma*. Humboldt tadelt unterm
 31. August 1795 den Hiatus: Welle entführt und schlägt Well' ent-
 führt vor. Diese einfache Änderung muß dem Dichter zunächst
 nicht eingeleuchtet haben, er änderte vielmehr die Lesart, nahm
 aber dann in *G* den Humboldtschen Vorschlag doch auf. | 6 Nicht
 der Mensch *Ma*.

47. **Deutschland und seine Fürsten** (S. 101). Nach *Ma* 1796,
 S. 53. — Fehlt *GK*, erst in *M* aufgenommen.

48. **Pegasus im Joch** (S. 101). Nach *G I*, 187. Zuerst *Ma* 1796,
 S. 62. Überschrift: Pegasus in der Dienstbarkeit. *Ma* | 89 in majestät-
 schen Wogen *Ma* | 92 Verschwindet es am fernen Atherbogen *Ma*.

49. **Der spielende Knabe** (S. 104). Nach *G II*, 117. Zuerst *Ma*
 1796, S. 79.

50. **Die Johanniter** (S. 104). Nach *G I*, S. 197. Zuerst *Ma* 1796,
 S. 90. Überschrift: Die Ritter des Spitals zu Jerusalem. *Ma* | 5 Über
 schöner kleidet euch doch die *Ma* | 8 niedrige | ruhmlose *Ma*.

51. **Der Sämann** (S. 105). Nach *G I*, S. 186. Zuerst *Ma* 1796,
 S. 97 | 1 Sieh *Ma*.

52. **Die zwei Jugendwege** (S. 105). Nach *G I*, S. 206. Zuerst *Ma*
 1796, S. 110. | 1 Wege | Pfade *Ma* | 4 ihm | dem *Ma*.

53. **Die Ideale** (S. 105). Nach *G I*, S. 42. Zuerst *Ma* 1796,
 S. 135. Nach 17:

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
 Begann, da liegt sie schon erstarrt!
 Mich weckt aus meinen frohen Träumen
 Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
 Umlagert den gebundenen Geist,
 Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
 Der Dichtung schöner Flor zerreißt. *Ma*

15 Der feindlichen Vernunft *Ma* | 18 Den Stein Pygmalion *Ma*.

21-24 So schlangen meiner Liebe Knoten
 Sich um die Säule der Natur,
 Bis durch das starre Herz der Todten
 Der Strahl des Lebens zuckend fuhr. *Ma*

25-26 Bis warm von sympathetischem Triebe
 Sie freundlich mit dem Freund empfand, *Ma*

Nach 40: Wie aus des Berges stillen Quellen
 Ein Strom die Urne langsam füllt,
 Und jetzt mit königlichen Wellen
 Die hohen Ufer überschwillt,
 Es werfen¹ Steine, Felsenlasten
 Und Wälder sich in seine Bahn,
 Er aber stürzt mit stolzen Masten
 Sich rauschend in den Ozean. *Ma*

¹ Bei Goedeke XI, S. 25 durch ein Versehen: warfen.

⁴¹ Wie] ⁵⁰ Ma | ⁴² Ein reißend bergab rollend Rad, Ma | ⁴⁴ Pfad
Ma | ⁴⁶ Erhub Ma

⁶⁵⁻⁶⁸ Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug
Der Liebe süßen Traum entführte
Ach! allzusehnell der Hore Flug. Ma.

54. **Der Kaufmann** (S. 108). Nach G I, S. 185. Zuerst Ma 1796, S. 144.

⁵⁻⁶ Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er steuert nach Gütern,
Über, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach. Ma.

55. **An die Proselytenmacher** (S. 108). Nach G I, S. 198. Zuerst Ma 1796, S. 155. Dort ganz abweichende Gestalt:

Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur Etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen solltet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegst, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

56. **Der Abend** (S. 109). Nach G I, S. 41. Zuerst Ma 1796, S. 165.

⁸ Lethys M.

57. **Der Methaphysiker** (S. 110). Nach G I, S. 199. Zuerst Ma 1796, S. 171.

58. **Kolumbus** (S. 110). Nach G I, S. 32. Zuerst Ma 1796, S. 179.

59. **Würde der Frauen** (S. 110). Nach G I, S. 330. Zuerst Ma 1796, S. 186.

⁴⁻⁶ Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtsinne verschwenden,
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand. Ma

⁹ Und die irren Tritte wanken Ma | ³¹ Nähren] Pflegen Ma (bei Goedeke übersehen) | ³³ Wissens] Denkens Ma | Nach ³⁴:

Seines Willens Herrscher Siegel
Drückt der Mann auf die Natur,
In der Welt verfälschtem Spiegel
Sieht er Seinen Schatten nur,
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie.
Nur das Bild auf seinem Neze,
Nur das Nahe kennt er nie.

Über die Bilder, die ungewiß wanken,
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken,
In des Mannes verbüßtem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sie der Seele kristallene Scheibe,
Wirft sie der ruhigen Spiegel zurück. Ma

¹ Bei Goedeke XI, S. 25 durch ein Versehen: vom süßnen statt von süßnem

35-38 Immer widerstrebend, immer
 Schaffend, kennt des Mannes Herz
 Des Empfangens Wonne nimmer,
 Nicht den süßgetheilten Schmerz, *Ma*

40 Nicht der Thränen sanfte Lust, *Ma* | 42 Fester seine feste Brust. *Ma* |
 50 trozig] stürmisch *Ma* | Nach 62:

Seiner Menschlichkeit vergessen,
 Wagt des Mannes eitler Wahn
 Mit Dämonen sich zu messen,
 Denen nie Begierden naht.
 Stolz verschmäht er das Geleite
 Reife warnender Natur,
 Schwingt sich in des Himmels Weite,
 Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
 Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
 Das sie still, doch gewisser erringt,
 Strebt auf der Schönheit geflügeltem Wagen
 Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
 Die der Mann nur ertödtend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
 Hoch, als Königin, die Pflicht,
 Doch die Herrschende verschonet
 Grausam das Beherrschte nicht.
 Des Gedankens Sieg entehret
 Der Gefühle Widerstreit,
 Nur der ewige Kampf gewähret
 Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
 Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
 Der Nothwendigkeit heilige Macht
 Hütet der Richtigkeit köstliche Blüthe,
 Hütet im Busen des Weibes die Güte,
 Die der Wille nur treulos bewacht.

Aus der Unschuld Schooß gerissen
 Klümmt zum Ideal der Mann
 Durch ein ewig streitend Wissen,
 Wo sein Herz nicht ruhen kann,
 Schwankt mit ungewissem Schritte,
 Zwischen Glück und Recht getheilt,
 Und verliert die schöne Mitte,
 Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle
 Virgt sich der hohe geläuterte Wille
 In des Weibes verklärter Gestalt.
 Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
 Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
 Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt. *Ma*

60. **Abchied vom Leser** (S. 112). Nach *G I*, S. 334. Zuerst *Ma* 1796, S. 203. Überschrift: Stenzen an den Leser. *Ma* | Sängers Abschied *Gh*, danach *M*.

61. **Das Ideal und das Leben** (S. 113). Nach *G I*, S. 262. Zuerst *H* 1795, 9. Stück. S. 1. Dazu Abschrift von Charlotte Schillers Hand (*Ch*), nach Goedeke *XI*, S. 54. Überschrift: Das Reich der Schatten. *H* | Das Reich der Formen. *G*¹ | Das Ideal und das Leben. *G*² | Nach ¹⁰ Zusatz:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmud vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit,¹
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit. *H*. In *K* unterm Text.

⁸⁰ In der Schönheit Schattenreich! *H* | Nach ⁸⁰:

Und vor² jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brecht muthig alle Brücken ab.
Rittert nicht, die Heimath zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerz Erinnerung entweihe
Diese Freystatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden irdlicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

H. In *K* unterm Text.

⁸³ Schwebt *H* | ⁴⁰ erscheine *H* | Schwanket, fehre, feyert *Ch* | ⁴³ Wehe
H | ⁴⁵ Leben | Schicksal *H* | ⁴⁹ erblicke *H* (Druckf.) | ⁵⁰ Fröhlich das
erreichte Ziel. *Ch* | ⁷³ Thatenvoll | Schöpferisch *Ch* | ⁷⁷ Ernst | Fleiß *Ch* |
⁸⁷ Zweifel | Stürme *Ch* | ⁹³ Schuldbelegt dem Heiligen euch naht, *Ch*

¹⁰¹⁻¹¹⁰ Aber laßt die Wirklichkeit zurücke
Reißt euch los vom Augenblicke,

¹ Unsterblichkeit *Ch*.

² vor] von *H* Druckf.

Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
 Und der ewige Abgrund wird sich füllen,
 Nehmt das Heilge auf in euren Willen,
 Und des Weltenrichters Thron steht leer.
 Mit der Willkür ist der Zwang vernichtet,
 Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
 Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
 Mit dem Endlichen der Gott. *Ch*

Vgl. Brief an Humboldt vom 7/9. 95, u. Goedeke.

¹¹² Laokoön] Priams Sohn *H*. Unter Druckfehler und Verbesserungen am Schluß des Horenjahrgangs steht: ließ Laokoön. Aber in *G* hatte Schiller diese Berichtigung Humboldts vergessen; berichtigt erst *M*

¹¹²⁻¹¹³ ... den Schlangen
 Unterliegt mit namenlosen Schmerz, *Ch*

¹¹⁹ heil'gen] mächtgern *Ch* | ¹²² reinen Formen] Schatten selig *H* |
¹²⁵ tapfrer] schöner *Ch* | ¹³⁶ des Totenschiffers] den Acherontischen *H* |
 Muthig in des Höllenschiffers Rahn. *Ch*

62. **Der Genius** (S. 119). Nach *G I*, S. 23. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 89. Überschrift: Natur und Schule. *H* | Ist es denn wahr sprichst du, was der Weisheit Meister mich lehren, *H* | ¹⁰ modrigen *K* | ¹⁶ kindlich] einfach *H* | ¹⁷ im Leben] in der Menschheit *H G* | ¹⁸ das Gefühl] der Instinkt *H G* | ²¹ Noch fehlt *H* | ²³ Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger, *H G* | ²⁹ dahin!] nicht mehr. *H* | ³⁰ Frieden gestört.] Einklang entweicht. *H* | Statt

³¹⁻³³: Bolligt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
 Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
 Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
 Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.
 Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel
 Nur in dem stilleren Selbst hört es der hordende Geist.
 Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öffnen, *H*

⁴⁰ ihr Rufen] ihre Stimme *H* | Nach ⁴⁴:

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einsalt bestriden,
 Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur? *H*

⁴⁷ eh'rnem] eisernem *H* | ⁴⁹ Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel, *H* | ⁵¹ Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig bewegen, *H* | Nach ⁶⁴:

Aber blind erringst du, was wir im Lichte versehen,
 Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt. *H*

63. **Das verschleierte Bild zu Sais** (S. 121). Nach *G II*, 108. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 94.

64. **Der philosophische Egoist** (S. 123). Nach *G I*, 192. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 126. | ⁵ Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde *H* | ⁶ Träumende] Sorglose *H* träumende *M* | ⁷ Nährt mit ihrem eigenen Leben *H*

65. **Die Antike an den nordischen Wanderer** (S. 124). Nach G I, S. 150. Zuerst H 1795, 9. Stück, S. 128. Überschrift: Die Antike an einen Wanderer aus Norden. H | ₂ schwindliche H | Nach ₆:

Sinter dir liegt zwar dein nebliger Pol und dein eiserner Himmel,
Deine arturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag,
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?
Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Rebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

H, unterm Text K.

66. **Deutsche Treue** (S. 124). Nach G I, S. 200. Zuerst H 1795, 9. Stück, S. 130 | Nach ₂:

Jenen schützte Luxemburgs Macht, und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst. H

Aber den Prinzen Österreichs führt H | ₅ Mit dem Thron erkaufte
er die Freiheit; H | ₁₁ Arm in Arm H (Druckf.) | ₁₃ Friedrichs K.

67. **Das Höchste** (S. 125). Nach H 1795, 9. Stück, S. 134. Fehlt G, erst in K aufgenommen.

68. **Iliaß** (S. 125). Nach H 1795, 9. Stück, S. 135. Fehlt G, zuerst aufgen. in K | ₃ lautete nach Humboldts Briefe vom 31. Aug. 1795 ursprünglich: Hat es doch nur eine einzige Mutter und trägt ihre Rüge.

69. **Unsterblichkeit** (S. 126). Nach H 1795, 9. Stück, S. 136. Fehlt G, zuerst aufgen. in K.

70. **Der Spaziergang** (S. 126). Nach G I, S. 49. Zuerst H 1795, 10. Stück, S. 72. Überschrift: Elegie. H | ₃ belebte] lachende H | ₁₁ Kräftig brennen auf blühender Au die wechselnden Farben, H | ₁₂ Unmut] Wohl laut H | ₁₃ Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese, H | ₁₅ summen geschäftige Bienen H die geschäftige Biene KM, Kurz, Boxberger u. a., sehr schlecht; denn gerade Besserung der Cäsur war Schillers Grund zur Änderung | ₁₆ röthlichen K | Nach ₁₆:

Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden, und zeichnet

Einen farbigen Weg weit in den Himmel hinauf, H

₂₄ schlängelnder] mystischer HG¹ | ₂₇ Aber plötzlich zerreißt die Hülle.
Der offene Wald giebt H | ₃₃ Unter mir seh ich endlos den Äther und
über mir endlos, H | ₃₉ sieh!] fehlt H | ₄₅ Länder verknüpfende
HGK | ₅₃ Die Reb'] Der Weinstock H | ₅₈ Gleich, wie dein Tageswerk, H |

Nach ₆₄: Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,

Sehst nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen
den Reiz. H

₆₇ Majestätisch verkündigen ihn die H | ₇₅₋₇₆ hoch schläget in tausend
Brüsten] in tausend Brüsten schlägt H | ₇₉ Von dem Himmel steigen
H | ₈₅ an] von H (wohl Druckversehen für an oder vor) | ₈₈ Sitten |
Wahrheit H | ₉₂ Heerzug] Zuge H | ₉₅ doch nur der Ruhm kam zurück, H |

⁹⁷ verkündige | gieb Kunde *H* | ⁹⁹ ihr Theuren! *H* | ¹⁰⁵ Felsbruch |
 Bruche *H* Stein, | Fels, *H* | ¹⁰⁷ erkönt *H* | ¹⁰⁸ spritzen *G*³ (1807) *K*
 sprützen *HG* | ¹⁰⁹ goldene *M* | ¹¹⁴ ragenden | thürmenden *H* | ¹¹⁵ Siehe
 da wimmeln von fröhlichem Leben die Krähne, die Märkte, *H* | ¹²¹ Da
 gebiert dem Talente das Glück *H* | ¹²² der Lust. | empor, *H* | ¹²⁴ vom
 Meißel | von Dädal *H* | redet das fühlende Holz, *H* | ¹²⁹ Gemache zeich-
 net *H* | ¹³¹ Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Waage, *H* |
¹³⁵ dem stummen Gedanken die Presse, *H* |

¹⁴¹⁻¹⁴²: Freiheit heischt die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne,
 Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng. *H*.

¹⁴³ Sturme *H* (bei Goedeke übersehen) | ¹⁴⁶ wieget sich mastlos *H* |
 Nach ¹⁴⁸: Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
 Lüsterne Willkühr vermischt, was die Nothwendigkeit
 schied, *H*

¹⁴⁹ Glauben und | die heilige *H* |

Nach ¹⁵⁰: Ihren Schleher zerreißt die Schaam, Atræa die Binde,
 Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum, *H*

¹⁵⁶ göttlichen Adel | göttliches Vorrecht *H* | ¹⁵⁷⁻¹⁵⁹:

Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle,
 Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
 Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet, *H*

Nach ¹⁶⁰:

Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Büge,
 Hohl ist die Schaafe, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn. *H*

¹⁶³ Lange Jahre, Jahrhunderte mag *H* | ¹⁶⁴ Mag der Sitten, des Staats
 kernlose Hülse bestehn, *H* | Nach ¹⁶⁶:

Wiß, verlassen zugleich von dem Führer von aussen und innen,
 Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht. *H*

¹⁶⁷ Einer Tigerin gleich | Eine Tygerin *H* | ¹⁷¹ Mauern *K* | Nach ¹⁷²:
 Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! Dem Sohn der Veränderung
 Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahen,
 Nimmer der Freie den Freien zum bildenden Führer sich nehmen,
 Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht. *H*

¹⁷⁴ hinter mir, vor mir | vorwärts und rückwärts *H* | ¹⁸⁴ Mühen |
 Arbeit *H* (bei Goedeke übersehen) | ¹⁸⁷ Der mit des Lebens furcht-
 baren Bild mich schauernd ergriffen, *H*. Beweist, daß in *K* Semi-
 kolon nach ergriff falsch; vgl. Goedeke, XI, S. 90, Anm. | ¹⁸⁹ Keiner
 von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben, *H* | ¹⁹⁷ Wiegeßt auf
 gleichem Mutterschooße die wechselnden Alter; *H*

71. Die Teilung der Erde (S. 133). Nach *G*² I, S. 30. Zuerst *H*
 1795, 11. Stück, S. 27 | ¹ Da! Nehmt sie hin, die Welt! *H* | ² den
 Menschentindern zu. *H* | ³ Erb' und fehlt *HG*¹ | ⁵ Da griff, was
 Hände hatte, zu, *H* Da lief, was Hände hatte, zu, *G*¹ | ⁸⁻¹²:

Der Kaufmann füllte hurtig¹ sein Gewölb', die Scheune
 Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,

¹ hurtig fehlt *HG*¹, in *H* aber unter Druckfehler und Verbesserungen nach-
 getragen.

Der König sagte: Jeglichem das Seine:

Und mein ist — was geärntet wird!¹ *H G¹*

¹² Ganz spät erschien *H* | ¹⁴ Naht] Auch *H* | Erschien auch der Poet, *G¹* | ²¹ Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet, *H G¹* | ²² Antwortete der Gott, *H* Antwortet' ihm der Gott, *G¹* | ²⁵ Stralen-
angefichte, *H G¹* | ²⁸ Was thun?] Was kann ich thun, *H*.

72. **Die Weltweisen** (S. 134). Nach *G II*, S. 113. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 29. Überschrift: Die Thaten der Philosophen. *H* | Den Saß, *H* | ³ Der Nagel,] Den Kloben *H* unter Druckfehler in Nagel verbessert, Kloben *G KM* | ¹⁵ Metaphhysik] Philosophie *H* | ²⁵ Des Cartes] Leibniz *H*.

73. **Throphanie** (S. 136). Nach *G I*, S. 208. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 40.

74. **Einem jungen Freunde**, als er sich der Weltweisheit widmete (S. 136). Nach *G II*, S. 132. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 41 | ⁵ harret? *H* | ¹² Wahrheit *H*.

75. **Archimedes und der Schüler** (S. 137). Nach *G I*, S. 149. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 42 | ⁷ Willst du nur Früchte, die kann auch eine Sterbliche zeugen, *H*.

76. **Menschliches Wissen** (S. 137). Nach *G I*, S. 72. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 55 | ¹ in sie] in ihr *K* (irrtümlich).

77. **Die Sänger der Vorwelt** (S. 138). Nach *G I*, S. 169. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 56, Überschrift: Die Dichter der alten und neuen Welt. *H* |

⁵⁻⁸: Ach, die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten

Würdig der Leher, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr. *H*

⁸ Wort.] Lieb! *H* | ⁹ Jeder, als wär ihm ein Sohn geboren, empfing mit Entzücken *H* | ¹¹ entbrannten *H* | ¹⁴ Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang, *H* | ¹⁵ Dem noch von außen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte, *H* | ¹⁶ Die] Das *H* — Herzen] Busen *H* | Nach ¹⁶: Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt zu ver-
nehmen,

Und ein betrogenes Ohr lehrt dem verführenden Ruf!

Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,

Raum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine —
bergibt. *H*

78. **Die Führer des Lebens** (S. 138). Nach *G II*, S. 200. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 57, Überschrift: Schön und Erhaben. *H* | ¹ die durch das Leben dich leiten, *H* | ² stehn] gehn *H* | ⁹ ersten *H*.

79. **Ortthago** (S. 139). Nach *G II*, 134. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 114 | ² Gewalt] Troß *H* | ⁵ erwirbt *H*.

80. **Zenith und Nadir** (S. 139). Zuerst *G II*, S. 207.

81. **Das Mädchen aus der Fremde** (S. 140). Nach *G I*, S. 3. Zuerst *Ma* 1797, S. 17 | ⁷ Und *Ma*] Doch *G* Druckf.

82. **Pompeji und Herculaneum** (S. 141). Nach *G I*, S. 288. Zuerst *Ma* 1797, S. 19. | ⁵ O kommet und seht! *Ma* | ⁷ Giebel an Giebel

¹ Und mir sollt, was geärntet wird. *G¹*

richtet sich auf, der Portikus öffnet *Ma* | ¹² Agamemnon, umher sitze das horchende Volk. *Ma* | ¹⁸ führet der prächtige Bogen? *Ma* | ²² schau-
drige *G² K*

²⁵⁻²⁸ Dafür: Seitre Farben beleben die Wand, mit blumigter Fette
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein. *Ma*

³⁷ Steht nicht hier noch der Drehfuß *Ma* | ³⁹ Kauftet *Ma* | ⁴⁹ Griffel
zum Schreiben findet ihr hier und wächserne Tafeln, *Ma*.

83. Die beste Staatsverfassung (S. 143). *Ma* 1797, S. 32. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

84. An die Gesetzgeber (S. 143). *Ma* 1797, S. 32. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

85. Würde des Menschen (S. 143). *Ma* 1797, S. 33. Fehlt *G K*.

86. Das Ehrwürdige (S. 143). *Ma* 1797, S. 33. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

87. Klage der Ceres (S. 144). Nach *G I*, S. 5. Zuerst *Ma* 1797, S. 34 | ³⁵ Thräne *K*, wohl versehentlich | ⁵³ feucht] trüb *Ma* | ⁶² Gleis] Pfad *Ma* | ⁶⁴ Fest besteht Jovis Rath. *Ma* | ⁸⁶ Wenn von Nordes] Von des Nordens *Ma* | ⁹³ trauernd *M*.

88. Falscher Studiertrieb (S. 148). *Ma* 1797, S. 49. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

89. Quelle der Verjüngung (S. 148). *Ma* 1797, S. 51. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

90. Die Geschlechter (S. 148). Nach *G I*, S. 69. Zuerst *Ma* 1797, S. 59 | ¹⁷ Jecho Natur beschütze dein Werk! *Ma* | ²³ Seufzend flüstert im Winde das Rohr, sanft murmeln die Bäche, *Ma* | ³⁰ wehet] wehrt *K* Druckfehler.

91. Der Naturkreis (S. 149). *Ma* 1797, S. 62. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

92. Das Geschenk (S. 150). Nach *G I*, S. 195. Zuerst *Ma* 1797, S. 71.

93. Der Genius mit der umgekehrten Fadel (S. 150). *Ma* 1797, S. 87. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

94. Macht des Weibes (S. 150). Nach *G I*, 196. Zuerst *Ma* 1797, S. 88.

95. Tugend des Weibes (S. 151). *Ma* 1797, S. 89. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

96. Weibliches Urteil (S. 152). Wie 95.

97. Forum des Weibes (S. 151). Wie 95.

98. Das weibliche Ideal (S. 151). *Ma* 1797, S. 90. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen. ⁶ malt] macht *K M* (Druckf.)

99—104. Die schönste Erscheinung. Der griechische Genius. Erwartung und Erfüllung. Das gemeinsame Schicksal. Menschliches Wirken. Der Vater. (S. 152 und 153). *Ma* 1797, S. 91—114. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

105. Dithyrambe (S. 153). Nach *G I*, S. 151. Zuerst *Ma* 1797, S. 120. Überschrift: Der Besuch. *Ma*. In *Gh* hat Schiller eigenhändig die 2., 8. und 10. Zeile jeder Strophe mit der vorhergehenden verbunden.

106 und 107. Liebe und Begierde. Güte und Größe (S. 154 und 155) *Ma* 1797, S. 125. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

108. **Votivtafeln** (S. 155). Nach *G I*, S. 303. — In *Ma* 1797, S. 152 ff. unter Überschrift *Tabulae votivae* 103 Epigramme, von denen 40, nämlich die obigen Nummern: 1—11, 13—19, 22, 26, 30, 33, 34, 36, 38—45, 47—49, 51—54, in *G* aufgenommen (No. 41 in *Ma* 2 Epigramme). In *K* hinzugefügt: Die Triebfedern. und Deutscher Genius. Diese nebst weiteren 14 aus *Ma* oben als No. 111—126 der Gedichte abgedruckt. Es bleiben ausgeschlossen 47 der Epigramme aus *Ma*, von denen gegen 30 Goethe gehören mögen. Vgl. „Nachlese zu den Gedichten“. 2. **Die verschiedene Bestimmung.** 1. beschäftigen sich, 1. sorgen dafür, *Ma* 1. 5. der einzige streuet *Ma*. 5. **Unterschied der Stände.** 1. Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; *Ma*. 1. 2. edle 1. schöne *Ma*. 6. **Das Werte und Würdige.** 1. so teile mir's mit, 1. so gieb es her *Ma*. 8. **Mitteilung.** 2. Bei der Schönheit *Ma*. 12. **Ichige Generation.** Zuerst *Ma* 1797, S. 49. 1. immer *G* 1. stets so *Ma*. 14. **Der gelehrte Arbeiter.** Überschrift: Der Philister. *Ma* 1. 1. labt 1. belohnt *Ma*. 15. **Pflicht für jeden.** Auch von Goethe in seine Werke aufgenommen. 16. **Aufgabe.** Auch von Goethe aufgenommen mit der Änderung des Anfangs: Gleich sei keiner dem andern. 20. **Der Aufpasser.** Zuerst *Ma* 1797, S. 56. 21. **Weisheit und Klugheit.** Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 132 1. 3. Statt Kurzschichtige nach dem Brief an Humboldt vom 5/9. 95 ursprünglich Versagte 1. 3. das dir zurückflieht, 1. von welchem du scheidest, *Ma*. 23. **Politische Lehre.** Zuerst *Ma* 1797, S. 32. 24. *Majestas populi.* Zuerst *Ma* 1797, S. 33 1. 4. Richten 1. Nummern *Ma* 1. nur 1. bloß *Ma*. 25. **Ein Weltverbesserer.** Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 133 1. 1. Alles, sagst du mir, opfert' ich hin, *H* 1. 10. Laß du das liebe Geschick walten *H*. 27. **An die Astronomen.** Zuerst *Ma* 1797, S. 99 1. 1. Prahlst doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen, *Ma* 1. 2. die Natur 1. der Schöpfer *Ma* 1. sie 1. er *Ma*. 28. **Astronomische Schriften.** Zuerst *Ma* 1797, S. 244. Überschrift: Der astronomische Himmel. *Ma* 1. 1. So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel! *Ma* 1. 2. fand auch bis dahin den Weg. *Ma*. 29. **Der beste Staat.** Zuerst *Ma* 1796, S. 157. 31. **Inneres und Äußeres.** Zuerst *Ma* 1797, S. 104. Überschrift: Innerer Wert und äußere Erscheinung. *Ma*. 32. **Freund und Feind.** Zuerst *Ma* 1797, S. 104. nutzen *Xen* 641. 34. **Schöne Individualität.** Überschrift: Harmonie und Identität. *Xen* 195. 196. 1. 4. Heil dir *Xen* 196. 35. **Die idealische Freiheit.** Zuerst *H* 1795, 12, S. 114. Überschrift: Ausgang aus dem Leben. *H*. Unter jetziger Überschrift *GI* 316, sonderbarerweise in *G II* 207 nochmals aufgen., und zwar unter der alten Überschrift. 1. 3. Zeit. *H*. 36. **Die Mannigfaltigkeit.** 3. wechselnden 1. spielenden *Ma* 1. 4. ewig 1. immer *Ma* 1. 5. bildend 1. liebend *Ma*. 37. **Die drei Alter der Natur.** Zuerst *G I*, S. 317. 39. **Der Nachahmer.** Überschrift: Der Nachahmer und der Genius. *Ma* 1. 3. Nur an gebildetem Stoff kannst du . . dich bilden *Xen*. 229. 40. **Genialität.** 3. unermesslicher 1. unergründlicher *Ma*. 41. **Die Forscher.** Im *Ma* als zwei Epigramme: Metaphysiker und Physiker und Die Versuche. 1. 1. von außen, von innen *Xen*. 159 1. 2. wütenden 1. grausamen *Ma* 1. 3. fangen 1. greifen *Ma* 1. 4. Geistestritt 1. leisem Trift *Ma*. In *Xen* stehen die beiden Distichen in umgekehrter Reihenfolge und V. 3 lautet: Tausend Spione lauren auf deine Spuren, o

Wahrheit. 42. Die schwere Verbindung. Auch von Goethe aufgenommen. 44. Das Naturgesetz. ¹ immer] von jeher *Xen* 242 | wird's auch bleiben *Xen* 242. 46. Tonkunst. Zuerst *G* I, S. 321. fordr' ich Ausg. seit 1817. 47. Sprache. erscheinen? *K* erscheinen! *Ma*. 49. Der Meister. ¹ ausspricht] darstellt *Xen* 368 | ² An dem, was er verschweigt, kennt man den Meister des Stils. *Xen* 368. 50. Der Gürtel. Zuerst *G* I, S. 322. 54. Die Gunst der Musen. Überschrift: Das ungleiche Schicksal. *Ma*. 55. Der Homerkopf als Siegel. Zuerst *Ma* 1797, S. 85. | ¹ zarte] süße *Xen* 559.

109. Kleinigkeiten (S. 165). Aus *G* II, S. 204. 1—3 zuerst im *Ma* 1797, S. 67, 4—8 *Ma* 1798, S. 240 u. 255. 2. Das Distichon. flüssige] silberne *Ma*. 4. Der Obelisk. ² Kraft | Mut *Xen* 535. 5. Der Triumphbogen. ¹ den Bogen des Himmels *Xen* 536. 7. Das Thor. ¹ lade das Thor den Freien ein *Xen* 539.

110. Das Regiment (S. 166). *Ma* 1798, S. 156. Fehlt *G* *K*.

111—126 (S. 167—170). Stammen aus den *Tabulae votivae* des *Ma* 1797, 114 und 126 schon in *K* aufgen. Vgl. zu 108.

115. Wahrheit (S. 167). daß es doch Eines nur ist *Xen* 190.

116. Schönheit (S. 168). | ¹ mannigfach] zahllos *Xen* 191. | ² daß es Eines doch bleibt macht ja das wechselnde schön. *Xen* 191.

120. Der Verstand (S. 168). | ¹ beseelen] beleben *Xen* 218.

123. Wiß und Verstand (S. 169).

Der wagt zu wenig und jener zu viel — in der Nüchternheit mutig, Fromm in der Wahrheit zu sein, war dem Genie nur verliehn. *Xen* 232.

125. Bedeutung.

Was bedeutet dein Werk? so fragt ihr den Künstler, den Dichter, Freunde, fragt ihr mich so, kennt ihr das Schöne noch nicht. *Xen* 609.

127—154 (S. 170—181). Stammen aus den *Xenien* des *Ma* 1797, im ganzen 97 von den dortigen 414 Distichen. Davon in *G*: 127, 129, 130, 133, 135, 137, 144, 146, 148, 150 und die Gruppen 151, 152, 153, 154, zusammen 83 Disticha. Von den übrigen 14 sind 6 in *K* aufgen. (128, 131, 141, 142, 145, 147), 8 erst in der gegenwärtigen Ausgabe (132, 134, 136, 138—140, 143, 149).

127. Der moralische Dichter (S. 170). *G* II, 190. Überschrift: An einen gewissen moralischen Dichter. *Ma*.

128. Das Verbindungsmittel (S. 170). Auch von Goethe aufgen.

133. Die Danaiden (S. 171). Überschrift¹: Bibliothek schöner Wissenschaften. *Ma*.

144. G. G. (S. 173). Ursprüngliche Überschrift im *Xenien*-manuskript (Boas 1856): Gelehrte Societäten. Überschrift: B. B. G¹, Druckf., korrigiert G². | ¹ siehst man] siehst du *Ma*. — Jeder, steht er nur einzeln, *Xenien*manusk. | ² euch] dir *Ma*. Der Anfang des Pentameters hieß im *Xenien*manusk. zuerst: Stehn sie zusammen, sogleich, dann geändert: Sind sie beisammen, sogleich,

¹ Im *Xenien*manuskript ist es überschrieben Dyk und seine Gesellen. Dyk war der Verleger und Herausgeber der „Bibliothek schöner Wissenschaften“; der Name ist nicht von Schiller, sondern von Goethes Schreiber eingetragen. Die Urhebererschaft ist danach zweifelhaft, obgleich Schiller selbst das Gedicht aufnahm; daher fehlt es in *M* (1860) u. a.

endlich von Goethe geändert: Sind sie *in Corpore*, gleich wird ein Dummkopf daraus, worin dann beim Druck des *Ma* noch das dir eingeschoben wurde.

146. **Griechheit** (S. 174). Im *Ma* als drei Epigramme unter den Überschriften: [1] Die zwei Fieber. [2] Griechheit. [3] Warnung.

148. **Die Sonntagskinder** (S. 174). Im *Ma* als zwei Epigramme, aber in umgekehrter Reihenfolge, unter den Überschriften: Die Geschwind[sch]reiber. und Die Sonntagskinder.

150. **Die Homeriden** (S. 175). In *Ma* als 3 Epigramme, Überschriften: [1] Rhapsoden. [2] Viele Stimmen. [3] Rechnungsfehler.

151. **Die Flüsse** (S. 175). In *Ma* ohne diese Gesamtbezeichnung unter den einzelnen Überschriften. Vor 3 dort noch:

Donau in B.**

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche Triften, aber verschämt bleibt die Charis zurück.

2. **Rhein und Mosel.** „unsre Umarmung erfreut *Ma*.

3. **Donau in **.** Überschrift: Donau in O **. *Ma*.

7. **Pleisse.** „Bach] Bächlein *Ma*. (Bei Goedeke übersehen.)

11. **Gesundbrunnen zu **.** „Flüsse] Bäche Xenienmanusk.

12. **Pegnitz.** Überschrift: B** bei R** *Ma*.

16. **Les fleuves indiscrets.** „Schäzchen] Steine Xenienms.

152. **Jeremiade** (S. 177). Nach G II, S. 191. In *Ma* 10 Epigramme, Überschriften: [1] Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger. [2] Böse Zeiten. [3] Scandal. [4] Das Publikum im Gedränge. [5] Das goldene Alter. [6] Comödie. [7] Alte deutsche Tragödie. [8] Roman. [9] Deutliche Prosa. [10] Chorus.

153. **Die Philosophen** (S. 178). Nach G II, S. 182. In *Ma* ohne Gesamtbezeichnung, Überschriften: [1] Philosophen. [2] Aristoteles. [3] Dringend. [4] Einer aus dem Haufen. [5] Ich. [6] Ein zweiter. [7] Ein dritter. [8] Ein vierter. [9] Ein fünfter. [10] Ein sechster. [11] Ein siebenter. [12] Ich. [13] Ein achter. [14] Ich. [15] David Hume. [16] Rechtsfrage. [17] Puffendorf. [18] Gewissenskrupel. [19] Decisum.

3. **Lehrling.** „Halse,] Leibe, *Ma*.

6. **Zweiter.** „doch Dinge *K*.

10. **Sechster.** „seh' ich ein Nicht=Ich dazu. *Ma*.

154. **Shakespeares Schatten. Parodie.** (S. 181). Nach G I, S. 275. In *Ma* ohne Gesamtüberschrift als 23 Epigramme; Überschriften: [1] Hercules. [2] Heracliden. [3] Pure Manier. die folgenden abwechselnd Er. und Ich. überschrieben. „die hohe Kraft des Herakles, Seinen Schatten] den gewaltigen Hercules! Seine Übersetzung! *Ma* | „alten Rothurn] guten Geschmack *Ma* | „Achill] Antoin *Ma* | Andromache *K*.

155. **Das Spiel des Lebens** (S. 182). Nach G II, S. 221.

156. **Die Begegnung** (S. 182). Nach G I, S. 89. Zuerst H 1797, 10. Stück, S. 109. „sah H, bloß Druckfehler, trotz Goedeke. „das edle nach Putsche (Ausg. 1884) das Edle H G K | „Blume H G¹ M.

157. **Das Geheimniß** (S. 184). Nach *GI*, S. 15. Zuerst *Ma* 1798, S. 299. | ₅ komm' | | schleich' *Ma*.

158. **Die Erwartung** (S. 185). Nach *GI*, S. 165. Zuerst *Ma* 1800, S. 226 | ₂₃ der Verschwiegene, *G*³.

159. **An Emma** (S. 187). Nach *GI*, S. 300, *Ma* 1798, S. 115. Überschrift: Elegie an Emma. *Ma* | ₁₇₋₁₈:

Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht. *Ma*.

160. **Am Geburtstage der Frau Griessbach** (S. 188). Zuerst in „Zeitgenossen“ dritte Reihe, erster Band (Leipzig 1829. Nr. VIII, S. 52); mitgeteilt von R. B. Abeken in Osnabrück.

161. **Die Worte des Glaubens** (S. 189). Nach *GI*, S. 28. Zuerst *Ma* 1798, S. 221 | ₂₉ nimmer sein | aller *Ma*. | ₃₀ So lang er noch | Wenn er nicht mehr *Ma*.

162. **Licht und Wärme** (S. 190). *GI*, S. 184. Zuerst *Ma* 1798, S. 258.

163. **Breite und Tiefe** (S. 191). *GI*, S. 202. Zuerst *Ma* 1798, S. 263.

164. **Der Taucher** (S. 191). *GI*, S. 129. Zuerst *Ma* 1798, S. 119. — Der Zusatz Ballade¹ gestrichen *Gh* | ₁ Ritterſmann | Ritter *G*¹ (wohl Druckf.) | ₇ sprach *Ma* | ₃₈ und ₆₉ ſprühet *Ma G* | ₁₁₄ regte *Ma G*¹ | ₁₂₁ war mir's *Ma*.

165. **Der Handschuh** (S. 196). *GI*, S. 139. Zuerst *Ma* 1798, S. 41 | — Der Zusatz Erzählung gestrichen *Gh* | ₂₇ Und redet die Zunge | Nach Goethes Brief an Schiller vom 29/7. 97 wahrscheinlich ursprünglich: Und leckt ſich die Zunge. | ₆₅ Und der Ritter ſich tief verbeugend, ſpricht: *Ma*. Jetzige Lesart die ursprüngliche. Vgl. oben, S. 342.

166. **Der Ring des Polykrates** (S. 198). *GI*, S. 143. Zuerst *Ma* 1798, S. 24. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₁₈ feſtlich | göttlich *K* | ₄₀ Kreter waffentund'ae | Sparter nie beſiegte *Ma* | ₄₇ Kreter | Sparter *Ma* | ₇₁ ergeßen *Ma* | ₈₃ Herben der Noth erſchrocken eilet, *Ma*.

167. **Nadoweſſiſche Totenklage** (S. 201). *GI*, S. 202. Zuerst *Ma* 1798, S. 237. Überschrift: Nadoweſſier's Totenlied *Gh* danach *M*.

168. **Ritter Loggenburg** (S. 203). *GI*, S. 73. Zuerst *Ma* 1798, S. 105. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₃ fordert *G*³ *K* | ₄₉ Und er baut *K*.

169. **Die Kraniche des Ibykus** (S. 205). *GI*, S. 155. Zuerst *Ma* 1798, S. 267 | Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₅₈ Poſeidon's | Neptunus *Ma* | ₆₂ fordert *K* | ₉₁ Theſeus *Ma G* | Pefrops *Gh*, danach *M* | ₁₁₆ Sünder | Frevler *Gh*, danach *M* | ₁₁₈ Erinnyen *M*.

170. **Der Gang nach dem Eiſenhammer** (S. 211). *GI*, S. 171. Zuerst *Ma* 1798, S. 306. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₁₁ leb' *Gh* | ₂₃ wohlgeſtalteten | anmuthsvollen *Ma* | ₂₇ Dem | Ibyn *Ma* | ₉₇ zwoen *Ma* | ₁₄₀ in ſchnellem *Ma G*¹ | ₁₅₁ Chorgehülfe *K* | ₁₇₄ klingelnd *M*, willkürlich | ₁₉₇ grinſend zuerst Ausg. 1835, dann *M* | ₂₂₈ Wird glühend und wird blaß *Ma G*¹ | ₂₂₈ zum Wald | Die Straß' *Ma G*¹.

¹ Oben im Text versehentlich fortgelassen.

171. **An Demoiselle Elevoigt** (S. 218). Zuerst *Ta* 1812, dann *K*.

172. **Hoffnung** (S. 219). *G I*, S. 205. Zuerst *H* 1797, 10. Stück, S. 107 | ₉ begeistert | locket *Gh M*.

173. **Das Glück** (S. 219). *G I*, S. 17. Zuerst *Ma* 1799, S. 62 | ₇ Eh er es lebte, ist ihm *Ma* | ₂₄ Bannes | Baumes Druckf. Goedeke | ₂₆ himmlischen Höhn | seinem Oлимп *Ma* | ₃₅ Ihm gehorchen die wilden Gemüther, das *Ma*. Nach ₃₆:

Ein gebotener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Mahn wie ein unsterblicher Gott. *Ma*.

Nach ₄₆:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold. *Ma*
₆₃ erhebt | steigt *Ma* | Nach ₆₆:

Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Zeigst du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift. *Ma*.

174. **Der Kampf mit dem Drachen** (S. 222). *G I*, S. 113. Zuerst *Ma* 1799, S. 151 | ₂₁ nach dem Kloster | zum Ballaste *Ma* | ₂₃ Komma nach Spitals zuerst *K* | ₂₆ Jüngling | Großkreuz *Ma* | ₃₆ Pilgrim *Ma* | ₆₅ nagten *K M*, willkürlich | ₈₂ dem | den *G³ K* | ₉₇ Dies | das *K* | willkürlich | ₁₁₇ eine | einer *Ma G¹* | ₁₂₆ Dudenpaar, *Ma*; ebenso ₁₆₅ | ₁₃₉ adeliger spätere Ausgaben (1835) | ₁₄₇ Duden *Ma*; ebenso ₂₀₆ | ₂₅₉ fordern Ausg. von 1835. *M*.

175. **Die Bürgschaft** (S. 231). *G I*, S. 34. Zuerst *Ma* 1799, S. 176. Überschrift: Damon und Pythias. *Gh*. Daraufhin dem ursprünglichen Titel hinzugefügt: Damon und Pythias *M*, letzteren Namen willkürlich. Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₂ Möros | Damon *Gh M* | ₆₀ treibt die Angst ihn *Ma G¹ M* | ₇₁ für | vor *G³ K*; ebenso ₁₂₉ | ₁₂₇ ergreift *K*.

176. **Das Eleusische Fest** (S. 235). *G I*, S. 78. Zuerst *Ma* 1799, S. 189. Überschrift: Bürgerlied. *Ma* | ₂ auch | euch *G²* (Druckf.) | ₅₁ Glaubig *Ma* (Vgl. Gedicht 203 ₆₃) | ₈₈ Und so spricht *Ma* | ₁₂₄ Erz *K u. ff.* ₁ | ₁₃₃ Mauern *G³* | ₁₉₂ Segnend | Reiche, *Ma*.

177. **Reiterlied** (S. 241). Wallenstein. Erster Teil. 1800. Zuerst *Ma* 1798, S. 137 (nur die ersten 6 Strophen). Für die Gedichtsammlung bestimmt in *Gh* und danach in *M* 1860 aufgenommen. Nach jeder Strophe werden im Wallenstein die beiden letzten Zeilen vom „Chor“ wiederholt. Dies in *Gh* durchgestrichen | ₂₅ Reuter *Ma* | ₂₉ wirbet *Ma* | Nach ₄₂ Zusatz für spätere Aufführung:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwingt das Glück und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch.

¹ Die veraltete Form Erzt auch in den „Räubern“ (Bd. II, S. 41,22) und bei Lessing, Wieland, Haller u. a.

Diese Strophe ist mit einigen Verschiedenheiten der Lesart abgedruckt im „Reiterlied von Schiller.“ (Stuttgart und Tübingen 1807) in *Ta* 1808, bei Hoffmeister, Nachlese 3, 220 u. a.

178. **Des Mädchens Klage** (S. 243). *G I*, S. 67. Zuerst *Ma* 1799, S. 208. Wallenstein. Erster Teil 1800 (nur Strophe 1 u. 2) | ₃ faget | wandelt *Wall.* | ₆ seufzt | fängt *Wall.* | ₇ vom | von *Ma Wall.*

179. **Nänie** (S. 244). Nach *G I*, S. 325. ₁ Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget! *K* | ₈ Wenn *K*.

180. **Das Lied von der Glode** (S. 245). *G I*, S. 91. Zuerst *Ma* 1800, S. 243 | ₂₅ Brei, | Brei! *M* willkürlich | ₄₅ von | vom mehrere Ausgaben seit 1840, auch *M*; willkürlich | ₁₉₆ Quellen, | Quellen *G³ K* | ₂₇₂ Burſch *K* | ₂₇₄ Nach fördert neue Zeile *Ma* | ₂₇₇ Nach ziehen neue Zeile *Ma* | ₂₇₉ Versteilung:

Breitgeſtirnte

Glatte Schaaren kommen brüllend, *Ma*

²⁸⁸ Nach junge neue Zeile *Ma* | ²⁹⁰ Nach Straße neue Zeile *Ma* | ²⁹³ Nach Stadthor neue Zeile *Ma* | ₃₇₅ Verderblich | Und grimmig *Ma* | ₃₈₀ Sie leuchtet nicht *Ma* | ₃₉₉ im blauen erst *K*.

181. **Spruch des Konfucius** (S. 257). *G I*, S. 112. Zuerst *Ma* 1800, S. 209 | ₃ Länge, *Ma G* Länge *K* | Nach ₁₀ Mit allfassendem Gefühl, *Ma* (Reim auf Ziel).

182. **Die Worte des Wahns** (S. 258). *G I*, S. 298. Zuerst *Ta* 1801, S. 197 | ₁₉ glaubt | wähnt *Ta* | ₂₈ dennoch, | dennoch *G K M*.

183. **An Goethe**, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte (S. 259). *G I*, S. 270. | ₂ Zu | Zur *G³ K M* u. f.

184. **Gefang des Pförtners** (S. 262). Macbeth. 1801. Fehlt *G K M*.

185. **Die deutsche Muse** (S. 262). *G II*, S. 26.

186. **Die Antiken zu Paris** (S. 263). *G II*, S. 25. Zuerst *Tb* 1803 | ₃ nach | an *Tb* | ₄ Musäen *G¹*.

187. **Stammbuchblatt für August von Goethe** (S. 263). Zuerst in der Abendzeitung, 12. Julius 1825 (*Ab*). Oben nach Goedeke XI, S. 331 | ₁₀ Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort. *Ab* versehentlich, ebenso Döring 1835 und Hoffmeister, Nachlese (III, 280) 1856.

188. **Der Antritt des neuen Jahrhunderts** (S. 264). *G II*, S. 3. Zuerst *Ta* 1802, S. 167 | ₅ Und die Grenzen aller Länder wanken, *Ta* | ₇ ſetzt der Kriegswut Schranken, *Ta*.

189. **Sehnsucht** (S. 165). *G II*, S. 23. Zuerst *Tb* 1803, S. 251 | ₆ jung | hell *Tb* | ₉₋₁₆ fehlt *Tb*.

190. **Das Mädchen von Orleans** (S. 266). *G II*, S. 76. Zuerst *Ta* 1802, S. 231. Überschrift: Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans *Ta* | ₅ Schätze | Hoheit *Ta* | ₁₇ lauten | wilden *Ta*.

191. **Pero und Leander** (S. 267). *G II*, S. 6. Zuerst *Ta* 1802, S. 153. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₄₃ Steuernd nach dem fernern Strand *Ta* | ₇₀ Schaudervollem *Ta* | ₁₂₈ Schlund | Reich *Ta* | ₁₃₀ den Meeresgrund | dein flutend Reich *Ta* | ₁₉₄ Schäumend | Donnernd *Ta* | ₂₂₅ Spiegelglätte, erst *K* (nach Schillers Sprachgebrauch wohl eigentlich: in Spiegel's Glätte).

192. **Parabeln und Rätsel** (S. 275). Turandot 1802 (enthält 6 und 10). Rätsel 1–6, 8, 10, 11, 13 in *G*¹ II, S. 233 ff., 7, 9, 12 *G*². — 1, 8, 11 auch in *Ta* 1803. 6. ¹⁶ Oft schöner *Tur.* | 8. ¹⁸ nie *Ta* und (nach Düntzer) die Hamburger Theaterausgabe der Turandot, nur *G K*. — Lesart nur trotz Goedeke unverständlich. Druckfehler. 9. ¹ unser *M* (so auch Goethe, Motto der Farbenlehre). Schiller schrieb immer unser und eurer. | 11. ⁷ Regentropfe *Ta G*¹.

193. **Dem Erbprinzen von Weimar** (S. 282). *G* II, S. 28. — Zuerst *Tb* 1803. Nach Überschrift: Mel. Befrängt mit Laub den lieben r. *Tb*. | ^{9–12} fehlt *Tb* | ¹³ führe | leite *Tb* | ¹⁴ gnädiges | freundliches *Tb* | ¹⁵ reines Herz | rein Gefühl *Tb* | ²⁵ Suldige | opfre du *Tb* | ²⁸ Und opfere dem Rhein, | Und auch dem Gott des Rheins, *Tb* | ²⁸ Ein Glas des besten Weins *Tb*.

194. **Die Gunst des Augenblicks** (S. 283). *G* II, S. 20. Zuerst *Tb* 1803. ⁷ Jhn | Jhm *M*, dem Sinne nach gut, aber ohne Gewähr | ⁹ was | nichts *Tb* | ¹³ Ruch *Tb* | ¹⁸ Schoß | Sand *Tb* | ²⁵ Fügt der Stein zum Steine sich, *Tb* | ²⁸ Rührt des Werkes Seele dich *Tb*.

195. **An die Freunde** (S. 285). *G* II, S. 38. Zuerst *Ta* 1803.

196. **Die vier Weltalter** (S. 281). *G* II, S. 33. Zuerst *Ta* 1803. — Überschrift nach Schillers Brief an Körner vom 4/2. 1802 ursprünglich: Der Sänger.

197. **Rassandra** (S. 289). *G* II, S. 66. Zuerst *Ta* 1803. ¹⁷ Freuden *KM* (ohne Anhalt) | ¹¹⁴ des Mörders Auge *Ta* | ¹²⁰ Fallen *K* (ohne Gewähr).

198. **Thella** (S. 293). *G* II, S. 31. Zuerst *Ta* 1803. ² Schatten *K* | ¹⁵ Vater, | Vater *G*² *K*.

199. **Der Jüngling am Bache** (S. 294). *G*² II, S. 338. Gesang Charlottes im Parast IV, 4. ² wand | band *Par.* | ¹⁷ soll | kann *Par.*

200. **Der Pilgrim** (S. 295). *G* II, S. 306 (310). ²⁸ Werf' | Warf *K*.

201. **Punschlied** (S. 296). *G* II, S. 235 (239).

202. **Punschlied. Im Norden zu singen** (S. 297). *G*² II, S. 332. Verglichen noch mit Zelters „Liedertafel“. Berlin 1818. (*Z*) und *Tb* 1804. ¹ freien | steilen *Z* | ⁷ daß | ihr *Z* | ⁸ ist die | ihre *Z* | ²⁸ häuslichen | irdischen *Z* | ³⁹ Herdes | ird'schen *Tb Z* | ⁴¹ sel'gen | feli'gen *Z* | ⁴³ Südens | Südmeers *Z Tb*.

203. **Der Graf von Habsburg** (S. 299). *G*² II, S. 316. Zuerst *Ta* 1804. — Der Zusatz Ballade¹ fehlt *Ta*, gestrichen *Gh* | ¹⁰¹ euch *G*² *Ta*, auch *K* willkürlich.

104. **Das Siegesfest** (S. 303). *G*² II, S. 323. Zuerst *Ta* 1804. — Nach Schillers Kalender vom 22/5. 1803 Überschrift: Die Helden vor Troja. | ⁵⁵ Sprach's | Sprach *Ta* | ⁵⁷ Gattin *Ta Gh*. Göttin *G*² *K* Druckf. | ¹⁰⁹ Liede's | Leide's *K* u. a. Hoffmeisters Angabe, es stehe so in *Gh*, ist nach Goedeke falsch. | ¹⁰⁹ Weil | Wenn *Gh M* | ¹⁴³ wegräumte, *K*, Druckf.

205. **Aus Wilhelm Tell** (S. 308). Erste Ausgabe des Stückes 1804. 4. **Jägerliedchen**. Überschrift nach Facsimile der Handschrift Schillers, worin hinzugefügt: für Walther Tell, womit Actus III anzufangen. | ⁴ im | am Tell | ¹² kreucht und fleugt Tell.

¹ Oben im Text versehentlich fortgelassen.

206. **Berglied** (S. 310). G^2 II, S. 313. Zuerst *Ta* 1805. ²² Nach Abend, Nord,] Nach Abend und *Ta*.

207. **Wilhelm Tell** (S. 311). Nach Facsimile der Originalhandschrift (vgl. Goedeke XI, 401). Zuerst *Ta* 1807. Dann *K*.

208. **Der Alpenjäger** (S. 312). G^2 II, S. 335. Zuerst *Tb* 1805.
⁵ gehen] gehen, G^2 *K* | ⁹ der Schall] das Spiel *Tb* | ¹¹ gehen, G^2 *K* |
gehen *Tb* *Gh*. Komma nötig. | ¹¹ wilden] freien *Tb* | ²³ ihm] sich *Tb* |
²⁴ Flieht die zitternde] Scheucht er fliehend die *Tb* | ²⁵ Setzt sie mit
behendem *Tb* | ²⁷ geborhtner] gespaltner *Tb* *Gh* *M* | ²⁹ Aber hinter ihr]
Doch von Fels zu Fels *Tb* | ³¹ schroffen] steilen *Tb* | ³³ Felsen]
Astippen *Tb* | ³⁴ Und der wilde Jäger naht, *Tb* | ³⁵ steile Höhe] schroffe
Zähe *Tb* | ⁴³ Und mit seinen] Schützend mit den *Tb* | ⁴⁴ Schützt er das
gequälte] Deckt er das verfolgte *Tb* | ⁴⁵ Mußt] Darfst *Tb* | ⁴⁷ Raum]
Raum's *Tb*.

209. **Einem Freunde ins Stammbuch** (S. 314). Zuerst *Ta* 1806. Dann *K*.



Alphabetisches Verzeichniß der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

	Seite		Seite
Abchied vom Leser	112	An Minna	53
Ach, aus dieses Thales Gründen	265	Archimedes und der Schüler	137
Adel ist auch in der sittlichen Welt	156	Astronomische Schriften	160
Alle Gewässer durchkreuzt	98	Auch das Schöne muß sterben	244
Allen gehört, was du denkst	158	Auch ich war in Arkadien geboren	57
Alles an diesem Gedicht	172	Auf der Berge freien Höhen	297
Alles, du Ruhige, schließt sich	149	Auf einem Pferdemarkt	101
Alles in Deutschland hat sich	177	Auf einer großen Weide gehen	276
Alles kann mißlingen, wir	171	Aufgabe	158
Alles opfert' ich hin	159	Aufgerichtet hat mich auf hohem	166
Alles sei recht, was du thust	159	Aus dem Leben heraus sind	162
Alles will jetzt den Menschen	163	Aus der schlechtesten Hand	156
All ihr andern, ihr sprecht	175	Ausgeartetes Kind der bessern	139
Am Abgrund leitet der	310	Aus Juvadiens Bergen ström' ich	177
Amalia	10	Aus „Wilhelm Tell“	308
Am Geburtstage der Frau Gries- bach	188	Banges Stöhnen wie vorm nahen	14
An *	157	Bedeutung	169
An **	157	Bedingung	168
An ***	157	Beklagen soll ich dich?	73
An dem Eingang der Bahn liegt	153	Berglied	310
An Demoiselle Elevoigt	218	Bilden wohl kann der Verstand	168
An den Dichter	164	Bittschrift	64
An den Frühling	36	Breite und Tiefe	191
An der Quelle saß der Knabe	294	Brutus und Cäsar	10
An die Astronomen	160	Buchhändler = Anzeige	173
An die Freude	61	Bürger erzieht ihr der sittlichen	168
An die Freunde	285	Da ihr noch die schöne Welt	68
An die Gesetzgeber	143	Das Belebende	155
An die Muse	157	Das Deutsche Reich	172
An die Mystiker	158	Das Distichon	165
An die Proselytenmacher	108	Das edle Bild der Weisheit	266
An die voreiligen Verbindungs- stifter	173	Das Ehrwürdige	143
An einen Moralisten	35	Das eigne Ideal	158
An einen Weltverbesserer	159	Das Fleujische Fest	235
An Emma	187	Das Geheimniß	184
An Goethe	259	Das Geheimniß der Reminiscenz	39
An Körner	66	Das gemeinsame Schicksal	153
		Das Geschenk	150
		Das Gesetz sei der Mann	166

	Seite		Seite
Das Glück	219	Der Kaufmann	108
Das Glück und die Weisheit	34	Der Kunstgriff	170
Das Höchste	125	Der Meister	164
Das Ideal und das Leben	113	Der Metaphysiker	109
Das ist eben das wahre Geheimniß	158	Der moralische Dichter	170
Das Kind in der Wiege	98	Der Nachahmer	162
Das Lied von der Glocke	245	Der Naturkreis	149
Das Mädchen aus der Fremde	140	Der Obelist	166
Das Mädchen von Orleans	266	Der philosophische Egoist	123
Das Mittelmäßige und das Gute	169	Der Pilgrim	295
Das Naturgesetz	163	Der Ring des Polykrates	198
Das philosophische Gespräch	172	Der Sämann	105
Das Regiment	166	Der Saß, durch welchen alles	134
Daß dein Leben Gestalt	169	Der Schlüssel	158
Das Siegesfest	303	Der Spaziergang	126
Das Spiel des Lebens	182	Der spielende Knabe	104
Das Subjekt	167	Der Tanz	99
Das Thor	166	Der Taucher	191
Das Unverzeihliche	171	Der Triumphbogen	166
Das Unwandelbare	98	Der Triumph der Liebe	29
Das Verbindungsmittel	170	Der Vater	153
Das verkehrte Bild zu Sais	121	Der Verstand	168
Das weibliche Ideal	151	Der Vorzug	168
Das Werte und Würdige	156	Der Wolflische Homer	174
Deine Muse besingt, wie Gott sich	170	Der Zeitpunkt	171
Dem Erbprinzen von Weimar	282	Des Mädchens Klage	243
Der Abend	109	Deutscher Genius	170
Der Alpenjäger	312	Deutsches Lustspiel	173
Der anonyme Fluß	177	Deutsche Krene	124
Der Antritt des neuen Jahr- hundert's	264	Deutschland? aber wo liegt es?	172
Der Aufpasser	158	Deutschland und seine Fürsten	101
Der bess're Mensch tritt in die Welt	190	Dich erwähl' ich zum Lehrer	157
Der beste Staat	160	Dichter, ihr Armen, was müßt ihr	171
Der Eichwald braujet	243	Dichtungskraft	169
Der epische Hexameter	165	Die achtzeilige Stanze	165
Der erhabene Stoff	170	Die Antike an den nordischen	124
Der Flüchtling	51	Die Antiken zu Paris	263
Der Gang nach dem Eisenhammer	211	Die Begegnung	183
Der Geist und der Buchstabe	172	Die berühmte Frau	73
Der gelehrte Arbeiter	157	Die beste Staatsverfassung	143
Der Genius	119	Die Blumen	38
Der Genius	162	Die Bürgschaft	231
Der Genius mit der umgekehrten	150	Die Danaiden	171
Der Graf von Habsburg	299	Die der schaffende Geist einjt	37
Der griechische Genius	152	Die deutsche Muse	262
Der Gürtel	164	Die drei Alter der Natur	162
Der Handschuh	196	Die Entzückung an Laura	22
Der Homerkopf als Siegel	165	Die Erwartung	185
Der ist zu furchtjam, jener zu kühn	169	Die Erzieher	168
Der Jüngling am Bache	294	Die Flüsse	175
Der Kampf	56	Die Forsther	163
Der Kampf mit dem Drachen	222	Die Freundschaft	43
		Die Führer des Lebens	138

	Seite		Seite
Die Geschlechter	148	Ein blühend Kind, von Grazien	72
Die Götter Griechenlands	68	Ein deutsches Meisterstück	172
Die Größe der Welt	37	Eine große Epoche hat	171
Die Gunst der Musen	165	Eine Leichenphantasie	12
Die Gunst des Augenblicks	283	Einem Freunde ins Stammbuch	314
Die Homeriden	175	Einem ist sie die hohe	172
Die Ideale	105	Einem jungen Freunde	136
Die idealische Freiheit	162	Eine nur ist sie für alle	167
Die Johanniter	104	Einer, das hört man wohl	172
Die Kindesmörderin	23	Einer jungen Freundin ins	
Die Kraniche des Jbhus	205	Stammbuch	72
Die Künstler	78	Ein frommer Knecht war Fridolin	211
Die Kunstschwäzer	164	Ein Gebäude steht da	278
Die Macht des Gefanges	96	Einig sollst du zwar sein	161
Die Mannigfaltigkeit	162	Ein Jüngling, den des Wissens	121
Die moralische Kraft	156	Ein Regenstrom aus Felsenriffen	96
Die Muse schweigt	112	Ein Vogel ist es, und an Schnelle	282
Die neuesten Geschmacksrichter	171	Elbe	176
Die Peterskirche	166	Elegie auf den Tod eines Jüng-	
Die Philosophen	178	lings	14
Die Philosophien	165	Elysium	42
Die Säger der Vorwelt	138	Endlich erblickt ich auch	181
Die **schen Flüsse	177	Entzweit mit einem Favoriten	34
Die Schlacht	27	Er stand auf seines Daches Zinnen	198
Die schöne Brücke	166	Erwartung und Erfüllung	153
Die schönste Erscheinung	152	Es donnern die Höhen	309
Die schwere Verbindung	163	Es führt dich meilenweit	275
Diese nur kann ich dafür	143	Es glänzen viele in der Welt	191
Die Sonntagskinder	174	Es lächelt der See	308
Die Teilung der Erde	133	Es reden und träumen	219
Die Friesfedern	167	Es steht ein groß geräumig Haus	276
Die Übereinstimmung	159	Ewigklar und spiegelrein und eben	113
Die unüberwindliche Flotte	66	Ewig starr an deinem Mund	39
Die verschiedene Bestimmung	155	Ewig strebst du umsonst	168
Die vier Weltalter	286	Falscher Studiertrieb	148
Die Weisheit wohnte sonst	95	Fastenspeisen dem Tisch des from-	
Die Weltweisen	134	men Bischofs	177
Die Worte des Glaubens	189	Feindschaft sei zwischen euch!	173
Die Worte des Wahns	258	Festgemauert in der Erden	245
Die zwei Jugendwege	105	Flach ist mein Ufer	175
Dilettant	164	Forum des Weibes	151
Dithyrambe	153	Frauen, richtet mir nie	151
Donau in **	175	Fragen	167
Dreifach ist der Schritt der Zeit	100	Frei von Tadel zu sein	163
Dreifach ist des Raumes Maß	257	Freude, schöner Götterfunken	61
Drei Worte hört man	258	Freude war in Trojas Hallen	289
Drei Worte nenn' ich euch	189	Freunde, bedenket euch wohl	174
Dumm ist mein Kopf	64	Freund! Genügsam ist der	43
Du selbst, der uns von falschem	259	Freund und Feind	161
Du willst Wahres mich lehren	157	Frisch atmet des Morgens	51
Ebler Freund, wo öffnet sich	263	Fromme, gesunde Natur	167
Ehret die Frauen! sie flechten	110	Fürchte nichts, sagte der Meister	166
Ehret ihr immer das Ganze	143	Ganz hypochondrisch bin ich	177

	Seite		Seite
Gefährliche Nachfolger	174	Jeder wandle für sich	173
Genialität	163	Jener mag gelten, er dient doch	167
Gesang der barmherzigen Brüder	309	Jeremiade	177
Gesang des Pförtners	262	Jezige Generation	157
Gesundbrunnen zu **	176	Jetzt kein Wort mehr	177
G. G.	173	Kannst du nicht allen gefallen .	163
Glaub' ich, sprichst du	119	Kannst du nicht schön empfinden	156
Glaubt mir, es ist kein Märchen	148	Kant und seine Ausleger . . .	171
Glücklicher Säugling, dir ist . .	98	Karthago	139
Gott nur siehet das Herz! . . .	161	Kassandra	289
Graf Eberhard der Greiner . .	54	Raum hat das kalte Fieber . .	174
Griechheit	174	Rein Augustisch Alter blühte . .	262
Große Monarchen zeugtest du .	101	Keiner sei gleich dem andern .	158
Gruppe aus dem Tartarus . . .	41	Kennst du das Bild	277
Gut, daß ich euch, ihr Herren .	178	Kinder der verjüngten Sonne .	38
Gutes aus Gutem das kann . .	162	Klage der Ceres	144
Gutes in Künsten verlangt ihr?	164	Kleinigkeiten	165
Güte und Größe	155	Kolumbus	110
Hast du den Säugling gesehen .	123	Korrektheit	163
Hast du etwas, so theile mir's mit	156	Kurz ist mein Lauf	176
Hektors Abschied	9	Lange kann man mit Warten . .	172
Hero und Leandro	267	Laß die Sprache dir sein . . .	164
Herrlich kleidet sie euch	104	Laura am Klavier	20
Herzlich ist mir das Laster . . .	160	Laura, Sonnenaufgangsglut . .	45
Hoffnung	219	Laura, über diese Welt	22
Holder Knabe, dich liebt das Glück	265	Leben atme die bildende Kunst .	164
Horch — die Glocken hallen . .	23	Leben gab ihr die Fabel	162
Horch — wie Murmeln	41	Leider von mir ist gar nichts .	176
Hör' ich das Psörtchen	185	Les fleuves indiscrets	177
Ich breche mich auf einer Scheibe	281	Licht und Farbe	161
Ich wohn' in einem steinernen .	281	Licht und Wärme	190
Ihr — ihr dort außen	54	Lieben Freunde, es gab	285
Ihr Matten lebt wohl	308	Liebe und Begierde	154
Ihr waret nur für wenige . . .	66	Liebtlich sieht er zwar aus . .	150
Ilias	125	Lied des Alpenjägers	309
Im	176	Lied des Fischerknaben	308
Im Hexameter steigt	165	Lied des Hirten	308
Immer strebe zum Ganzen . . .	158	Mach auf, Frau Griesbach . . .	188
Immer treibe die Furcht	167	Macht des Weibes	150
Immer zerreißt den Kranz . . .	125	Mächtig seid ihr, ihr seid's . .	150
In das Folio-Stammbuch eines		Main	175
Kunstfreundes	95	Majestas populi	159
In dem Gürtel bewahrt	164	Majestät der Menschennatur .	159
In den Ozean schiff't	153	Männer richten nach Gründen	151
In einem Thal bei armen Hirten	140	Meine Antipathie	160
Inneres und Äußeres	161	Meine Burgen zerfallen zwar .	175
Ist der holbe Lenz erschienen? .	144	Meine Laura, nenne mir . . .	18
Ja, der Mensch ist ein ärmlicher	170	Meine Ufer sind arm	176
Jägerliedchen	309	Mein Glaube	161
Jahrelang bildet der Meister . .	174	Melancholie an Laura	45
Jahrelang schöpfen wir	171	Menschliches Wirken	153
Jeden anderen Meister erkennt .	104	Menschliches Wissen	137
Jeder, sieht man ihn einzeln . .	173	Nich umwohnet mit glänzendem	175

	Seite		Seite
Millionen beschäftigen sich . . .	155	Sahst du nie die Schönheit . . .	152
Mit dem Pfeil, dem Bogen . . .	309	Salzach . . .	177
Mit dem Philister stirbt . . .	165	Schaffen wohl kann sie den Stoff . . .	169
Mit erstorb'nem Scheinen . . .	12	Schmeichelnd lockt das Thor . . .	166
Mittheilung . . .	156	Schöne Individualität . . .	161
Monument Moors des Räubers . . .	49	Schönheit . . .	168
Monument von unsrer Zeiten		Schönheit ist ewig nur eine . . .	168
Schande . . .	22	Schon so lang' umarm' ich . . .	175
Nadotewissche Totentlage . . .	201	Schön wie Engel voll Walhallas . . .	10
Nänie . . .	244	Schwäget mir nicht so viel von . . .	160
Naturforscher und Transcenden-		Schwere Prüfungen mußte . . .	136
talphilosophen . . .	173	Schwer und dumpfig, eine . . .	27
Nehmt hin die Welt, rief Zeus . . .	133	Schwindelnd trägt er dich . . .	165
Nein, länger werd' ich . . .	56	Sehnsucht . . .	265
Nicht aus meinem Nektar . . .	98	Seht, da sitzt er auf der Matthe . . .	201
Nichts ist der Menschheit . . .	173	Seht ihr dort die altergrauen . . .	267
Nichts mehr davon, ich . . .	143	Sei mir gegrüßt, mein Berg . . .	126
Nimmer, das glaubt mir . . .	153	Sei willkommen, friedliches . . .	10
Nimmer labt ihn des Baumes . . .	157	Selig durch die Liebe Götter . . .	29
Noch in meines Lebens Lenze . . .	295	Selig, welchen die Götter . . .	219
Noch seh' ich sie, umringt . . .	183	Seltames Land! Hier haben . . .	176
Nur an des Lebens Gipfel . . .	155	Senke, strahlender Gott . . .	109
Nur ein wenig's Erde . . .	108	Setzt immer voraus, daß . . .	143
Nur zwei Tugenden gibt's . . .	155	Shakespeares Schatten . . .	181
O wieviel neue Feinde . . .	148	Sieben Städte zankten sich . . .	174
Obhseus . . .	98	Siehe, voll Hoffnung vertraut . . .	105
Parabeln und Räthel . . .	275	Siehe, wie schwebenden Schritts . . .	99
Pegasus im Joche . . .	101	Siehe, wir hassen, wir streiten . . .	153
Pegnitz . . .	177	Sieh in dem zarten Kind . . .	148
Pflicht für jeden . . .	158	Sie kommt, sie kommt, des . . .	66
Phantasie . . .	169	Sie konnte mir kein Wörtchen . . .	184
Phantasie an Laura . . .	18	So bringet denn die letzte . . .	282
Philister und Schöngest . . .	167	So unermesslich ist, so unendlich . . .	160
Plöße . . .	176	So war's immer, mein Freund . . .	163
Poesie des Lebens . . .	95	So willst du treulos . . .	105
Politische Lehre . . .	159	Spiele, Kind, in der Mutter Schoß . . .	104
Pompeji und Herculaneum . . .	141	Sprache . . .	164
Priams Feste war gesunken . . .	303	Sprache gab mir einst . . .	176
Punschlied . . .	296. 297	Spree . . .	176
Quelle der Verjüngung . . .	148	Spruch des Konfucius . . .	100. 257
Rasch tritt der Tod den Menschen an . . .	309	Stammbuchblatt für August von	
Recht gesagt, Schlosser, man liebt . . .	154	Goethe . . .	263
Reiterlied . . .	241	Stanze, dich schuf die Liebe . . .	165
Resignation . . .	57	Steuere, mutiger Segler . . .	110
Rhein . . .	175	Strenge wie mein Gewissen . . .	158
Rhein und Mosel . . .	175	Suchst du das Höchste . . .	125
Ringe, Deutscher, nach römischer . . .	170	Suchst du das Unermessliche . . .	166
Ring und Stab, o seid mir . . .	150	Tausend andern verstummt . . .	152
Ritter Toggenburg . . .	203	Teile mir mit, was du weißt . . .	157
Ritter, treue Schwesterliebe . . .	203	Teuer sei mir der Freund . . .	161
Roussseau . . .	22	Thekla . . .	293
Saale . . .	176	Theophanie . . .	136
Sagt, wo sind die Vortrefflichen . . .	138	Thoren hätten wir wohl . . .	173

	Seite		Seite
Konkunft	164	Wer von euch ist der Sänger . . .	175
Träum' ich? Ist mein Auge . . .	53	Wer wagt es, Rittersmann . . .	191
Treuer, alter Homer, dir . . .	165	Weser	176
Treu, wie dem Schweizer gebührt .	175	Wichtig wohl ist die Kunst . . .	167
Tugend des Weibes	151	Wiederholen zwar kann der Ver-	
Tugenden braucht der Mann . . .	151	stand	162
Überall weicht das Weib	151	Wie die Säule des Lichts	100
Über das Herz zu siegen	168	Wie doch ein einziger Reicher . .	171
Über Ströme hast du gesetzt . . .	124	Wie heißt das Ding, das	280
Um den Szepter Germaniens . . .	124	Wie schön, o Mensch, mit . . .	78
Unaufhaltsam enteilet die Zeit . .	98	Wie tief liegt unter mir die Welt .	109
Und so finden wir uns wieder . . .	283	Wie verfhrt die Natur, um . . .	170
Unerschöpflich an Reiz, an immer .	314	Wilhelm Tell	311
Unserer hat's halter gut	177	Willkommen, schöner Jüngling . .	36
Unsterblichkeit	126	Will sich Sekt'or ewig	9
Unter allen Schlangen ist eine . .	278	Willst du dich selber erkennen . .	158
Unter mir, über mir	166	Willst du, Freund, die erhabensten .	159
Unterschied der Stnde	156	Willst du jenem den Preis	169
Verschwunden ist die finstre Nacht	262	Willst du nicht das Lämmlein . .	312
Viele sind gut und verständig . .	162	Windet nun Kranze die goldenen .	234
Vier Elemente, innig gestellt . . .	296	Wirke Gutes, du nährst	156
Vollendet! Heil dir, vollendet! . .	49	Wirke soviel du willst, du stehst .	153
Von Perlen baut sich eine Brücke .	275	Wir stammen unsrer sechs	279
Vor dem Tod erschrickst du . . .	126	Wissenschaft	172
Vor seinem Lwengarten	196	Wiz und Verstand	169
Vorüber die stöhnende Klage . . .	42	Wo du auch wanderst im Raum . .	139
Wotibtafeln	155	Wodurch gibt sich der Genius kund	163
Wahl	163	Wohin segelt das Schiff	108
Wahrheit	167	Wohlauf Kameraden, auf's Pferd . .	241
Wahrheit suchen wir beide	159	Wohl perlet im Glase	286
War es immer wie jetzt?	157	Wohne, du ewiglich Eines, dort . .	161
Warum kann der lebendige Geist . .	164	Wo ich sei, und wo mich	293
Warum will sich Geschma	163	Wollt ihr in meinen Kasten	182
Was bedeutet dein Werk?	169	Wollt ihr zugleich den Kindern . .	170
Was der Gott mich gelehrt	155	Woran erkenn' ich den besten . .	
Was der Griechen Kunst erschaffen .	263	Staat	160
Was ich ohne dich wäre	157	Würde der Frauen	110
Was rennt das Volk	222	Würde des Menschen	143
Was zrntst du unsrer frohen . . .	35	Würden	100
Weibliches Urtheil	151	Zeigt sich der Glückliche mir . . .	136
Weil du liefst in ihr	137	Zenith und Nadir	139
Weil ein Vers dir gelingt	164	Zeus zu Herkules	98
Weisheit und Klugheit	159	Zieh, holde Braut, mit unserm . .	218
Weit in nebelgrauer Ferne	187	Zu Nachen in seiner Kaiserpracht .	299
Welche Religion ich bekenne . . .	161	Zu Archimedes kam	137
Welches Wunder begibt sich? . . .	141	Zu Dionys, dem Tyrannen	230
Welche wohl bleibt von allen . . .	165	Zum Kampf der Wagen	205
Wenn dein Finger durch	20	Zwei Eimer sieht man ab und auf .	277
Wenn rohe Kräfte feindlich	311	Zweierlei Genien sind's, die dich .	138
Wer möchte sich an Schatten-		Zweierlei Wirkungsarten	156
bildern weiden	95	Zwei sind der Wege, auf welchen .	105

Inhalt.

(Die mit * versehenen Nummern sind von Körner, die mit ** bezeichneten in dieser Ausgabe hinzugefügt worden.)

Vorwort des Herausgebers	[S. 5]
Schillers Leben und Werke	[S. 7]

Gedichte.

1780.	Seite	1785.	Seite
1. Sektors Abschied	9	27. Der Kampf	56
2. Amalia	10	28. Resignation	57
3. **Brutus und Cäsar	10	29. An die Freude	61
4. *Eine Leichenphantasie	12	30. **Bittschrift	64
1781.		31. **An Körner	66
5. *Elegie auf den Tod eines Jünglings	14	1786.	
6. Phantasie an Laura	18	32. Die unüberwindliche Flotte	66
7. Laura am Klavier	20	1788.	
8. Rousseau	22	33. Die Götter Griechenlands	68
9. Die Entzückung an Laura	22	34. Einer jungen Freundin ins Stammbuch	72
10. Die Kindesmörderin	23	35. Die berühmte Frau	73
11. Die Schlacht	27	1789.	
12. Der Triumph der Liebe	29	36. Die Künstler	78
13. Das Glück und die Weisheit	34	1793.	
14. An einen Moralisten	35	37. *In das Folio = Stammbuch eines Kunstfreundes	95
15. An den Frühling	36	1795.	
16. Die Größe der Welt	37	38. Poesie des Lebens	95
17. Die Blumen	38	39. Die Macht des Gefanges	96
18. Das Geheimnis der Remi- niscenz	39	40. Das Kind in der Wiege	98
19. Gruppe aus dem Tartarus	41	41. Odysseus	98
20. Elfsium	42	42. Das Unwandelbare	98
21. *Die Freundschaft	43	43. *Zeus zu Hercules	98
22. *Melancholie an Laura	45	44. Der Tanz	99
23. **Monument Moors des Räubers	49	45. Spruch des Konfucius	100
24. Der Flüchtling	51	46. Würden	100
25. An Minna	53	47. Deutschland und seine Fürsten	101
26. Graf Eberhard der Greiner	54	48. Pegasus im Joch	101

	Seite		Seite
49. Der spielende Knabe	104	97. *Forum des Weibes	151
50. Die Johanniter	104	98. *Das weibliche Ideal	151
51. Der Sämann	105	99. *Die schönste Erscheinung	152
52. Die zwei Tugendwege	105	100. *Der griechische Genius	152
53. Die Ideale	105	101. *Erwartung und Erfüllung	153
54. Der Kaufmann	108	102. *Das gemeinsame Schicksal	153
55. An die Broschürenmacher	108	103. *Menschliches Wirken	153
56. Der Abend	109	104. *Der Vater	153
57. Der Metaphysiker	109	105. Dithyrambe	153
58. Columbus	110	106. *Liebe und Begierde	154
59. Würde der Frauen	110	107. *Güte und Größe	155
60. Abschied vom Leser	112	108. Motivtafeln:	
61. Das Ideal und das Leben	113	1	155
62. Der Genius	119	2. Die verschiedene Be-	
63. Das verschleierte Bild zu Sais	121	stimmung	155
64. Der philosophische Egoist	123	3. Das Belebende	155
65. Die Antike an den nordischen		4. Zweierlei Wirkungs-	
Wanderer	124	arten	156
66. Deutsche Treue	124	5. Unterschied der Stände	156
67. *Das Höchste	125	6. Das Werte und Wir-	
68. *Ilias	125	dige	156
69. *Unsterblichkeit	126	7. Die moralische Kraft	156
70. Der Spaziergang	126	8. Mitteilung	156
71. Die Teilung der Erde	133	9. An *	157
72. Die Weltweisen	134	10. An **	157
73. Theophrast	136	11. An ***	157
74. Einem jungen Freunde	136	12. Jüngige Generation	157
75. Archimedes und der Schüler	137	13. An die Muse	157
76. Menschliches Wissen	137	14. Der gelehrte Arbeiter	157
77. Die Sänger der Vorwelt	138	15. Pflicht für Jeden	158
78. Die Führer des Lebens	138	16. Aufgabe	158
79. Karthago	139	17. Das eigene Ideal	158
80. Zenith und Nadir	139	18. An die Mystiker	158
		19. Der Schlüssel	158
		20. Der Aufpaffer	158
		21. Weisheit und Klugheit	159
		22. Die Übereinstimmung	159
		23. Politische Lehre	159
		24. Majestas populi	159
		25. An einen Weltverbess-	
		ser	159
		26. Meine Antipathie	160
		27. An die Astronomen	160
		28. Astronomische Schriften	160
		29. Der beste Staat	160
		30. Mein Glaube	161
		31. Inneres und Äußeres	161
		32. Freund und Feind	161
		33. Licht und Farbe	161
		34. Schöne Individualität	161
		35. Die idealische Freiheit	162
		36. Die Mannigfaltigkeit	162
		37. Die drei Alter der Natur	162

1796.

81. Das Mädchen aus der	
Fremde	140
82. Pompeji und Herculaneum	141
83. *Die beste Staatsverfassung	143
84. *An die Gesetzgeber	143
85. **Würde des Menschen	143
86. *Das Ehrwürdige	143
87. Klage der Ceres	144
88. *Falscher Studiertrieb	148
89. *Quelle der Verflüchtung	148
90. Die Geschlechter	148
91. *Der Naturkreis	149
92. Das Geschenk	150
93. *Der Genius mit der um-	
gekehrten Fackel	150
94. Macht des Weibes	150
95. *Tugend des Weibes	151
96. *Weibliches Urteil	151

	Seite		Seite
38. Der Genius	162	134. **Die neuesten Geschmacks-	
39. Der Nachahmer	162	richter	171
40. Genialität	163	135. Kant und seine Ausleger . .	171
41. Die Forscher	163	136. **Der Geist und der Buch-	
42. Die schwere Verbindung	163	stabe	172
43. Korrektheit	163	137. Wissenschaft	172
44. Das Naturgesetz	163	138. **Das philosophische Ge-	
45. Wahl	163	sprach	172
46. Tonkunst	164	139. **Das Deutsche Reich . .	172
47. Sprache	164	140. **Ein deutsches Meisterstück	172
48. An den Dichter	164	141. *Deutsches Lustspiel . . .	173
49. Der Meister	164	142. *Naturforscher und Trans-	
50. Der Gürtel	164	cendentalphilosophen . . .	173
51. Dilettant	164	143. **An die vorerligten Ver-	
52. Die Kunstschwäzer	164	bindungsstifter	173
53. Die Philosophien	165	144. G. G.	173
54. Die Kunst der Mägen	165	145. *Buchhändler = Anzeige . .	173
55. Der Homeruskopf als		146. Griechheit	174
Siegel	165	147. *Gefährliche Nachfolge . .	174
109. Kleinigkeiten:		148. Die Sonntagskinder	174
1. Der epische Hexameter	165	149. **Der Wolfische Homer . .	174
2. Das Distichon	165	150. Die Homeriden	175
3. Die achtzeilige Stanze	165	151. Die Flüsse:	
4. Der Obelisk	166	1. Rhein	175
5. Der Triumphbogen	166	2. Rhein und Mosel	175
6. Die schöne Brücke	166	3. Donau in **	175
7. Das Thor	166	4. Main	175
8. Die Peterskirche	166	5. Saale	176
110. **Das Regiment	166	6. Elbe	176
111. **Philister und Schöngelst	167	7. Pleiße	176
112. **Das Subjekt	167	8. Elbe	176
113. **Fragen	167	9. Spree	176
114. *Die Triebfedern	167	10. Wejer	176
115. **Wahrheit	167	11. Gesundbrunnen zu **	176
116. **Schönheit	168	12. Pegnitz	177
117. **Bedingung	168	13. Die **schen Flüsse . .	177
118. **Der Vorzug	168	14. Salzach	177
119. **Die Erzieher	168	15. Der anonyme Fluß . .	177
120. **Der Verstand	168	16. Les fleuves indiscrets	177
121. **Die Phantasie	169	152. Jeremiade	177
122. **Die Dichtungskraft . . .	169	153. Die Philosophen	178
123. **Wiz und Verstand	169	154. Shakespeares Schatten . .	181
124. **Das Mittelmäßige und		155. Das Spiel des Lebens . .	182
das Gute	169	156. Die Begegnung	183
125. **Bedeutung	169	157. Das Geheimniß	184
126. *Deutscher Genius	170	158. Die Erwartung	185
127. Der moralische Dichter . .	170	159. An Emma	187
128. *Das Verbindungsmittel .	170		
129. Der Kunstgriff	170		
130. Der erhabene Stoff	170		
131. *Der Zeitpunkt	171		
132. **Das Unverzeihliche . . .	171		
133. Die Danaiden	171		
		1797.	
		160. **An Frau Griesbach . .	188
		161. Die Worte des Glaubens	189
		162. Licht und Wärme	190
		163. Breite und Tiefe	191

	Seite		Seite
164. Der Taucher	191	190. Das Mädchen von Orleans	266
165. Der Handschuh	196	191. Hero und Leander	267
166. Der Ring des Polykrates	198	192. Parabeln und Rätsel	275
167. Kadowessische Totentlage	201	1802.	
168. Ritter Toggenburg	203	193. Dem Erbprinzen von Wei-	
169. Die Kraniche des Ibykus	205	mar	282
170. Der Gang nach dem Eisen-		194. Die Gunst des Augenblicks	283
hammer	211	195. An die Freunde	285
171. *An Demoiselle Elevoigt	218	196. Die vier Weltalter	286
172. Hoffnung	219	197. Kassandra	289
1798.		198. Thetia, eine Geisterstimme	293
173. Das Glück	219	1803.	
174. Der Kampf mit dem Drachen	222	199. Der Jüngling am Bache	294
175. Die Bürgschaft	230	200. Der Pilgrim	295
176. Das Eleusische Fest	234	201. Punschlied	296
177. **Reiterlied	241	202. Punschlied. Im Norden zu	
178. Des Mädchens Klage	243	singen	297
179. Mänie	244	203. Der Graf von Habsburg	299
1799.		204. Das Siegesfest	303
180. Das Lied von der Glocke	245	205. **Aus Wilhelm Tell:	
181. Spruch des Konfucius	257	1. Lied des Fischerknaben	308
182. Die Worte des Wahns	258	2. Lied des Hirten	308
1800.		3. Lied des Alpenjägers	309
183. An Goethe	259	4. Jägerliedchen	309
184. **Gefang des Pfortners	262	5. Gesang der barmher-	
185. Die deutsche Muse	262	zigen Brüder	310
186. Die Antiken zu Paris	263	1804.	
187. **Stammbuchblatt für		206. Berglied	310
August von Goethe	263	207. *Wilhelm Tell	311
1801.		208. Der Alpenjäger	312
188. Der Antritt des neuen Jahr-		1805.	
hundertis	264	209. *Einem Freunde ins	
189. Sehnsucht	262	Stammbuch	314
Anmerkungen			
Lesarten			
Alphabetisches Verzeichniß der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte			



30, —

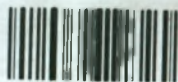




WYŻSZA SZKOŁA
PEDAGOGICZNA W KIELCACH
BIBLIOTEKA

098241

Biblioteka WSP Kielce



0162058